Grimm, Albert Ludwig :
Mährchen aus dem
Morgenlande . - 2. Abdr. . -
Hamburg : Heubel , 1844

kun/c0875

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0001-8
DFG

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0002-3
DFG

Mährchen

aus dem

Morgenlande

für die Jugend

von

A. L. Grimm.

Mit fünf farbigen Stahlstichen

von

J. B. Sonderland.

Zweiter Abdruck.

Hamburg,
Verlag von Georg Heubel
1844.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0003-9
DFG

HT 15342586

19 Kun.
c0875

Univ.- und Landesbibliothek * Düsseldorf

1742.240 01

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0004-5

DFG

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0005-0

Vorrede.

Für Aeltern.

„Die Blume der Arabeske steht da! Laß aufsteigen aus ihr schöne Gestalten!

„Keine Dichtung vermag, dem menschlichen Herzen so feine Dinge so fein zu sagen, als der Roman, und vor allen Romanen das Feenmährchen. In ihm ist die ganze Welt und ihre innere Werkstätte, das Menschenherz, ganz unser.

„Nur sei man selbst ein von der Fee begabter Glücklicher, um in dieser Zauberwelt ihre Geschäfte zu verwalten.“

Seit der Verfasser dieser Jugendschrift mit einem ersten Versuche in dieser Dichtungsart an das Licht hervortrat, der von dem Publikum so freundlich aufgenommen worden, daß er, die Nachdrücke ungerechnet, drei Auflagen erlebte, hat sich die Welt in ihrer Art und Richtung so wesentlich umgestaltet, hat sie sich so ganz der Politik und praktischer Nützlichkeit zugewendet, ist so voller Maschinen und nebenbei voll Dampfs geworden, daß man mit der gleichen Gabe kaum mehr gleiche Aufnahme zu gewärtigen haben dürfte. Darum schien es dem Verfasser nothwendig, diesen jüngern Kindern seiner Muse bei ihrem Austritte aus dem engen Familienkreise, dem sie bis jetzt angehörten, und bei dem Eintritte in diese umgestaltete Welt

einen Empfehlungsbrief mitzugeben, der vielleicht bei Vielen doch noch einige Geltung haben dürfte.

Mögen die oben angeführten Aeusserungen des seligen von Herder über das Mährchen als ein solcher Empfehlungsbrief angesehen werden.

Jene wenigen treffenden Worte sprechen zugleich auch mein ganzes Glaubensbekenntniß über diese Dichtungsart aus. Denn auch ich sehe in dem Mährchen nicht ein bloßes nichtiges Spiel der Phantasie mit wunderlich zusammen gestellten Bildern, die plan- und ideenlos zu eitler Lust der Beschauer zusammen gehäuft wurden. Ich verlange, daß durch das ächte Mährchen für das gesunde Auge eine leitende Idee, als ein obgleich kaum bemerkbarer Ariadnefaden, durch das Labyrinth seiner anmuthigen Irrgänge hindurchziehe, und daß selbst die einzeln darin aufstoßenden Bilder nur die lachenden und bunten Gewande ewiger Wahrheiten seien, die sie zwar umhüllen, aber doch die schön gerundeten Formen derselben durch flatternde Falten und schimmernde Farben hindurch erkennen oder doch ahnen lassen.

Demungeachtet muß sich das Mährchen aber im Ganzen und in seinen Theilen durch buntern Schmuck und freiere Bewegung ebenso weit von der Parabel, als von der Allegorie entfernt halten.

Auch religiös sei das Mährchen. Es walte in ihm eine ewige Gerechtigkeit, die das Gute belohnt, das Böse bestrafet, eine weise gütige Vorsehung, die Alles trägt und lenket! Sei diese Gerechtigkeit, diese Vorsehung nun der Ausfluß der Eigenschaften des Herrschers im hohen Olymp, sei es das über der Genienwelt waltende unabwendbare Schicksal der Mahomedaner, sei es der dem Mährchen eigenthümliche König der Geister, die durch tausend und aber tausend gute und böse Genien, Feen und Zauberer die Schicksale der Menschen lenken; man erkenne nur diese Lenkung, dieses Walten darin, so wird es das Herz des jugendlichen Lesers erheben und gute Eindrücke in ihm zurücklassen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0008-7
DFG

13657 A.
xx €80,-

Grimm's Mährchen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0009-6
DFG

Ohne dieses höhere Walten, ohne dieses Heer von Genien und Geistern lassen sich wahrhafte Mährchen nicht dichten. Hat uns nicht Homer in seiner Odyssee ein wundervolles Mährchen hinterlassen? Aber er hat, als Genienwelt, die ganze Götterwelt seines Volkes darin verflochten, und diese dadurch nur noch weiter ausgebildet.

Wolltet Ihr aber läugnen, daß die Odyssee ein wahrhaftes Mährchen sei, so weise ich Euch hin zu den Mährchen, deren Mährcheneigenschaft Ihr doch wohl nicht läugnen werdet, zu den Mährchen der „Tausend und eine Nacht." Klingen in den Reisen des Seemanns Sindbad nicht Erinnerungen an die Fahrten des Odysseus wieder? Freilich hat der letzte Erzähler dieser Reisen Homers unsterbliches Gedicht sicher nicht gekannt. Allein ein erster Erzähler kannte es gewiß. Bis es aber durch Volk zu Volk, und von Generation auf Generation, und von Munde zu Munde kam, und immer anders und anders erzählt, und zuletzt von einem unbestreitbar genialen Erzähler endlich als die Reisen Sindbads in jenen gesammelten Mährchenschatz niedergelegt wurde, da war es freilich ein anderes Mährchen geworden. Indessen erkennt das Ohr die bekannten Klänge darin wieder, wie Glocken der Heimath.

Aehnlich hat Ovid in seinen Metamorphosen seine Götterlehre benutzt. Auch Apulejus hat sein unnachahmlich schönes Mährchen von der Psyche mit der Götterlehre seines Volks und seiner Zeit durchflochten.

Sollen nun aber auch wir unser Christenthum mit der Mythologie der Genien und Feen, die sich nach und nach in den Mährchen gebildet, vermengen, wenn wir neue Mährchen erzählen? — Ich gestehe, daß mir noch wenige solcher Versuche vorgekommen, die nicht meinem Gefühle widerstrebt, äußerst wenige, die ich gelungen nennen möchte, so genial auch manche ersonnen, so gefeiert die Namen der Dichter auch sein mochten, die sie erzählt.

Aus solchen Rücksichten wurde der Schauplatz, wo diese Mähr-

chen sich bewegen, in das Morgenland verlegt. Die Phantasie spielt solche Geschichten ja ohnehin so gerne in große Entfernungen der Zeit und des Raumes hinaus, und dort ist überhaupt der glückliche Boden für solche üppig treibende und blühende Bäume.

Möchte diesen Mährchen das Glück widerfahren, aus solchen Gesichtspunkten betrachtet zu werden! Dann werden sie auch — ich wage dies zu hoffen! — von der heutigen Welt, doch nicht gar zu vornehm von oben herunter betrachtet oder gar mit Verachtung auf die Seite gestoßen werden, sondern man wird sie doch wohl in den Händen der Jugend dulden, da man sich ja sagen darf, daß in den bunten unnützen Schalen doch eßbare Kerne stecken sollen.

Möchte aber dem Erzähler dieser Mährchen das Glück zu Theil werden, daß ein dem Verfasser des voranstehenden Empfehlungsbriefes befreundeter Geist in ihm „den von der Fee begabten Glücklichen erkenne, der würdig ist, in dieser Zauberwelt ihre Geschäfte zu verwalten."

Weinheim, im Herbstmonate 1842.

A. L. G.

Zum zweiten Abdruck.

Bei diesem zweiten Abdrucke sind nur die in dem ersten vorkommenden Druckfehler und wenige andere Versehen verbessert; im Uebrigen ist er demselben völlig gleich.

Weinheim, im Lenzmonate 1843.

A. L. G.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0012-9
DFG

I.

Das Mährchen

von

Juffuf, dem Kaufmann aus Balfora.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0013-4 DFG

Die Geschichte von Jussuf aus Balsora.

I.

Vor vielen hundert Jahren, ungefähr um die Zeit, als der berühmte Kalif Harun al Raschid in Bagdad herrschte, lebte in der Stadt Balsora ein angesehener Kaufmann, der war Jussuf geheißen. Er hatte von seinem Vater ein ansehnliches Vermögen ererbt, und sein väterliches Haus ward zu den prächtigsten Palästen der Stadt gerechnet, wie es denn auch an einem der schönsten Plätze derselben gelegen war.

Nicht sowohl zur Besorgung der Geschäfte seines Haushaltes, als vielmehr zu seiner Unterstützung in seinen Handelsgeschäften mußte er eine große Menge von Sclaven und Sclavinnen halten; denn sein Geschäft war sehr ausgebreitet. Das größte Kaufgewölbe auf dem Bazar der Stadt gehörte sein, und es war immer mit den kostbarsten Waaren gefüllt, die er entweder auf Meerschiffen oder auf dem Rücken seiner Kameele aus den entlegensten Theilen der Erde zusammenbringen ließ.

Man sah darin die köstlichsten Gaben der Natur neben den schönsten und reichsten Erzeugnissen der Kunst; die kostbarsten Gewebe und Stoffe, werthvolle Geräthe und Geschirre aus Silber und Gold, prachtvolle Geschmeide und Kleinodien, mit flimmernden Edelsteinen

aller Art verziert, waren unter und über einander aufgehäuft. Mehr aber, als diese Kostbarkeiten selbst, gefiel die anmuthige Anordnung und Verbindung, in welcher dies Alles zum Verkaufe ausgestellt war.

Es war darum nicht zu wundern, daß der Zulauf zu seinem Kaufgewölbe in einer so großen und so reichen Stadt sehr stark war. Denn es war schon einmal zur Gewohnheit geworden, sich nur an Jussuf zu wenden, wenn man irgend etwas kaufen wollte, was entweder wegen seines innern Werthes oder um der künstlichen Arbeit willen bei den wohlhabenden Bewohnern der Stadt zur Mode geworden war. Konnte man die gesuchte Sache auch auf andern Waarenlagern eben so gut und eben so schön finden, so ging man doch immer lieber zu Jussuf, wenn man sie bei ihm auch theurer bezahlen mußte. Denn man hatte nun einmal das Vertrauen, daß man bei ihm Alles ächter, schöner und geschmackvoller fände, als bei andern Kaufleuten. Mag dies indessen auch blos ein günstiges Vorurtheil gewesen sein, so ist doch das gewiß, daß man in keinem andern Kaufgewölbe alle Gegenstände, die zur Annehmlichkeit und Bequemlichkeit des Lebens gehören, so beisammen vereinigt fand, als bei Jussuf.

Darum konnte es nicht fehlen, daß sein Reichthum sich von Tag zu Tag vergrößerte, wie sein Geschäft sich auch immer mehr ausbreitete. In gleichem Maße vermehrte sich aber auch zugleich seine Sorge und seine Anstrengung in Beaufsichtigung der vielen Menschen, die er beschäftigte, seine Thätigkeit bei Ausrüstung seiner Schiffe und bei der Ankunft und Absendung seiner Karawanen.

Einige Jahre hatte er auf diese Weise sein Geschäft fortgesetzt, und bei seiner großen Thätigkeit sich und die Sorge für seine Gesundheit ganz vergessen, als er mit einemmale fühlte, daß seine bisherige Kraft abnahm und bald erschöpft sein werde, wenn er sich nicht zuweilen einige Erholung gönnte. Da kam ihm die Gelegenheit sehr willkommen, die sich ihm zum Ankauf eines schönen Landgutes zufällig in jener Zeit darbot. Es lag nur einige Meilen von

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0016-1
DFG

der Stadt, aufwärts am Strome, in einer eben so anmuthigen als fruchtbaren Gegend, bot Gelegenheit zur Jagd und Fischerei, und der Preis war so billig, daß er, ohne sich lang zu besinnen, den Kauf abschloß. Er hatte dabei die Absicht, sich in jeder Woche einen oder mehrere Tage aus seinen Geschäften herauszureißen, um sie in der Ruhe und Stille des ländlichen Aufenthaltes seiner Erholung und dem Vergnügen zu widmen.

Durch einen erfahrenen Baumeister ließ er sich an der Stelle des alten Landhauses auf einer Anhöhe ein neues geschmackvolleres erbauen und mit einem großen anmuthigen Kunstgarten umgeben. Und als so Alles geordnet und eingerichtet war, schloß er am Ende jeder Woche sein Kaufgewölbe so frühe, daß er noch hinausreiten konnte. Dort wollte er dann von den Mühen der vorhergegangenen Tage ruhen und sich durch die Jagd oder beim Fischen erheitern, und neue Kräfte in der Ruhe des ländlichen Aufenthaltes sammeln.

Die Gewohnheit ist oft aber mächtiger, als unser Wille. Er war nun einmal so sehr an ein thätiges Leben gewöhnt, daß seine Gedanken doch immer bei seinen Waaren im Kaufgewölbe zurückblieben, oder mit seinen Schiffen auf fernen Meeren dahinfuhren. Daher kam es denn auch, daß er bald die Hoffnung aufgab, von diesem ländlichen Aufenthalte einen großen Gewinn für die Erheiterung seiner Seele und für seine Gesundheit zu ziehen. Er beschäftigte sich wohl mit der Jagd, mit Fischerei und mit der Erziehung seltener Blumen in den Beeten vor seinem Landhause, oder wohl auch mit der Pflege seltener ausländischer Vögel, die er in einem großen Vogelhause fütterte und unterhielt. Dies Alles konnte ihm aber nicht auf die Dauer genügen. Das Jagen der wilden Thiere erschien ihm bald als ein allzugrausames Vergnügen; die Fischerei ward ihm langweilig; die Pflege der Blumen war ihm zu einförmig; und wenn er die eingesperrten fremden Vögel betrachtete, so fühlte er das innigste Mitleid mit ihnen, weil sie ihrer Freiheit entbehrten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0017-7
DFG

Einst hatte er auch wieder Alles versucht, sich zu zerstreuen oder zu erheitern, ohne daß es ihm gelungen wäre; da saß er dann halb mißmuthig in dem offenen Säulengange, der sich an der Seite seines Landhauses hinzog, und seine Blicke schweiften über die Blumenbeete vor ihm nach der Ferne hinaus.

Dort konnten seine Augen auf eine kleine Strecke den Lauf des Flusses Schat al Arab verfolgen, der, aus der Vereinigung des Eufrad und Tigris entstanden, zwischen grünbekleideten Ufern dahinströmte. Einige große Waarenschiffe fuhren darauf vorüber, etliche Fischerkähne wurden sichtbar.

„Ei, du herrlicher Strom!" rief Jussuf aus, nachdem er lange sinnend hinausgestarrt hatte. „Schade, daß du dich so bald unterhalb der königlichen Stadt Balsora in das Meer ergießen mußt. Dort bist du verschwunden und vergessen. Der Seefahrer auf dem hohen Meere denkt nicht mehr daran, daß sich auch die Wasser des heimathlichen Stromes unter die Wellen gemengt haben, die der Kiel seines Schiffes durchschneidet. — Je nun!" fuhr er nach kurzem Nachsinnen fort, „ergeht es mir selbst denn wohl besser? Jetzt bin ich noch thätig in meinem Geschäfte; meine Schiffe gehen auf dem Meere nach Morgen und Mittag und Abend; meine Kameele durchziehen die Wüsten Arabiens und die Steppen der Tartarei und Persiens bis nach Indien hin; tausend und tausend Menschen nennen mich noch den reichen Handelsherrn Jussuf, und preisen mich als den glücklichsten Sterblichen. — Noch eine kurze Strecke, und mein Dasein verschwimmt, wie das deinige, in dem Meere der Ewigkeit."

Unter solchen ernsten Betrachtungen und Selbstgesprächen hatte er kaum bemerkt, daß ein großer bunter Schmetterling sich schwebend über dem nächsten Blumenbeete hin und her wiegte, gleich als sei er unschlüssig in der Wahl der Blumen, auf die er sich niedersetzen wollte. Er wurde wohl aufmerksam auf seine breiten Flügel, die von den prächtigsten Farben prangten, als sich der buntschimmernde

Tagfalter auf ein scharlachroth blühendes Mohnhaupt setzte, gleich als wolle er durch die Mannigfaltigkeit seiner Farben den Glanz der Blume verdunkeln.

„Welche Pracht der Farben! welch schöne Zeichnung der Flügel!“ rief Jussuf nun aus. „Den seltenen Vogel möchte ich besitzen. Die Färber, die mir die seidenen Stoffe färben, könnten sich an ihm die Lebhaftigkeit der Farben, und die Weber die Zeichnung und die wohlthuende Zusammenstellung der Farben zum Vorbilde nehmen.“

Da der Schmetterling ruhig auf seiner Mohnblume sitzen blieb, nahete sich Jussuf vorsichtig, um ihn zu erhaschen. Weil er aber nichts Anderes zur Hand hatte, nahm er seinen Turban vom Haupte, deckte mit demselben schnell Schmetterling und Mohnblume, und drückte so beide zur Erde nieder. Der Schmetterling war nicht weggeflogen, er mußte sich also unter dem Turban befinden.

Schon freute er sich seines glücklichen Fanges, und wollte eben den Turban vorsichtig auf einer Seite in die Höhe wenden, um den darunter gefangenen sicher zu haschen, da bemerkte er mit einemmale, daß sich der Turban von der Erde erhob, und unter demselben ein menschliches Wesen immer höher und höher heraufwuchs.

Voll Staunen darüber trat er einen Schritt zurück, da stand, ehe er sich's versah, eine Jungfrau von so ausnehmender Schönheit vor ihm, wie er noch nie zuvor eine gesehen hatte. Ihr Gesicht war unverschleiert, und auf dem Haupte saß ihr sein Turban. Lächelnd griff sie darnach, und indem sie ihn abnahm und ihm hinreichte, sprach sie mit schalkhafter Miene: „Hier, Freund Jussuf, nimm ihn nur wieder. Dieser Turban ist gewohnt, ein Gehirn zu bedecken, in welchem nur sehr ernste und hohe Gedanken herrschen. Er möchte sich darum schlecht geehrt fühlen, wenn er meinen leichtfertigen Gedanken zum Deckel dienen müßte.“

„Du scherzest, erhabene Genientochter!“ erwiderte Jussuf. „Denn daß du kein gewöhnliches menschliches Wesen bist, würde schon deine

unerreichbare Schönheit bezeugen, wenn es auch nicht die wunderbare Art deiner Erscheinung auſſer allem Zweifel setzte.

„Es kann sein", entgegnete die Jungfrau, „daß du es errathen hast, daß ich so etwas bin, wie du vermutheſt. Doch das laß nur gut sein. Heute bin ich zu dir gekommen, um dir deine wunderlichen Grillen vertreiben zu helfen. Komm, laufe einmal mit mir um die Wette." Zugleich warf sie ihm die Mohnblume, die er mit seinem Turban niedergeschlagen hatte, etwas unsanft ins Gesicht und lief davon.

Jussuf blieb unentschlossen stehen und schaute ihr nach. Da hielt sie in ihrem Laufe ein, und rief ihm zurück: „Nun, bist du zu einer Bildsäule geworden? Kannst du nicht laufen? So laufe doch und hole mich einmal ein, wenn du kannst."

Ihr schalkhaftes Wesen gab ihr eine unwiderstehliche Anmuth, so daß er ihr nachlaufen mußte, obgleich er eben noch so ernst gestimmt gewesen. Sie flog vor ihm her, ließ ihn oft in ihre Nähe kommen, beugte aber dann plötzlich seitwärts vom Wege aus, und lief, ihm zu entgehen, über den Rasen. Selbst die Blumenbeete schonte sie nicht, und wenn es galt, ihm zu entwischen, rannte sie über dieselben hin, der schönsten Pflanzung nicht achtend. Je mehr sie ihn auf solche Weise neckte, um so mehr strengte er sich an, sie einzuholen. Endlich schien sie erschöpft, und warf sich, tief athmend, auf eine Rasenbank. „Hier ist die Freistatt!" rief sie. Abgemattet und ausser Athem von der ungewohnten Anstrengung des Laufens, folgte er ihrem Beispiele, und ließ sich neben sie auf den Rasensitz nieder.

Sie pflückte, während sie sich erholte, einige Blumen und Zweige, die ein blühender Strauch über dem Rasen zu einem grünen Dache ausgebreitet hatte, und wand mit eigener Geschicklichkeit einen Kranz daraus. „Komm nun", sagte sie zu Jussuf, als der Kranz fertig war, „komm, laß uns den Kranz nun auch werfen." Sie stand auf mit diesen Worten, und führte ihn auf den nächsten freien Platz,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0020-3

schwang sich tanzend mit dem Kranze in hochgehaltener Rechte einigemale im Kreise, und warf ihn dann in die Höhe.

Der Blumenkranz flog hoch hinauf, während sie dabei die Worte sang:

„Schwing dich, frischer Blüthenkranz,
Droben strahl im Farbenglanz.
Doch nun sink und sinke wieder,
Laß dich auf mein Haupt hernieder!"

Hoch oben über dem Schatten der umherstehenden Bäume schien er schwebend im Sonnenscheine zu stehen, daß die Farben der Blumen in einem ganz eigenthümlichen Glanze leuchteten. Dann sank er in sanften Schwingungen allmählig nieder und lag auf ihrem Haupte, als habe sie ihn selbst aufgesetzt, sich damit zu bekränzen.

Sie nahm ihn von ihren Locken und reichte ihn Jussuf hin: „Jetzt ist die Reihe an dir!" sagte sie. „Schwing hin, und sieh, ob er dir auch auf das Haupt zurückfällt." Jussuf nahm ihn und warf ihn ebenfalls so hoch, als er konnte; allein er erreichte doch nicht mit ihm die sonnige Höhe, und der Kranz fiel schnell und in weiter Entfernung von ihm auf die Erde.

Ehe er sich ganz besonnen hatte, war sie schon dort, hob den Kranz auf und lachte herzlich über seine Ungeschicklichkeit. Sie schwang ihn wieder tanzend auf die vorige Weise und sang den Reim dazu. Auch diesmal schwebte der Kranz hoch über den Gipfeln der Bäume im Sonnenschein, und sank dann wieder auf ihr Haupt hernieder, wie das erstemal. Jussuf mußte es wieder versuchen, allein es gelang ihm nicht besser, als vorher. Darauf schwang sie ihn wieder, und fing ihn wieder. Nachdem sie es ihm so etlichemal vorgemacht hatte, rief sie schalkhaft lachend: „Ei, hast du es noch immer nicht gemerkt, woran es bei dir fehlt? Warum singst du mein Liedchen nicht, wenn du den Kranz schwingst? Versuch's noch einmal, und singe dazu, so wird's gleich besser gelingen."

Jussuf that's. Er schwang den Kranz und sang den Vers, und

siehe, der Kranz schwebte bis in den Sonnenschein hinauf und fiel in sanften Schwingungen auf sein Haupt zurück, ihm den Turban umkränzend. „Siehst du?“ sagte die Jungfrau lachend, „es kommt nur auf den kleinen Vortheil an. Sie schwangen so den Kranz noch etlichemal; dann nahm sie ihn und rief: „Nun ist's genug, sonst wird das Spiel langweilig.“ Sie warf ihn in die Höhe und sang dabei:

„Schwing dich auf, du frischer Kranz!
Droben schweb im Sonnenglanz;
Schmücke dort am Waldessaum
Farbig bunt den düstern Baum.“

Der Kranz schwebte über den freien Platz weit hinüber gegen den Rand des Lustwaldes. Dort zerriß er plötzlich in der Luft, und die Blüthen regneten gleichsam auf einen düstern Cypressenbaum, und hingen auf ihm, daß er mit einemmale mit einer Menge der herrlichsten Blüthen über und über geschmückt war.

Mit Staunen sah dies Jussuf. „Ei, du Tausendkünstlerin!“ rief er. „Wie ist das möglich, daß ein Cypressenbaum solche heitere Blüthen tragen kann?“ Sie aber antwortete: „Was ist da groß zu wundern? Wer wird aus einem lustigen Spiel gleich so viel Aufhebens machen? — Komm!“ fuhr sie dann fort, „laß uns einmal Ball spielen.“

Sie pflückte hüpfend von einem nahestehenden Granatbaum einen reifen Granatapfel ab, stellte sich in ziemlicher Entfernung von ihm an einen Baum, und warf ihm den Apfel als einen Ball zu. Jussuf hatte in seinen Knabenjahren am liebsten mit dem Ball gespielt, und besaß aus jener Zeit noch so viel Uebung, daß er ihn geschickt auffing. „Ei, das geht ja gut!“ rief sie ihm zu, und fing ihn, obgleich Jussuf nicht in gerader Richtung geworfen hatte, doch mit derselben Leichtigkeit auf, als sei er ihr von dem geschicktesten Wurfe in die Hand gefallen. Sie warfen sich auf diese Weise den Granatapfel mehreremal einander zu, bis ihn Jussuf endlich fallen ließ.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0022-4
DFG

„Hei!“ rief sie, „aufgepaßt! Wer fallen läßt, bekommt Strafe!“ Und als sie den Granatapfel wieder aufgefangen hatte, winkte sie ihm und rief: „Jetzt umgekehrt, sonst gibt's einen Puff in's Gesicht.“ Jussuf blieb aber stehen, um den Wurf beobachten und ihm ausweichen zu können. Er sah sie dabei lächelnd an. „Umgekehrt!“ rief sie nochmals. Da er aber dennoch stehen blieb, hauchte sie einige leise Worte über den Granatapfel, und warf ihn dann plötzlich gegen Jussuf. Dieser wollte durch eine schnelle Beugung dem Wurfe ausweichen, allein ehe er sich's versah, fühlte er ihn an seiner Stirne. Der Granatapfel war aber so heftig aufgefahren, daß er zerplazte. Die zahlreichen Körner lagen zerstreut auf dem Boden. Aber kaum hatten sie die Erde berührt, so verwandelten sie sich in eben so viele Wespen, die in die Höhe flogen und sein Haupt umschwärmten. In der Angst vor ihren Stichen hielt er die Hände vor die Augen und lief davon. Aber der Schwarm der Wespen verfolgte ihn summend. „Wirf nur einmal deinen Turban auf die Erde!“ rief ihm die Jungfrau endlich zu, die in der Ferne stand und laut auflachte über seine Angst. Er gehorchte ihrem Rufe, ohne darüber nachzudenken, und schnell hatten sich alle Wespen unter dem Turban verkrochen.

Staunend stand er wieder und betrachtete den Turban. Da kam die Jungfrau immer noch mit ausgelassenem Gelächter herzu und fragte ihn: „Was ist dir geschehen, Freund Jussuf? Warum betrachtest du denn deinen Turban mit solch ängstlicher Aufmerksamkeit? Gelt, es ist Schade, daß es keine Bienen sind, die Honig darin sammeln könnten? Nimm ihn nur wieder auf und bedecke dein Haupt.“ Er bückte sich und hob ihn mit zögernder Aengstlichkeit auf. Aber zu seiner Verwunderung waren alle Wespen verschwunden, nur eine grüne Eidechse lief darunter hervor und verlor sich unter den Blättern und im Grase neben am Wege.

„Wie ging denn das zu?“ fragte Jussuf nachdenklich. „Das

waren doch Granatkörner und wurden Wespen? und wo sind sie nun hingekommen?" „Ei was!" antwortete die Jungfrau. „Wie ging das zu? Wer wird denn darnach fragen? Wie geht es überhaupt nur zu, daß es Granatäpfel und Wespen in der Welt gibt? Oder kannst du mir sagen, wie es zugeht, daß hier das Gräschen aus einem kleinen Samenkörnchen aufgegangen und gewachsen ist? oder wie es zugeht, daß aus jedem kleinen Körnchen in der Feige wieder ein Feigenbaum entstehen kann? Das Alles ist nun einmal so, und wenn der Mensch nach dem Allem fragen wollte, so würde er nicht fertig werden mit Fragen. Ueber dergleichen muß man nicht grübeln."

„Komm!" fuhr sie dann, schnell wieder in einen heitern und leichtfertigen Ton übergehend, fort. „Siehst du die Feige dort an dem Zweige über dem Wege hängen? Laß einmal sehen, ob du so hoch springen kannst, sie zu erreichen und zu pflücken."

Er sah die Feige hängen und sprang darnach; allein es fehlte viel bis zu der Höhe, wo sie hing. Sie munterte ihn auf, wieder und wieder zu springen, und lachte bei jedem Sprunge schalkhaft über seine vergebliche Anstrengung. Hierauf nahm sie einen kurzen Zulauf von nur wenigen Schritten und schwebte so leicht in die Höhe, als würde sie von Flügeln emporgetragen, daß sie die Feige ganz bequem pflücken konnte. Und eben so sanft schwebte sie auf der andern Seite wieder herab. „Sieh", sprach sie, indem sie ihm die Feige darhielt, „da ist sie! Nun wollen wir sie auch mit einander verzehren. Wir haben sie ja doch durch unser Springen verdient!"

Jussuf weigerte sich. „Sie gehört dir ganz!" sprach er, „denn du allein hast sie gepflückt; ich konnte sie ja nicht erreichen." „Willst du mich böse machen?" fragte sie da. „Hast du dich nicht mehr um sie bemüht, als ich? Da nimm und iß!" Sie zwang ihn durch ihre Freundlichkeit, die halbe Feige zu essen, während sie die andere Hälfte an die Lippen drückte, ein wenig von ihrem Safte nippte und sie

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0024-6

dann wegwarf. „So!“ sagte sie hierauf, indem sie in die Hände klatschte, „es war mir darum zu thun, daß du mich so bald nicht wieder vergessen kannst. Nun mußt du doch eine Weile an mich denken!“

Alsbald fing sie wieder ein neues Spiel mit ihm an; und nachdem sie dies eine kurze Zeit getrieben, ein anderes, und immer wieder ein neues, und wieder ein anderes. Der ernste Jussuf sprang und hüpfte und tanzte, wie sie es gerade haben wollte, und trieb alle die Kinderpossen mit, die sie angab, als wäre er wieder ein Knabe geworden.

Zuletzt kamen sie an einen Fischweiher, der sich in dem Garten befand. Sie sprang schnell in den bereit stehenden Fischerkahn, und ruderte mit Leichtigkeit bis in die Mitte des kleinen Sees. Dort hielt sie und rief ihm zu: „Komm doch zu mir, mein treuer Spielgenosse! komm doch herüber!“ Jussuf stand am Ufer, und wäre gerne durch das Wasser zu ihr hinübergeschritten; allein er wußte, daß es zu tief war, und schwimmen konnte er nicht. „Kommst du nicht zu mir?“ fragte sie. „Bist du wasserscheu?“

„Ich kann nicht schwimmen!“ antwortete er. „Ei, das ist auch nicht nöthig!“ rief sie ihm herüber. „Mach's wie ich!“ Und bei diesen Worten schwang sie sich leicht über den Kahn hinaus und wandelte auf der Spiegelfläche des Sees, wie auf festem Lande. Das Wasser netzte ihr nur die Sohlen.

„Wenn ich das könnte!“ rief Jussuf. „Ich bin aber zu schwer; ich würde sogleich sinken.“ Die Jungfrau war inzwischen wieder in den Kahn gesprungen und rief: „Kommst du nicht zu mir, so komm ich auch nicht mehr zu dir, und bleibe jetzt auch nicht mehr länger bei dir. Der Tag neigt sich ohnehin zum Abende. Künftig magst du denn auch wieder allein sitzen und Grillen fangen. Und willst du je einmal deine Gespielin wieder sehen, so magst du sie in dem Vaterlande des bunten Schmetterlings aufsuchen, den du heute gefangen zu haben glaubtest, der dir aber wieder entflieht. — Besinne

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0025-1

dich und komm, ehe ich drei gezählt habe. — Eins — zwei — drei!"

Indem sie die letzte Zahl aussprach, war sie verschwunden. Jussuf sah nur den bunten Schmetterling über den See hinüber flattern und sich jenseits über den Bäumen des Gartens verlieren. Der Kahn trieb schaukelnd gegen das Ufer zurück, wo er vorher gelegen. Lange stand der verlassene Jussuf, einem Träumenden gleich. Erst als die Abenddämmerung die fernen Gegenstände mit ihrem Schleier deckte, erwachte er wieder zum Selbstbewußtsein. Doch lagen die Begegnisse des Tages, wie ein wunderbarer Traum, in seiner Seele.

II.

In der Stille seines Schlafgemachs warf er sich bald auf sein Lager, und hier schwebte ihm Alles noch einmal an seiner Erinnerung vorüber, und dabei fing er an, sich weniger über die wunderbare Erscheinung der Jungfrau zu wundern, als über sich selbst, daß er, ein ernsthafter Mann, der bisher nur in der Thätigkeit und in den Sorgen seines Geschäfts gelebt, sich mehrere Stunden an kindischen Spielen ergötzt habe, wie er sie seit seinen frühesten Knabenjahren nicht mehr gespielt hatte. Nach und nach gingen seine Gedanken in Träume über.

Spät erwachte er am andern Morgen. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, und seine Sclaven warteten schon längst am Vorhange der Thüre, die in sein Schlafgemach führte, auf seine Befehle. Er erinnerte sich, daß er heute in aller Frühe nach der Stadt habe zurückkehren wollen, weil er an diesem Wochentage regelmäßig sein Kaufgewölbe offen zu halten pflegte. Es war ihm daher eine sehr willkommene Nachricht, als er erfuhr, daß sein Pferd schon gesattelt vor dem Hause halte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0026-7
DFG

Nachdem er sich schnell angekleidet und ein Frühstück genommen, bestieg er sein prächtiges arabisches Roß, und ritt, von mehreren Sclaven gefolgt, nach Balsora zurück. Als er auf den Bazar kam, um sein Kaufgewölbe zu öffnen, hatte sich dort schon eine Menge Kauflustiger gesammelt, und der Haufe wurde mit jedem Augenblick größer, so daß er kaum alle befriedigen konnte. Er hatte nicht Hände genug, Alles vorzuzeigen, was begehrt wurde, es gebrach ihm an Zeit, um auf alle Anfragen über den Werth und die Beschaffenheit der Waaren Auskunft zu geben, und wenn ein Käufer dazwischen seine empfangene Waare bezahlen wollte, so konnte er sich nicht die Zeit nehmen, das Geld zu überzählen, sondern er legte es ungezählt, sich auf die Ehrlichkeit der Bezahlenden verlassend, in seine Kasse.

Dieser Drang der Geschäfte nahm ihn so ganz in Anspruch, daß er sein gestriges Abenteuer bald wieder vergaß, obgleich ihm im Anfange das Bild seiner Spielgenossin zwischendurch in der Seele auftauchte. So vergingen ihm mehrere Tage im Gewühle seines ausgebreiteten Geschäftes. Während er nun am Ende der Woche wieder einmal in seinem Kaufgewölbe thätig war, ging ein Ausrufer vorüber, der eine kleine Sammlung ausländischer Käfer und Schmetterlinge feilbot, und dabei die Rahme in die Höhe hielt, in welcher sie aufgesteckt waren. „Wer kauft?“ rief er, „wer kauft? Lauter schöne, seltene Geschöpfe! Wohlfeil! Wohlfeil!“

Jussuf hatte, während er eben mit einem Käufer über ein kostbares Halsgeschmeide sprach, die Augen zufällig aufgeschlagen, und in der Rahme den schönen Schmetterling bemerkt, den er vor wenigen Tagen selbst fangen wollen, und aus welchem sich unter seinem Turban seine neckische Gespielin erhoben hatte. Da erstarrte ihm das Wort auf seinen Lippen. Er sah dem Ausrufer einen Augenblick stumm nach, und rief ihn dann schnell zurück. „Zeige!“ sagte er, und als er sich durch einen Blick überzeugt, daß er sich nicht getäuscht habe, bot er ihm sogleich, ohne ihn fodern zu lassen,

tausend Zechinen dafür. Da gab ihm der Ausrufer schnell die Rahme, als ob er fürchtete, das Gebot möchte Jussuf gereuen, und empfing lachend dafür die Beutel mit dem Golde.

„Ich danke Euch!" sagte er darauf. „Es ist gut, daß ich weiß, daß Ihr ein Liebhaber von dergleichen seid. Wenn mir wieder einmal so etwas unter die Hände kommt, so werde ich es gewiß zuerst zu Euch bringen, Herr Jussuf. Man sagt Euch zwar nach, Ihr verkaufet nicht wohfeil; wie ich mich jetzt überzeugt habe, bezahlt ihr aber auch gut, was Ihr einkaufet." Ganz fröhlich, und sein Glück preisend, entfernte er sich.

Jussuf hatte kaum die Rahme mit den Insekten empfangen, so bewahrte er sie sorgfältig in einem Fache seines Kaufgewölbes, während eine hohe Röthe sein Gesicht überzog, und seine Mienen große Zufriedenheit aussprachen. Die Umstehenden konnten nicht glauben, daß er ein so großer Freund und Kenner der Insekten wäre, und vermutheten, sein geübtes Auge müsse zufällig in der erkauften Rahme irgend eine ausserordentliche Kostbarkeit entdeckt haben.

Von diesem Augenblicke an hatte aber Jussuf wenig Aufmerksamkeit mehr für sein Geschäft. Seine Zerstreutheit wuchs mit jedem Augenblicke, und veranlaßte ihn, bald für eine sehr kostbare Waare einen wahren Spottpreis, bald für eine ganz unbedeutende einen übermäßig hohen Preis zu fodern. Dabei konnte er kaum den Unmuth bergen, wenn wieder neue Käufer bei ihm erschienen, und man sah ihm an, wie er ganz gegen seine sonstige Gewohnheit froh war, als er endlich bei einbrechender Nacht sein Gewölbe schliessen konnte.

Sogleich hüllte er die Rahme mit den Insekten in ein Tuch, und ließ sie durch einen Sclaven, der ihn begleiten mußte, nach Hause tragen.

Bisher war er sich nicht bewußt geworden, warum der Schmet-

terling so großen Werth für ihn habe. Er war bei dem Einkaufe nur einem dunkeln Gefühle gefolgt, und hatte sich selbst noch keine Rechenschaft darüber gegeben. Erst als er sich am Abende auf sein Ruhebette legte, that er die Frage an sich: „Aber was soll er dir denn? Jener Schmetterling flog ja vor wenigen Tagen noch über die Bäume deines Gartens hinaus; dieser aber ist aufgespießt und vertrocknet, als wäre er schon seit vielen Jahren todt. Was kann dieser also für eine Beziehung zu deiner heitern und schalkhaften Gespielin haben, die ja selbst zugestanden, daß sie eine Genientochter sey?"

Er vergegenwärtigte sich hierauf wieder jenes für ihn so merkwürdige Ereigniß; selbst die kleinsten Vorfälle bei ihren verschiedenen Spielen von dem ersten Erscheinen der Jungfrau bis zu ihrem Verschwinden aus dem Kahne gingen wieder an seiner Seele vorüber. Dabei gedachte er auch ihrer letzten Worte. „Wie sprach sie?" fragte er sich selbst. „Sagte sie nicht, wenn ich sie wieder sehen wolle, so müsse ich sie in dem Vaterlande des bunten Schmetterlings aufsuchen?" Jetzt durchblitzte plötzlich ein Gedanke seine Seele, der ihm Alles klar machte. Er gestand sich selbst, daß ihn ihr Scherz und ihre Spiele so heiter gestimmt, wie er seit seinen Knabenjahren nicht mehr gewesen; daß er darüber alle seine Sorgen und die Mühen seines Geschäftes ganz vergessen. Er fühlte den sehnlichen Wunsch, stets eine so heitere Gespielin um sich zu haben, die ihm mit ihren kindischen Scherzen solche Zerstreuung gewähren könnte. „Diese Genossin deiner Spiele", fuhr er dann in seinem Selbstgespräche fort, „wäre dir aber völlig verschwunden, und keine Spur leitete zu ihr, hätte dir nicht ein Zufall diesen Schmetterling in die Hände gespielt. Nur in seinem Vaterlande kannst du sie aufsuchen. Aber welcher Naturkundiger wäre im Stande gewesen, dir dieses auf deine unvollkommene Beschreibung hin zu nennen, ohne den Schmetterling gesehen zu haben?"

Seine Erinnerung vergegenwärtigte ihm darauf so manche Geschichte, die er in seiner Kindheit gehört, worin Beispiele vorkamen

von Genientöchtern, die die Gemahlinnen sterblicher Menschen geworden, diese auf wunderbare Weise beglückt, und erst nach dem Tode ihrer Gemahle wieder in das Reich der Genien zurückgekehrt waren.

Unter solchen Gedanken versank er in Schlummer, und am andern Morgen erwachte er mit dem festen Vorsatze, die Genientochter wieder aufzusuchen und sie zu seiner Gemahlin zu erwählen. Es lag ihm daher vor Allem daran, das Vaterland des Schmetterlings zu erkunden, weil er sie nur dort zu finden hoffen konnte. Er nahm den Schmetterling deshalb von den übrigen Insecten aus der Rahme heraus und that ihn vorsichtig in eine kleinere kostbare Dose, steckte diese zu sich und begab sich nach einer der Vorstädte von Balsora.

Dort wohnte in einem der letzten Häuser ein Mann, von dem er wußte, daß ihm nicht nur der Name jedes Thieres, jedes Gesteines und jeder Pflanze bekannt, sondern auch die verborgenen Kräfte der Natur und ihr geheimnißvolles Wirken offenbar sei. Dieser Mann war einst sein Lehrer gewesen, und seinem Unterrichte verdankte Jussuf die genaue Kenntniß der vielfachen Stoffe der Natur, woraus die mannigfaltigen Waaren der verschiedenen Länder verfertigt wurden, die ihn in den Stand setzte, immer das Beste und Vorzüglichste einzukaufen, wodurch er solchen Zulauf von Käufern erhalten hatte. Da er sich seinem Lehrer für diesen Unterricht dankbar erzeigen wollte, hatte er ihm dieses Haus und den daranstoßenden großen Garten aus der Verlassenschaft seines Vaters zur Wohnung übergeben, damit er hier ungestört seinen Forschungen und geheimen Wissenschaften leben könne.

Zu diesem Manne nahm er nun seine Zuflucht, und hoffte gewiß, von ihm Auskunft über das Vaterland des seltenen Schmetterlings zu erhalten. Auf sein Anklopfen öffnete ein alter Diener, der einzige des Hauses, die Thüre, und führte ihn in ein Gemach, in welchem sein alter Lehrer auf einem Polster vor einem großen Tische saß, der mit einem schwarzen Teppich bedeckt war. Pergamentrollen

mit unbekannten Schriftzügen, Zirkel, Winkelmaß, Triangel und andere Instrumente lagen unordentlich darauf umher.

Er empfing Jussuf mit freundlichem Kopfnicken, ohne sich von seinem Polster zu erheben, winkte ihm, sich ihm gegenüber niederzulassen, und sprach dann: „Ei, ei, mein Jussuf! das ist ein seltener Besuch. Hast du dir von deinen Geschäften doch einmal eine Stunde abmüßigen können, um den alten Modidjah zu besuchen? — Nun, ich höre ja, daß du der beliebteste Kaufmann in ganz Balsora geworden bist und ausserordentliche Geschäfte machst. Das freut mich, denn so ist's ganz recht. Was man einmal zu seinem Lebensberuf gemacht hat, für das muß man ganz leben. Was man treibt, das muß man recht treiben! Und nur derjenige lebt, der sein Leben einer nützlichen Thätigkeit weihet."

Jussuf mochte aus einer gewissen Scheu vor seinem ernsten Lehrer nicht gleich mit seinem Begehren herausrücken. Er sprach davon, wie ihn verlangt habe, ihn wieder einmal zu sehen, um zu erfahren, wie es ihm gehe; er machte ihm zärtliche Vorwürfe, daß er sich noch nie wieder bei ihm habe sehen lassen. Er fügte hinzu, daß er doch gewiß manche Sehenswürdigkeit auf seinem Waarenlager habe, und daß es ihm ein Vergnügen gewährt haben würde, wenn er seinem weisen Lehrer dies Alles hätte zeigen können. Vielleicht fände sich auch etwas darunter, was ihm wünschenswerth sein mögte, und er würde sich eine Freude daraus gemacht haben, es ihm zu geben.

Bei diesen Worten lächelte Modidjah und antwortete: „Von deinen Waaren bedarf ich nichts. Was ich bedurfte, hast du mir gegeben, indem du mir gewährtest, dies Haus und diesen Garten, so lang ich lebe, als mein Eigenthum anzusehen und ungestört zu bewohnen. Hier kann ich, unbeachtet von der Neugier der Menschen und ungestört, meinen Betrachtungen und meinen Forschungen leben. Das geht mir über Alles. Dann hat es mir an Zeit gefehlt, dich

zu besuchen, und da deine Zeit ebenfalls von den Sorgen und Geschäften deines Berufes in Anspruch genommen war, so hätte ich dich durch meinen Besuch ja doch nur gestört. — Nun aber sprich", schloß er seine Rede, „ich lese in deinen Mienen, daß dich ein besonderes Anliegen zu mir hergeführt hat."

Jussuf erröthete, daß sein alter Lehrer ihn so durchschaut hatte, und erzählte ihm dann, wie die vielen Sorgen und Anstrengungen seines Geschäftes einen nachtheiligen Einfluß auf seine Gesundheit gehabt, und wie er sich dadurch aufgefodert gefühlt habe, sich einige Zerstreuung zu suchen. Da sei er denn auch auf eine alte Liebhaberei seiner Knabenjahre zurückgekommen, und habe wieder angefangen, Schmetterlinge und andere Insekten zu sammeln. „Es fehlt mir aber", fuhr er fort, „die nöthige Kenntniß. Da habe ich dieser Tage zufällig in einer alten Sammlung einen Schmetterling erkauft, dessen Name und dessen Vaterland ich nicht einmal kenne. Weil ich aber weiß, daß dir nichts in der Natur verborgen ist, wollte ich dich bei dieser Gelegenheit bitten, lieber Modidjah, mir zu sagen, ob du nicht seinen Namen und sein Vaterland kennst." Er hatte bei diesen Worten seine Dose hervorgezogen, und hielt sie dem Alten geöffnet dar.

Kaum hatte dieser einen Blick darauf geworfen, so sah er auch Jussuf fragend an, und schüttelte schweigend und bedenklich das Haupt: „Armer Jussuf!" sprach er hierauf. „Nur so gelegenheitlich wolltest du dich darnach erkundigen? Als ob ich nicht wüßte, daß du ganz allein deswegen zu mir gekommen bist. Ist es so weit mit dir gekommen, daß du zum Heuchler gegen deinen alten Lehrer werden mußtest?"

„Nun ja, ich bin neugierig, den Namen und das Vaterland dieses Schmetterlings kennen zu lernen", versetzte Jussuf mit unsicherer Stimme. Da erhob sich der Greis von seinem Polster und sah ihn mit einem so durchdringenden prüfenden Blicke an, daß Jussuf beschämt die Augen niederschlagen mußte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0032-0
DFG

„Doch ich würde Unrecht thun, wenn ich dich darum tadelte", fuhr dieser fort. „Weiß ich doch, daß du unschuldig bist. Ich kann dich nur beklagen, daß du in die Netze meiner unversöhnlichsten Feindin gefallen bist. Um den Sieg über mich und mein Streben zu erringen, wird sie dich zu verderben suchen." Er legte die Hand an die Stirne, und versank in tiefes Nachdenken.

Da brach Jussuf endlich das Schweigen und sprach: „Ich verstehe dich nicht. Welche Feindin meinst du denn? — Siehe, ich habe gefehlt, daß ich dir nicht offen Alles gestanden habe. Nun sollst du aber Alles wissen." Er erzählte ihm nun ohne Rückhalt die Begebenheiten der letztern Tage.

Als er geendet hatte, antwortete der Alte: „Du bist nun aufrichtig gegen mich gewesen, und hättest dadurch Ansprüche auf gleiche Aufrichtigkeit von meiner Seite. Allein ich weiß, daß du jetzt nicht empfänglich bist, die Wahrheit zu ertragen: daß es ein vergebliches Bemühen wäre, dich von deiner Verblendung heilen zu wollen. Wenn ich dir auch das Vaterland des Schmetterlings verschweigen wollte, so weiß ich, daß du doch Mittel und Wege findest, zu erfahren, was du zu wissen verlangst. Du wirst die finden, die deine Feindin ist, obgleich du sie für deine unschuldige Freundin hältst. Ich werde dir selbst den Weg zu ihr zeigen lassen. Allein ich werde auf Mittel und Wege denken, dich gegen ihre Bosheit zu schützen. Dazu muß ich aber genau dein Alter wissen. Hast du deine alte Liebe zu deinem treuen Lehrer nicht ganz vergessen, so nenne mir jetzt den Tag und die Stunde deiner Geburt."

Jussuf nannte ihm bereitwillig den Tag und die Stunde, denn er war zufrieden, daß ihm Modidjah versprochen, ihm das Vaterland des Schmetterlings zu nennen. Was er von der Bosheit einer Feindin gesagt hatte, hielt er für Grillen des Alters, und legte kein besonderes Gewicht darauf.

Indessen war Modidjah in das Seitengemach gegangen, und

brachte nun eine große tiefblaue Decke heraus, die er, nachdem vorher die Pergamente und Instrumente weggeräumt waren, auf dem Tische ausbreitete. Die Decke war mit einer Menge durcheinander laufender Kreislinien bezeichnet, und dazwischen sah man unzählige goldene und silberne Sterne, die hinein gewirkt waren. Nachdem er alle Fältchen derselben sorgfältig eben gestrichen hatte, entfernte er sich wieder, und brachte ein Kästchen aus Ebenholz heraus, das künstlich mit feinen Perlmutterstreifen eingelegt war.

„Ich habe dein Alter berechnet", sagte er. „Du bist jetzt gerade dreißig Jahre, neun Monate, sieben Tage und acht Stunden alt. Aus allen diesen Jahres-, Monats-, Tage- und Stundenzahlen bildet sich die Zahl vier und fünfzig. Allah sei gelobt, und sein großer Prophet! das ist keine von den schlimmsten." Er hatte sich unter dieser Rede niedergesetzt, und Jussuf setzte sich auf seinen Wink ihm gegenüber. Nun drückte er an einer verborgenen Feder des schwarzen Kästchens, daß der Deckel aufsprang, und schüttelte den Inhalt gegen Jussuf auf den Tisch. Es war eine Menge kleiner elfenbeinerner Halbmonde, Sternchen, Dreiecke und anderer Figuren. „Zähle dir vier und fünfzig davon ab", sagte er, und Jussuf that es. Nachdem der Alte nun schnell die übrigen zusammengescharrt und in das Kästchen zurückgelegt hatte, hieß er ihn die abgezählten Figürchen so in die Höhe werfen, daß sie im Herunterfallen auf die Decke des Tisches zu liegen kämen. Jussuf that wieder nach seinem Begehren, und die geworfenen Figürchen breiteten sich im Falle über den ganzen Tisch aus.

Der Greis betrachtete sie nun lange sehr aufmerksam, dann fing er an, einen Spruch in fremder Sprache halb singend zu murmeln, und berührte, wie zählend, mit dem Finger bald dieses, bald jenes, und nahm hier eins auf, und dort wieder eins, und legte es in das Kästchen zu den übrigen. Er wiederholte den Spruch noch zweimal, und zählte und deutete dazwischen mit dem Finger, und nahm von

den Figürchen wieder auf, wie das erstemal, bis zuletzt nur noch neun derselben übrig blieben.

Nun begann er einen andern Spruch, wie es Jussuf schien, wieder in einer andern Sprache, und sang ihn ebenfalls dreimal, indem er dabei bald diese, bald jene der Elfenbeinfiguren aufnahm und auf diesen oder jenen der eingewirkten goldnen oder silbernen Sterne legte. Zuletzt hatten sich alle auf drei nahe beisammen stehenden Sternbildern gesammelt. „Es ist gut!“ sagte nun der Alte, mit ziemlich zufriedener und beruhigter Miene. „Ich weiß nun, was ich zu wissen wünschte. Und nun kann ich auch dir sagen, was du so sehnlich zu wissen begehrst. Willst du denn durchaus deine eiteltändelnde Spielgenossin wiederfinden, so gehe dem Aufgange der Sonne entgegen, bis du zu einer Stadt in Persien kommst, in deren Nähe die Trümmer einer großen zerstörten Königstadt liegen. In dieser halte dich bis zu dem dritten Tage nach dem Neumonde auf. Dann geh am Abende hinaus zu den Trümmern. Am östlichen Rande derselben wirst du in einiger Entfernung von dem übrigen Trümmerhaufen einen großen wohlbearbeiteten Stein finden, der einst einer Säule zum Haupte gedient hat. Auf diesen Stein setze dich, und in dem Augenblick, wo der schmale beleuchtete Streif des Mondes, wie ein feuriges Schiffchen, auf dem Gebirge am Horizonte hin zu schwimmen scheint, rufe das Wort „Haschanascha“, und es wird sich bald ein Wegweiser für dich zeigen. Denn obgleich nahe, bist du doch noch sehr ferne von dem Ziele deiner Reise. Möchte doch die Anstrengung und die Abwechselung der weiten Reise deine thörichte Sehnsucht so mildern, daß du die Stimme eines besonnenen Freundes anhören magst, der dir gewiß nahe ist, wann du seiner bedarfst.“

Kaum hatte Jussuf gehört, wohin er sich zu wenden habe, so war er auch schon von seinem Sitze aufgesprungen, um sogleich von Modidjah Abschied zu nehmen und bald möglichst die Reise anzutreten. Den Wunsch, welchen Modidjah hinzugefügt, hatte er gar nicht

gehört. „Halt! halt!“ rief dieser aber: „Wer weiß, ob wir uns je wieder sehen. Deine Reise führt dich sehr ferne, und ich bin alt. Auch du bist ein sterblicher Mensch, der den Gefahren unterliegen kann, die du zu bestehen hast. Hier nimm dies zum Andenken.“

Er reichte ihm bei diesen Worten ein kleines ledernes Täschchen. „Was ist das?“ fragte Jussuf, nachdem er es geöffnet, und einen nicht ganz durchsichtigen milchweißen Stein darin erblickte, in dessen innerstem Grunde ein rother Funken zu glimmen schien. „Das ist gewiß ein Talisman!“

„Es ist ein Talisman!“ antwortete Modidjah. „Halte mir ihn ja in Ehren. Gebrauche ihn, wo du durch deine Kraft oder durch deinen Verstand nicht ausreichst. So lange du den Funken darin wahrnimmst, bist du auf richtigem Wege, und wirst du keiner Gefahr unterliegen. Anders ist es, wenn der Funke ganz erloschen scheint. Dann hauche nur darüber hin den Namen „Haschanascha.“ Laß ihn dir weder durch Gewalt noch durch List entreißen, und gib ihn ja nie als ein freiwilliges Geschenk in fremde Hand; sondern wenn du dazu versucht wirst, so wirf ihn lieber über dein Haupt nach hinten.“

Jussuf dankte seinem Lehrer für das Geschenk und verbarg den Talisman in seinem Busen; dann nahm er zerstreut Abschied und eilte nach Hause. Er gab hier sogleich seinen Sclaven die nöthigen Aufträge, empfahl einem alten treuen Diener die Sorge für sein Haus, schloß selbst noch sein Kaufgewölbe auf dem Bazar, und zog schon am Abende desselben Tages mit einem Gefolge von zwanzig bewaffneten und berittenen Sclaven und mit vierzig mit Gold und Kostbarkeiten aller Art, so wie mit allem Nöthigen, belasteten Kameelen zum östlichen Thore der Stadt Balsora hinaus.

Wer ihn erkannte, oder wer es sonst erfuhr, daß Jussuf eine weite Reise angetreten, der glaubte, er sei ausgezogen, um eine seltene Waare einzuholen, die er keinem seiner Diener anvertrauen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0036-3

wollte, und man war allgemein in neugieriger Erwartung, was das wohl für ein Kleinod sein möge, das den sonst so gewandten Kaufherrn, der doch bisher Alles durch seine Diener besorgen lassen, bewegen konnte, selbst und doch mit so kleiner Begleitung auf die Reise zu gehen.

III.

Jussuf hielt sich genau an die Vorschrift seines alten Lehrers, und zog gerade gegen Sonnenaufgang. Er war schon mit seiner kleinen Karawane ohne besondere Abenteuer in die Ebene gelangt, die sich zwischen dem Gebirge und dem persischen Meere hinzieht. Da aber die Hitze des Sommers hier so sehr drückte, so wandte er sich etwas mehr links gegen Mitternacht hinauf, um in der Nähe der Berge den wohlthätigen Schatten der Bäume und vor Allem die Quellen in der Nähe zu finden, die von den Gebirgen herabkommend, hier zur Labung und Erfrischung dienen konnten, während sie sich weiter unten in der Ebene meist in dem trockenen Sande verloren.

Er zog auch hier einige Tage seinem Ziele entgegen, ohne daß ihm irgend etwas Ungewöhnliches oder Merkwürdiges begegnet wäre. Da gelangte er eines Tages an eine Stelle, wo ein kleiner Fluß zwischen zwei Gebirgszügen hervorströmte. Der jenseitige Zug dieser Gebirge lief viel weiter gegen die Meeresküste zu, so daß dort nur noch für einen sehr schmalen Strich der Ebene Raum blieb.

Unschlüssig, ob er sich rechts gegen das Meer hin, oder längs dem Flußthale links hinauf wenden sollte, gebot er seinen Sclaven anzuhalten. Er sah sich um, ob er nicht in der Gegend irgend eine Spur entdecken könnte, die auf die Nähe eines Menschen deutete, um sich bei ihm Raths zu erholen. Da war aber weit und breit weder eine Hütte, noch ein Zelt, noch eine Heerde zu sehen. Obgleich fruchtbar, schien die Gegend doch verödet.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0037-8

Einige seiner Sclaven riethen zu der Richtung längs dem Meeresufer hin, weil dort die Fußtritte der Kameele und Pferde früherer Reisenden eingedrückt wären; andere riethen dagegen, längs dem Flusse hinauf zu ziehen, denn auch von dorther führten ähnliche Spuren. Jussuf aber schüttelte zu diesen Rathschlägen sein Haupt. „Was sollen wir", so sprach er, „aufs Ungewisse hin den einen oder den andern Weg einschlagen? Ziehen wir rechts, so führt uns die Küste des Meeres leicht zu weit gegen Mittag; folgen wir dem Thale des Flusses, so führt uns dieses wohl hier am Eingange gerade gegen Morgen hin; allein weiter oberhalb desselben kann es leicht eine andere Richtung haben, wodurch wir genöthigt werden könnten, unsere Reise ebenso auf Umwegen fortzusetzen, oder das Gebirge zu übersteigen, welches näher bei den Quellen des Flusses wahrscheinlich auch höher und steiler wird. Unsere Kameele werfen schon lange Schatten vor sich hin auf den Boden, und in ein Paar Stunden müssen wir ja doch einen Platz zur Nachtruhe auswählen. Es ist darum klüger, hier zu verweilen. Offenbar vereinigen sich hier zwei Wege, und es kann darum nicht lange dauern, bis von einer oder der andern Seite jemand herkommt, der uns die gewünschte Auskunft geben kann. Trefft also eure Anstalten, die Nacht über hier zu bleiben."

Wie er gebot, so geschah es. Die Sclaven packten von den Kameelen ab, was nöthig war, und errichteten in der Schnelle mit einigen buntbemalten Stangen und dicken seidenen Stoffen das Zelt ihres Herrn. Dann machten sie an einem entlegenen Platze ein Feuer an, und trafen Anstalt zur Bereitung des Mahles für sie alle.

Während dies geschah, wanderte Jussuf auf der vordersten Anhöhe des Berges gegen das Flußthal hinauf, und erfreute sich des reichen Blumenflors, der über alle Sträucher ausgeschüttet schien, der herrlichen Gegend und der erfrischenden Luft, die ihm aus dem Thale herab entgegenströmte. Indem er so hinschlenderte, stieß sein

Fuß an eine reife Melone, die an ihrem verdorrten Stengel noch festhing. „Ei", dachte er bei sich, „eine saftige Melone ist nach der Hitze des Tages eine erquickende Frucht." Er pflückte sie ab, und nahm sie mit zurück zu dem Lagerplatze. Dort übergab er sie einem Sclaven, und trug ihm auf, dafür zu sorgen, daß sie geschält und von den Kernen gereinigt mit den übrigen Speisen seines Mahles aufgetragen werde.

Er begab sich hierauf in sein Zelt, das inzwischen aufgeschlagen war, und streckte sich auf die weichen mit kostbaren Decken überzogenen Polster, um einstweilen zu ruhen. Bald sank er auch, müde von den Lasten des Tages, in einen sanften Schlummer. Plötzlich wurde er aber aus angenehmen Träumen wieder aufgeweckt. Zwei seiner Sclaven standen bei seinem Lager und riefen: „Herr, Herr, komm heraus und sieh das Wunder!"

„Was gibt es denn?" fragte er, indem er sich aufrichtete. „Ach, Herr, die Melone!" riefen sie zugleich. „Nun, was ist's denn mit der Melone? Ist sie vielleicht schon angefault? oder taugt sie überhaupt nichts, so werft sie weg. Ist das der Mühe werth, mich darum aus dem Schlafe zu wecken?"

„Ach, nein, Herr, zürne nicht, aber das ist es nicht!" riefen die Sclaven.

„So hat sie Einer von euch gegessen, der nicht wußte, daß ich mir sie gepflückt hatte."

„Nein, Herr! nein, Herr!" riefen die Sclaven wie aus einem Munde. „Wer sollte das thun? Komm nur, und sieh selbst."

„Ich sehe schon, daß ich selbst gehen muß, wenn ich erfahren will, was geschehen ist!" sagte Jussuf halb unwillig, und erhob sich von seinem Lager, und folgte ihnen vor das Zelt. Draußen führten sie ihn an die Stelle, wo sie die Zubereitungen zu dem Mahle gemacht hatten. Dort erblickte er eine Melone ganz von der Form,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0039-3

wie die von ihm gefundene, aber von so riesenmäßiger Größe, wie er noch nie eine gesehen hatte.

„Woher kommt denn dieses Ungeheuer von einer Melone?" fragte er die Sclaven, die alle mit Zeichen des Erstaunens und einer gewissen ängstlichen Scheu in einiger Entfernung standen.

„Ja, Herr, das ist die nämliche Melone, die du selbst hierher gebracht hast!" antworteten ihm mehrere Stimmen zugleich.

„Aber jene war ja so klein, daß ich sie bequem mit den ausgebreiteten Fingern umfassen und in der Hand tragen konnte!" wendete er ein. „Diese aber können wohl drei Männer kaum mit den Armen umspannen."

Sie versicherten ihn wiederholt, es sei die nämliche Melone, die er selbst gebracht. Da fuhr er auf: „Das ginge ja nicht mit rechten Dingen zu, wenn eine reife und abgepflückte Melone noch so ungeheuer wachsen könnte." Bei diesen Worten trat der Sclave zu ihm, dem er die Melone übergeben hatte, und sprach: „Es mag wohl sein, daß es nicht mit rechten Dingen zugegangen ist." Er erzählte ihm hierauf, daß er die Melone dahin gelegt habe, wo die große jetzt liege. Später sei er wieder in ihre Nähe gekommen, da habe eine große Wespe darauf gesessen und mit ihrem Stachel hineingestochen; kaum sei diese aber wieder fortgeflogen, so sei auch eine Biene summend hergekommen, und habe sich auf die Melone gesetzt. Nachdem auch diese hineingestochen, sei sie auch davon geflogen. Von dem Augenblick an, wäre die Melone größer und immer größer geworden, und sie würden ihn schon längst gerufen haben, das Wunder mit anzusehen, wenn sie nicht alle von Staunen und Neugierde, was daraus werden wolle, gefesselt gewesen wären. Erst seit dem Aufgange des Mondes, der eben im Vollschein über den Horizont emporstieg, habe das Aufschwellen der Melone aufgehört.

Sie fragten Jussuf, was nun damit geschehen sollte, und meinten, er werde ihnen nicht zumuthen, diese Melone zu schälen und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0040-4
DFG

aufzuschneiden. „Das können wir nicht", schlossen sie ihre Rede, „denn das ist offenbar, daß hier Zauberei mit im Spiele ist. Eine gewöhnliche Melone kann nicht mehr wachsen, wenn sie einmal reif und vom Stocke gepflückt ist; und wenn es auch je möglich wäre, so kann sie doch in keinem Falle zu so ungeheurer Größe anwachsen, wie noch nie eine Melone auf der Welt gesehen worden. Wer weiß, was da drinnen verborgen ist."

„O, ihr feigen Memmen!" rief Jussuf, entrüstet über die Furcht seiner Diener. „Schämt euch! Ihr seid hier in einem fremden Lande und bedenkt nicht, daß hier nicht Alles gerade so sein muß, wie in der Heimath. Was kann denn da drinnen verborgen sein. Aussen ist die Schale, und unter der Schale das Fleisch, und in der Mitte das zellige Gewebe mit den Kernen. Gib her!" sagte er zu demjenigen, der ihm zunächst stand, und nahm ihm seinen kurzen breiten Säbel. „Ich will mir gleich ein Stück davon herausschneiden, damit du siehst, daß es so ist, wie ich sage."

Indem er noch so sprach, führte er zwei kräftige Hiebe in die Länge und ebenso zwei Hiebe in die Quere auf die Melone, daß ein viereckiges Stück der Schale leicht abgelöst werden konnte. Nun befahl er einem Sclaven, dieses Stück herauszuheben. Als dieser sich aber ängstlich der Melone näherte, um nach dem Gebote seines Herrn zu thun, fuhr ihm das Stück, von einer aus dem Innern der Melone wirkenden Kraft in die Höhe geschnellt, über den Kopf weg, daß er vor Schrecken darüber rückwärts zur Erde stürzte.

„Mahomed, großer Prophet, steh uns bei!" riefen die Sclaven, als sie dies sahen. Aber ihr Staunen verwandelte sich plötzlich in Schrecken, daß alle davon liefen. Denn aus der entstandenen Oeffnung der Melone stieg eine menschliche Figur heraus und stand mit einem Sprunge vor Jussuf. Dieser war sowohl durch die plötzliche und unvermuthete Erscheinung, als durch das ungewöhnliche Aussehen des Mannes ebenfalls bestürzt einige Schritte zurückgewichen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0041-0

Das von dem Scheitel hinab ganz plattgedrückte Gesicht des Mannes war durch zwei ungeheuer große Augen und durch lange schwarze Augenbraunen entstellt, die zusammen den größten Theil des Gesichtes einnahmen. Auf der kurzen Oberlippe hatte er einen schmalen aber so langhaarigen Schnautzbart, daß die Enden desselben bis zu dem Scheitel hinaufreichten, und dort mit dem Haupthaar in zwei Zöpfe eingeflochten waren, die wie zwei Fühlhörner seitwärts gebogen in die Höhe standen. Sein Kleid war mit lauter glänzend schwarzen und schwefelgelben Querstreifen gezeichnet, und hinten hing ihm ein durchsichtiger Kaftan in zwei florähnlichen Flügeln beinahe bis auf die Erde. Das Kleid lag ihm allenthalben fest an, auch trug er keinen Gürtel um den Leib, wodurch seine Magerkeit nur um so mehr auffiel. Dabei standen ihm die Nägel seiner mittelsten Finger sehr lang, und wie Hacken gekrümmt, über die Finger hinaus. Die ganze Figur hatte das Ansehen einer vergrößerten Wespe.

Kaum hatte der Mann bemerkt, daß Jussuf vor ihm zurück wich, so faßte er mit seinen beiden dürren Händen die Flügel seines Kaftans, und hüpfte ihm mit einem Satze nach, als versuchte er zu fliegen. Jussuf war vor Schrecken nicht im Stande, die Frage an ihn zu richten, wer er sei, und was er wolle. Aber der Mann ließ alsbald einen schnarrend brummenden Ton hören, der wahrscheinlich ein Gesang sein sollte, und von dem Jussuf die Worte verstand:

„Meine Herrin schickt mich,
Dir zu dienen.
Meine Herrin warnt dich
Vor den Bienen
Sie weiß, daß du nicht weißt,
Was Wen'ge wissen
Wohin sie ihren Lauf
Wohl richten müssen.
Laß dir von mir es sagen.
Mußt's sonst nur Niemand fragen.
Verfolge nur die Richtung längs —"

Doch ehe sein Gesang zu Ende war, summte noch eine andere Stimme von der Seite her, wo die Melone lag. Nach ihr hinblickend, sah Jussuf aus der Oeffnung derselben eine zweite eben so wunderlich entstellte Menschenfigur heraushüpfen, die sich nur durch ein dunkleres, mehr ins olivengrüne spielendes Kleid und etwas weniger schlanken Bau des Leibes von der ersten unterschied, sonst aber überhaupt das Aussehen einer menschlich gebildeten Biene hatte. Indem auch sie sich hüpfend näherte, sang sie in einem höhern aber ebenfalls summenden Tone:

„Merk auf das, was ich dir sage.
Wespen sind euch nur zur Plage;
Eitelkeit ist nur ihr Treiben.
Doch wir arbeitsame Bienen
Sind es, die euch nützlich dienen
Drum laß mich nur um dich bleiben,
Daß ich dir die rechten Steige
Nach dem Lande deiner Wünsche zeige."

Nun brummte aber der Erste wieder dazwischen, daß Jussuf nichts weiter verstehen konnte. Beide stellten sich einander gegenüber und summten und brummten einander entgegen. So sehr er anfänglich über diese Erscheinung bestürzt war, so hatte sich Jussuf jetzt doch wieder etwas gesammelt, und sagte: „Ihr lieben Leute scheint es beide recht gut zu meinen, allein —"

Ehe er noch ausgeredet hatte, summten und brummten wieder beide gegen ihn. Er verstand nur so viel, daß jeder den andern verkleinerte und in seinen Augen verdächtig zu machen suchte. Bald wendeten sie sich aber wieder gegen einander und summten und brummten sich mit unerhörter Hartnäckigkeit an. Ihr Streit ward immer heftiger, und zuletzt packten sie sich in toller Wuth, und rissen sich kämpfend und summend im Kreise herum. Jussuf sah eine Art Lanze und einen langen Dolch blinken, und beide sanken, jeder von dem andern durchbohrt, vor seinen Füßen nieder. Sterbend baten sie ihn: „Be-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0043-1
DFG

grabe uns in unserer Wiege." Er nickte ihnen Gewährung zu, und sie lagen augenblicklich darauf todt da.

Sogleich rief Jussuf nun seine Sclaven herbei, die in ängstlicher Erwartung in der Ferne gestanden, und gebot ihnen, die Leichen in die Melone zurückzutragen. Allein sie weigerten sich, zwar mit den demüthigsten Entschuldigungen, aber zugleich mit der festesten Entschiedenheit. „In allen natürlichen Dingen", sagten sie, „wollen wir dir gewiß Gehorsam beweisen, allein verlange nicht, daß wir uns mit solchen übernatürlichen Erscheinungen gemein machen oder befassen sollen."

Er stellte ihnen ruhig vor, daß er die beiden Leichen doch nicht allein in die hohle Melone stecken könne, und daß ihm einer von ihnen dazu helfen müsse. Was er wage, das könnten sie doch auch wagen. Allein sie weigerten sich standhaft, und keiner zeigte sich bereit, mit Hand anzulegen. Ueber diese Hartnäckigkeit entrüstet, war Jussuf eben im Begriff, den Sclaven, der zuletzt gesprochen hatte, mit der flachen Säbelklinge zu züchtigen; da riefen ihm einige andere zu: „Halt! halt, lieber Herr! die Leichen sind ja nicht mehr da."

Sie waren wirklich verschwunden, und als er auf die Erde sah, wo sie gelegen, entdeckte er im Staube eine todte Wespe und eine todte Biene. „Sieh, sieh!" sprach er ganz verwundert vor sich hin, „sollte man nicht glauben, daß Alles nur eigene Sinnentäuschung gewesen? Wenn die große Melone nicht mehr daläge, wäre ich versucht, zu glauben, ich hätte die Biene und die Wespe nur in tollem Wahne für große menschliche Wesen angesehen."

Bei diesen Worten wandte er sich nach der Seite, wo die Melone gelegen, und siehe da! auch sie war verschwunden. Näher hinzutretend fand er an ihrer Stelle wieder die kleine Melone ganz so, wie er sie vorher auf seinem Spaziergange gepflückt hatte. An der Seite derselben entdeckte er eine kleine viereckige Oeffnung. Darum

ging er schnell zurück, holte die beiden todten Insekten, und steckte sie durch die Oeffnung in die Melone. „Es mag nun sein, wie es will", sprach er bei sich, „ich habe euch versprochen, eure Leichen in die Melone zu begraben, und ich erfülle dieses Versprechen!"

„Jetzt werdet Ihr von der verzauberten Melone doch nicht mehr essen wollen?" fragte ihn hierauf einer der Sclaven, und als Jussuf verneinend das Haupt schüttelte, und nachdenklich zu seinem Zelte zurückging, gab der Sclave der Melone mit dem Fuße einen Stoß, daß sie die ganze Anhöhe hinabrollte, und in den unten vorbeifließenden Fluß fiel. Die Wellen trugen sie weiter.

IV.

Die Nacht verging ruhig. Jussuf hatte zwar im Anfang keinen Schlaf finden können, weil das wunderbare Ereigniß seine Seele zu sehr aufgeregt hatte. Endlich siegte aber doch die Ermüdung, und er schlief ruhig bis zum Morgen.

Gleich im Anfange der Reise hatte er die Anordnung getroffen, daß jede Nacht vier von seinen Sclaven abwechselnd Wache halten mußten. An diesem Morgen fragte er mit besonderer Neugierde, ob sich in der Nacht nichts zugetragen, insbesondere ob kein Reisender vorbeigekommen, bei dem man sich nach der Richtung des Weges erkundigen können. Es war aber niemand vorbeigekommen. Unmuthig, daß er über die Richtung seiner Reise noch keine Sicherheit habe, schlug er an seinen Busen und sprach: „So ziehn wir auf gutes Glück dem Strome entlang."

Er hatte mit dem Schlage das Täschchen mit dem Talisman getroffen, den er von seinem Lehrer Modidjah empfangen und seither ganz vergessen hatte. Er griff darnach, öffnete das Täschchen und sprach: „Du hast dich ja zur guten Stunde gemeldet. Komm und sage mir, ob ich wohl thue, wenn ich durch das Thal längs

dem Flusse hinauf ziehe?" Indem er ihn nun betrachtete, rief er freudig aus: „Ja, ja, der Entschluß ist gut! der feurige Funken glimmt ja recht lebendig in dem Steine."

Sogleich gab er Befehl zum Aufbruch, und ritt dem Zuge voraus in das Thal hinauf. Seine Sclaven aber wunderten sich über die Sicherheit und den festen Entschluß, da er doch gestern noch so ungewiß gewesen über die Richtung des Weges, den er einschlagen wollte.

Die Reise war hier im Thale viel angenehmer, als sie bisher gewesen war. Die Luft an dem Strome war kühler, denn immer säuselte ein lindes Wehen aus dem Thale herunter, und bald kamen sie an bewohnte Orte, und erfuhren, daß sie auf dem geradesten Wege nach der kleinen Stadt wären, in deren Nähe die Trümmer der alten Königsstadt liegen sollten.

So angenehm Jussuf diese Nachricht war, so war ihm doch Eines dabei unangenehm. Er erinnerte sich, daß der Mond an dem Abende, da ihm das Abenteuer mit der Melone begegnet war, gerade im Vollschein stand, und konnte nun berechnen, daß er um mehrere Tage zu früh an dieses erste Ziel seiner Reise gelangen werde. Was sollte er in der kleinen Stadt anfangen, bis er am dritten Tage nach dem Neumonde seinen Wegweiser finden konnte? Er ließ sich indessen nicht abhalten, seinen Weg in kleinen Tagereisen fortzusetzen.

Endlich kam er in das Städtchen, in deren Nähe die zerstörte Stadt liegen sollte, und kehrte in einer Karawanserei ein. Während seine Leute die Kameele abpackten und sich einrichteten, schleuderte er, um sich ein wenig umzusehen, ohne Plan durch die Stadt. Ohne daß es ihm auffiel, gesellte sich auf diesem Gange ein junger Mann zu ihm, der ihm im Vorbeigehen die wenigen Merkwürdigkeiten des Ortes bereitwillig zeigte.

Im Laufe des Gesprächs gab sich Einer dem Andern zu erkennen, und Jussuf erfuhr, daß der junge Mann Hassan Assad hieß, ein

Mann, der ihm schon oftmal von seinen Leuten rühmlich genannt worden war, und der sich ihm bei manchen Waarenbestellungen in Persien sehr nützlich gemacht hatte. Er sprach ihm dafür recht herzlich seinen Dank aus, und bezeugte ihm seine Freude darüber, daß er ihn nun persönlich kennen gelernt habe. Auch Hassan schien sehr erfreut, den weitgerühmten Kaufmann aus Balsora von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben, und erbot sich ihm, so lange er in der Gegend bliebe, sein Führer und Begleiter zu sein.

„Morgen zwar", sprach er, „habe ich ein nothwendiges Geschäft in Schiras, das ich nicht aufschieben kann. Da Ihr aber ohne Zweifel doch auch dahin gehen werdet, weil Ihr gewiß dort bei den kunstreichen Seidewebern, den geschickten Gold- und Silberarbeitern wichtige Bestellungen zu machen habt, und weil die persönliche Bekanntschaft mit unsern Geschäftsfreunden immer nützlich ist, so schlage ich Euch vor, mit mir dahin zu reisen. Wir brauchen uns auf diese Weise nicht gleich am ersten Tage unserer Bekanntschaft schon wieder zu trennen, und Euch muß es ja doch auch angenehm sein, mit mir dahin zu gehen, der dort schon bekannt ist, und Euch selbst in die Wohnungen aller derjenigen einführen kann, mit welchen Ihr in Geschäftsverbindung stehet."

So wenig Jussufs Sinn jetzt auf die Geschäfte seines Handels gerichtet war, so erweckten diese Reden doch manche Erinnerung aus seinem Geschäftsleben. Es fielen ihm dabei auch die Namen aller der Leute ein, mit welchen er in Schiras in Verbindung stand. Da er indessen eine gewisse Scheu in sich trug, die wahre Ursache seiner Reise zu verrathen, so ließ er seinen freundlichen Begleiter ganz auf der Meinung, als sei er nur in der Absicht nach Persien gekommen, um Bestellungen und Einkäufe zu machen. Weil er überdies noch mehrere Tage warten mußte, bis der Neumond eintrat, so nahm er Hassans Vorschlag gern an, und versprach ihm, ihn am andern

Morgen nach der großen und berühmten Stadt Schiras zu begleiten, und mit ihm einige Tage dort zuzubringen.

Die Entfernung von Schiras war nicht weit, und Jussuf langte mit seinem neuen Freunde des nächsten Tages schon vor der Hitze des Mittags dort an. Hassan führte ihn sogleich am Nachmittage in das Haus eines reichen Handelsmannes, mit dem er schon längst viele bedeutende Geschäfte gemacht hatte. „Hier", sprach er, „bringe ich Euch den berühmten Kaufmann Jussuf aus Balsora, dessen Namen Euch nicht fremd sein kann, da Ihr schon längst Geschäfte mit ihm macht. Er hat die weite Reise selbst unternommen, um neue Bestellungen zu machen, und zugleich die Leute persönlich kennen zu lernen, die ihn bisher zu seiner Zufriedenheit bedient haben."

Der Handelsmann war sehr erfreut, den berühmten Jussuf aus Balsora kennen zu lernen, und da es ihm ganz natürlich schien, was Hassan gesagt hatte, so fuhr er gleich in seiner Rede fort: „Wenn ich nicht irre, so habe ich Euch zuletzt eine ziemliche Quantität Rosenöl besorgt. Ihr wart doch zufrieden damit?" Jussuf versicherte ihn seiner vollkommenen Zufriedenheit mit jener Lieferung. „Ach", fuhr der Handelsmann fort, „jetzt müßt Ihr wieder eine Bestellung machen, denn ich habe gegenwärtig eine viel bessere Quelle, und kann es Euch um einen weit billigern Preis ablassen, obgleich es von viel vorzüglicherer Qualität ist.

Jussuf schämte sich, ihm zu gestehen, daß er seine Magazine und seine Kaufgewölbe ohne Aufsicht verlassen, und daß er jetzt gar nicht an seine Geschäfte denken könne. Er ließ ihn daher in dem Irrthum, und machte eine sehr bedeutende Bestellung von Rosenöl bei ihm. Weil er aber weiter zu reisen gedenke, und die Zeit seiner Rückkehr nicht ganz gewiß bestimmen könne, bestellte er die Sendung des Rosenöles erst auf weitere Anweisung. Doch bezahlte er den Betrag im Voraus.

Auf diese Weise ging es bei allen seinen Handelsfreunden in

Schiras. Hassan führte ihn ein, gab als Veranlassung seiner Erscheinung in Persien die Absicht an, neue Bestellungen zu machen, und so wurde er bei allen zu neuen Einkäufen und Bestellungen verleitet. Bei den Seidewebern bestellte er mehrere hundert Stücke von Seidenstoffen, bei andern Gold- und Silberstoffe in großer Menge, bei den Juwelieren kostbare Geschmeide, und Gold- und Silbergefäße und Geräthe bei den Gold- und Silberarbeitern.

Sein Begleiter führte ihn aber nicht allein zu solchen Handelsleuten und Arbeitern, mit welchen er schon früher in Geschäftsverbindung gestanden, sondern er machte ihn auch mit vielen andern bekannt. Er veranlaßte ihn so, auch bei diesen theils wegen der Schönheit ihrer Waaren, theils wegen der Billigkeit ihrer Preise, große Bestellungen zu machen und ebenso große Gegenbestellungen von Waaren anzunehmen, die er ihnen aus Balsora zu senden versprach.

Es konnte sich nicht fehlen, daß ein Kaufherr von solchem Rufe, wie Jussuf, der so viele Bestellungen in einer und derselben Stadt machte, Aufsehen erregte. Man suchte ihm aller Orten freundlich entgegen zu kommen; man lud ihn zu allen Festen ein, die in jenen Tagen in den Familien gefeiert wurden, wo er bekannt geworden war. Bald mußte er bei einem Festmahle in der Stadt, bald bei einem ländlichen Feste in irgend einem der großen und prächtigen Gärten außerhalb der Stadt erscheinen. Er sah, daß man sich allenthalben beeiferte, ihm Ehre zu erzeigen und Vergnügen zu machen.

Der Neumond war indessen herbeigekommen, und Jussuf hatte noch so viele Einladungen, daß er noch einmal bis zum Vollmonde hätte bleiben müssen, wenn er allen ein Genüge thun wollte. Allein der dritte Abend nach dem Neumonde war ihm von seinem Lehrer als der entscheidende Augenblick genannt worden, den er nicht versäumen wollte. So sehr ihm Hassan zuredete, nur noch einige Tage zu bleiben; so dringend er von Solchen, die ihn noch geladen hatten,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0049-8

gebeten ward, — er blieb fest dabei, daß er bei der weiten Reise, die er noch vorhabe, nicht länger zögern dürfe, und ging in der Frühe des dritten Tages nach dem Neumonde wieder nach der kleinen Stadt zurück, wo er seine Sclaven und Kameele mit dem Gepäcke gelassen hatte.

Dort angekommen, fand er Alles in seiner Ordnung. Er ruhete bis gegen den Abend, und ging dann ohne Begleitung nach den Trümmern der zerstörten Stadt. Noch vor Sonnenuntergang war er an den östlichen Rand derselben gelangt, und hatte bald auch den bezeichneten Stein in einiger Entfernung davon gefunden. Er setzte sich darauf, und kaum war die Sonne untergegangen, so beobachtete er auch den, einem goldenen Schifflein gleich, durch den blauen Nachthimmel dahin schwimmenden Mond. Er harrte mit Herzklopfen und ängstlicher Ungeduld auf den Augenblick, da er am westlichen Horizonte auf dem Bergrücken zu stehen schien. Dann rief er schnell und laut: „Haschanascha!"

Er erwartete, daß auf diesen Ruf sogleich ein Wegweiser erscheinen und sich ihm zeigen würde. Allein es erschien nichts. Der Mond war inzwischen hinter die Berge hinunter gesunken, und die Sterne leuchteten allein noch hell und flimmernd aus dem dunkelblauen Nachthimmel herunter. Er war von dem Steine, auf welchem er bisher erwartend sitzen geblieben, aufgestanden, und wollte sich eben mißmuthig über die getäuschte Erwartung zu seinen Leuten nach dem Städtchen zurückbegeben, als er auf einmal seinen Namen von einer bekannten Stimme hinter sich rufen hörte. Er wandte sich um nach der Gegend, wo er den Ruf gehört, und erkannte bald in dem Licht der Sterne seinen Freund Hassan, den er am Morgen in Schiras zurückgelassen zu haben glaubte.

„Ei, ei!" sagte dieser, indem er näher zu ihm trat, „schien mirs doch immer, daß Ihr mit etwas hinter den Bergen haltet. So oft ich über Eure fernere Reise mit Euch sprechen wollte, suchtet

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0050-0
DFG

Ihr mir auszuweichen, und brachtet die Rede gleich auf einen andern Gegenstand. Nun ist mir Alles klar. Gegen mich hättet Ihr kein Geheimniß daraus zu machen brauchen. Da ich Euch heute am dritten Tage nach dem Neumonde hier finde, so weiß ich schon Alles. Es ist mir zwar leid, daß ich Euch in diesem Falle auch dienen muß, denn ich habe schon so Viele auf diese Straße geführt, und keiner von Allen ist wieder zurückgekommen."

„Wie? Hassan Assad, Ihr seid der Führer, den ich hier finden sollte?" rief Jussuf aus. „Ihr wollt mich zu dem Ziele meiner Wünsche führen?" „Nein", antwortete Hassan, „ich selbst kann Euch nicht führen. Nur auf die rechte Straße kann ich Euch bringen. Kommet aber nun und folgt mir."

Er führte ihn nach den weit ausgedehnten Ruinen der zerstörten Stadt zurück. Sie fanden bald ziemlich gangbare Wege, die wenigen unverschütteten Strecken der ehemaligen Hauptstraßen der großen Königsstadt; öfter aber mußten sie über Berge von dem Schutte der eingestürzten Gebäude klettern, über Säulen und Reste von mächtigen Pfeilern. Sein Führer wandte sich bald rechts, bald links, um die bequemste Steige zu suchen; bald gings wieder in großen Bogen rückwärts, bald vorwärts. Sie mochten etwa eine Stunde so umhergeklettert sein, da hielt Hassan endlich an einem mit einem eisenbeschlagenen Thürchen verschlossenen Eingange, der nicht vom Schutte bedeckt war. Hier zog er ein kleines silbernes Hämmerchen hervor, und klopfte neunmal auf den Kopf eines großen Nagels, der sich oben an dem Thürchen befand. Bei jedem Schlage hielt er einige Sekunden ein, und Jussuf hörte den Schall innerhalb der Thüre in sonderbarem Getöne, wie auf eine weite Ferne hin fortklingen.

Bei dem letzten Schlage sprang die Thüre auf, und zeigte eine Reihe von Stufen, die wie in ein Kellergewölbe abwärts führten. „Hier müssen wir hinabsteigen", sprach Hassan. „Du wirst hier

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0051-5

viel Wunderbares sehen; man wird dich reich beschenken. Hüte dich aber, irgend ein Geschenk zurück zu weisen und ein Wort zu sprechen. Nur wenn man dich fragt, ob du genug habest, antworte immer mit nein! bis man dich als einen Ungenügsamen schmäht, und dich fragt, was du denn noch begehrest. Dann sprich das Wort Retlafgat. Es ist dies der Name eines Talismans, ohne welchen du das Ziel deiner Wünsche nimmermehr erreichen kannst."

Jussuf merkte sich das Wort, und versprach, seinen Lehren getreulich nachzukommen. Sie stiegen nun die Stufen miteinander hinab. Die Thüre aber fiel mit schallendem Schlage hinter ihnen zu.

Während sie miteinander im Dunkel die Stufen hinabstiegen, gedachte Jussuf seines Talismans, den er von Modidjah erhalten. Er wollte sehen, ob er auf richtigem Wege wandle, und zog ihn aus seinem Täschchen. Obgleich die Dunkelheit groß war, erkannte er doch den hellleuchtenden, röthlichen Funken in dem Steine. Nun stieg er um so muthiger seinem Führer nach.

Sie mochten ungefähr fünfzig Stufen hinabgestiegen sein, als sie in einen großen Raum gelangten. Ueber demselben erhob sich ein rundes Gewölbe vom Boden an in der Gestalt einer regelmäßigen Halbkugel. Von der Mitte des Gewölbes hing eine große Lampe herab, an welcher aus zwölf Armen zwölf lange blendend weiße Flammen hervorbrannten. Das ganze Gewölbe spielte in vielen tausend und aber tausend Lichtern diese Flammen zurück, als wäre es mit einer unzähligen Menge kleiner Spiegel bekleidet. Als Jussuf neugierig auf die eine Seite trat, um zu sehen, was diese Lichter widerstrahle, entdeckte er, daß das Gewölbe mit lauter ächten großen orientalischen Perlen von der größten Reinheit bekleidet war, und so daß die Lücke zwischen vier großen von einer kleinern ausgefüllt wurde. Er versuchte es, eine der großen Perlen von der Wand abzulösen, allein sie war so fest gekittet, daß es ihm unmöglich war, sie loszubringen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0052-1
DFG

Inzwischen war sein Führer schon an eine verborgene Thüre getreten, und hatte mit seinem silbernen Hämmerchen an eine Stelle derselben dreimal angeklopft. Die Thüre sprang auf, und sie traten in einen großen viereckigen Saal, dessen Wände aus sehr breiten Sockeln, Pfeilern und Friesen von gediegenem Gold bestanden. Die Füllungen der Wandflächen aber bestanden jede aus einem einzigen, durchsichtigen, lebhaft grünen spiegelglatt geschliffenen Steine, den Jussuf, so unwahrscheinlich es ihm schien, doch für nichts anderes, als für ächten Smaragd erkannte.

Hassan ließ ihm keine Zeit, sich lange umzusehen. Schon hatte er durch die Schläge seines silbernen Hammers einen dritten Saal eröffnet, der von achteckiger Form, dessen Sockel und Pfeiler zwar nur von Silber waren; aber die Füllungen bestanden ebenfalls wieder aus einem kostbaren Steine von hellblauer Farbe, den Jussuf für ächten Türkis erkannt.

So kamen sie in immer prachtvollere und größere Säle. Schon hatten sie den zwölften betreten, ohne irgend ein lebendes Geschöpf gefunden zu haben. Es herrschte in denselben bei aller Pracht eine unbehagliche Oede, die Jussuf so sehr drückte, daß er sein Gefühl darüber gerne gegen seinen Begleiter ausgesprochen hätte. Allein dieser schritt mit solchem Ernste und solcher Vorsicht in seinem Gang und Wesen vor ihm her durch die geöffneten Thüren und Räume, daß er nicht den Muth hatte, ein Wort laut werden zu lassen.

Nachdem sie so auch den zwölften Saal durchschritten hatten, schlug Hassan an dem Ende desselben mit seinem Hämmerchen dreimal auf den Boden, der aus lauter großen und kleinen Vierecken von dem herrlichsten geschliffenen Bandjaspis bestand. Sogleich öffnete sich eines dieser Vierecke, und schlug sich zurück, wie eine Fallthüre. Hier zeigten sich wieder mehrere Stufen von schönem Krystall, die noch tiefer hinab führten.

Sie stiegen hinunter, und die Fallthüre legte sich hinter ihnen

wieder zu. Jussuf sah keine Lampe, durch welche der lange Stufengang erleuchtet wurde, aber auch keine Fenster, durch welche das Tageslicht eindringen konnte, und doch war es nicht dunkel um sie, denn mit jedem Tritte zuckte ein bläulich heller Schein auf. Er bemerkte, daß derselbe von einer kleinen Kugel ausging, die vor ihnen langsam von Stufe zu Stufe hinab rollte, und aus der beim Auffallen auf eine neue Stufe jedesmal ein heller bläulicher Lichtstrahl ausströmte, der so lange Licht verbreitete, bis die Kugel auf eine weitere Stufe hinab rollte.

Endlich hörten die Stufen auf, und es dehnte sich vor ihnen ein langer ebener Gang aus, von dessen Ende ihnen ein heller Punkt entgegen leuchtete. Sie näherten sich demselben, und erkannten bald eine Flügelthüre mit Glasfenstern, durch welche ihnen das hellste Tageslicht von draußen entgegen schimmerte. Sie traten durch dieselbe hinaus und befanden sich in einem prächtigen Garten voll seltener Blumen und Sträucher, wie sie Jussuf noch nie gesehen hatte.

Gleich beim Eingange traten ihnen zwei Sclaven entgegen, die sich ehrerbietig aber schweigend vor ihnen neigten und ihnen dann zu folgen winkten. Sie führten sie in ein großes Gartenhaus. Dort saßen einige Männer, die Jussuf für Derwische hielt. Sie standen auf und begrüßten ihn: „Du kommst, Schätze zu holen bei der Armuth?“ fragte einer derselben. „Dein Wunsch soll erfüllt werden.“ Zugleich gab er den übrigen einen Wink, und diese entfernten sich, jeder durch eine andere Thüre. „Die Menschen“, fuhr er fort, „sind rechte Thoren. Sie hängen ihr Herz an solch eiteln Tand, und je mehr sie davon haben, je unersättlicher sind sie.“ Er schüttelte verächtlich den Kopf.

Ehe er aber noch ausgeredet hatte, kamen die übrigen Derwische wieder zurück, und brachten der eine eine Menge Beutel, die mit Zechinen gefüllt waren, der andere zwei kostbare Dosen mit Perlen

gefüllt, der dritte zwei Dosen mit großen Diamanten von dem schönsten Feuer, ein vierter zwei Dosen voll der schönsten Smaragde, und so jeder eine andere Kostbarkeit. Jussuf nahm Alles, und steckte die Beutel und die Dosen zu sich. „Bist du zufrieden?" fragte der Derwisch, der zuerst gesprochen hatte, und Jussuf antwortete: „Nein!"

„Ich habs ja gesagt!" brummte der Derwisch, und auf seinen Wink entfernten sich die andern wieder, und brachten wieder, wie das erstemal Beutel mit Gold und Dosen mit Juwelen. „Hast du jetzt genug?" fragte der Derwisch, und Jussuf, der noch kaum Alles zu sich gesteckt hatte, antwortete wieder: „Nein!" Mit noch größern Zeichen des Mißfallens ließ der Derwisch nun eine neue Last gleicher Geschenke bringen, und da sie Jussuf nicht mehr zu sich stecken konnte, fragte er ihn wieder: „Nun wirds aber doch endlich genug sein?" Hassans Belehrung eingedenk, antwortete er aber wieder: „Nein!" Da stand der Derwisch auf, und drehte sich zornig auf einem Fuße herum und rief: „Du unverschämter Mensch! bist du unersättlich? Du kannst das nicht allein mit dir nehmen, was du nun schon empfangen hast, und mußt auch deinen Begleiter noch mit dem Quarke beladen, um es nur fort zu bringen, und hast immer noch nicht genug? Du Nimmersatt!" Zugleich stellten sich die übrigen Derwische in einen Kreis um ihn, und schrieen, wie aus einer Kehle: „Nimmersatt! Unverschämter! Habsüchtiger! Nimmersatt!"

„Und was begehrst du denn noch?" fragte ihn der Derwisch. Da sprach Jussuf das Wort aus, das ihn Hassan für diesen Fall gelehrt hatte, „Retlafgat!" Kaum hatte er es ausgesprochen, als sich die übrigen Derwische still niedersetzten, und nur der, welcher die Frage an ihn gestellt hatte, sich aus dem Gartensaale entfernte. Er kam bald mit einer kleinen Dose zurück, die er ihm übergab.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0055-8

Sie war aus schlechtem Holze gefertigt, und ohne irgend eine Verzierung.

„Hier ist, was du begehrtest!“ sagte er, und indem er ihm ein kleines goldenes Schlüsselchen überreichte, fügte er hinzu: „Du brauchst forthin keinen Wegweiser mehr. Gehe, wohin deine Neigung dich treibt. Du bist überall auf dem rechten Wege, so lange du mit diesem Schlüssel diese Dose nicht öffnest. Nur dann, wenn du einmal in Verzweiflung bist, und dir alle Hoffnung verschwunden ist, das Ziel deiner Reise zu erreichen, nur dann magst du sie eröffnen.“

Er winkte mit der Hand, und sogleich waren die zwei Sclaven wieder bereit, sie wegzuführen. Hassan nahm die Dosen und Beutel, die Jussuf nicht hatte zu sich stecken können, in die Tasche, und sie verbeugten sich, sich zu entfernen. Da rief der Derwisch ihnen noch nach: „Schon so Mancher hat den Netlafgat bei uns geholt, und er ist immer wieder gekommen. Er wird auch von dir wieder zu uns zurückkehren.“

Die Sclaven führten sie auf einem andern Wege aus dem Garten in den Eingang einer Felsenhöhle, schlossen dort die Thüre hinter ihnen, und ließen sie in einem dunkeln Gange allein. Sie tappten mit den Händen umher und fühlten bald eine Thüre. Hassan klopfte mit seinem Hammer wieder neunmal an, und siehe! bei dem letzten Schlage öffnete sich die Thüre, und sie traten durch dieselbe an einem andern Ende der Ruinen der zerstörten Stadt ins Freie heraus.

„Nun dürfen wir wieder sprechen!“ sagte Hassan. „Was gedenkt Ihr nun zu thun? Der Morgen ist nicht mehr sehr ferne. Wollt Ihr nicht gleich nach der Stadt zurückkehren, und Eure Schätze aufladen lassen.“ Jussuf aber schüttelte das Haupt nachdenklich und sprach: „Was soll ich thun? was soll ich sagen? Ich habe in der letzten Zeit so viel Wunderbares erlebt, daß ich beinahe auf den

Gedanken gerathen bin, ich sei nicht mehr der Mann, der ich war, der seinen eigenen bestimmten Willen hat. Ich komme mir vor, wie ein Spielball übermenschlicher Wesen."

„In gewisser Beziehung ist dies jeder Mensch!" antwortete Hassan. „Doch entschließt Euch. Sehet, ich habe da die Schätze für Euch aufgepackt, und möchte ihrer gerne bald los sein, denn ich muß, wie Ihr vielleicht noch wisset, heute bei guter Zeit in Schiras eintreffen. Laßt uns denn nach dem Städtchen eilen. Bei Euern Leuten mögt Ihr dort in Ruhe überlegen, was Ihr thun wollt." Jussuf folgte ihm in tiefem Nachdenken, und so gelangten sie bald in das Städtchen und traten in die Karawanserei.

Die Sclaven empfingen ihren Herrn mit Freude; denn es war ihnen bedenklich vorgekommen, daß er ohne Begleitung ausgegangen war, und mit der Nacht nicht zurückkam. Sie hatten gefürchtet, es sei ihm ein Unfall zugestoßen. Indem er die Beutel und die Dosen mit den Juwelen ablegte, wandte er sich zu Hassan und sprach: „Ihr habt mir nun schon so viele Gefälligkeit erwiesen, daß ich darauf sündige und Euch noch Größeres zumuthe. Ich sehe, daß mir dieses Gefolge auf meiner weitern Reise mehr zur Last wäre, als daß es meine Absichten fördern könnte. Nun kann ich es aber doch nicht allein zurücklassen. Thut mir den Gefallen, alle diese Sclaven, diese Kameele und alle Schätze, die in jenen Waarenballen enthalten sind, zu nehmen, und verfahrt damit, als sei Alles Euer Eigenthum. Komme ich wieder glücklich zurück, und Ihr wollt mir, so ich dessen bedürftig wäre, wieder einen Theil davon überlassen, so werde ich es von Euch wie ein freiwilliges Geschenk annehmen. Komme ich nicht wieder zurück, nun so bedarf ich alles dessen nicht mehr."

Hassan zeigte sich nach kurzem Widerspruche geneigt, und ließ sogleich die Kameele belasten, um sie nach Schiras führen zu lassen. Jussuf nahm einige von den Dosen mit Edelsteinen, eine gute Last

von den Beuteln mit Zechinen, und vor allen die Dose mit dem Talisman Retlafgat, belud damit sein Pferd, nahm von Hassan mit herzlicher Dankbarkeit Abschied, empfahl seine Sclaven ihrem neuen Herrn, und setzte sich dann auf, und ritt in der Morgendämmerung dem Aufgange der Sonne entgegen.

V.

Zehn Tage war Jussuf in derselben Richtung fortgeritten, ohne daß ihm ein merkwürdiges Ereigniß begegnet wäre. Am Abende des elften Tages befand er sich auf einer hohen Bergebene, die unfruchtbar schien; denn kein Baum und kein Strauch war auf derselben zu erblicken. Kein Dorf, keine Hütte, kein Zelt war in der Umgegend zu sehen, so weit seine Blicke trugen. Er mußte sich entschließen, unter freiem Himmel zu übernachten, und sah sich nur nach etwas um, wo er sein Pferd anbinden könnte. Denn, obgleich es ein zahmes treues Thier war, fürchtete er doch, es möchte sich die Nacht über verlaufen. Er schnallte endlich, da er nichts fand, den Packsattel ab, und ließ es in dem halbverdorrten Grase, das allein hier zu finden war, weiden. Dann legte er sich auf die Erde nieder, und entschlief auch bald.

Plötzlich aber erwachte er wieder. Er sah sich nach seinem Pferde um, — es war verschwunden. Er sah nach der Stelle, wo der Sattel gelegen. Auch er war nicht mehr da. Es wurde ihm klar, daß ein Räuber das Pferd mit sich geführt habe. Er sah in dem trügerischen Scheine des Mondes umher, konnte aber keine Spur entdecken. Er war sehr betrübt, und sprach bei sich: „Mir geschieht schon recht. Ich habe eine Begleitung treuer Diener gehabt, und habe sie leichtsinniger Weise hingegeben. Ich habe unermeßliche Reichthümer bei mir gehabt, und habe sie ohne Sicherheit in der Hand eines Unbekannten gelassen, der sich in ihrem Besitze gütlich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0058-5

thun wird, während ich nun darben muß." Bald aber fuhr er mit gefaßtem Muthe fort: „Doch was nützten mir alle Güter der Erde? Was hälfe mir ein ganzes Heer der treuesten und tapfersten Begleiter? Ich suche ja ein Gut, nach dem ich überall auf dem richtigen Wege bin, wie der Derwisch gesagt hat. Und die Dose und den goldenen Schlüssel trage ich ja immer noch bei mir. Mag Alles dahin sein, wenn mir nur der Talisman Netlafgat nicht fehlt, der mich erretten soll, wenn mich die Verzweiflung an der Erreichung meines einzigen Wunsches ergreifen sollte."

Indem er noch so bei sich sprach, sah er einen Haufen Reiter in der Ferne erscheinen, und bald überzeugte er sich, daß sie gerade auf ihn zu ritten. Er sah sich nach einem Zufluchtsorte um; allein auf der flachen Hochebene war keine Stelle, an der er sich verbergen konnte. Die Reiter kamen immer näher; er sah, wie sie sich theilten und einen Kreis bildeten, und so immer näher rückten, bis sie ganz nahe waren. Einige von ihnen stiegen ab, und gingen mit gezogenem Säbel auf ihn zu. Er fand, daß hier jede Vertheidigung vergeblich wäre, warf seinen Säbel von sich, und knieete sich, vorwärts gebeugt, auf die Erde, einem demüthigen Sclaven gleich.

„Packt ihn!" rief der Anführer der Reiter, „und setzt ihn auf ein lediges Pferd, und führt ihn mit uns. Aber mit Eurem Leben steht ihr mir dafür, daß er nicht entrinne." Die beiden Reiter, zu welchen er diese Worte gesprochen, neigten sich ehrfurchtsvoll vor ihm, faßten dann Jussuf, banden ihm die Hände, setzten ihn auf ein Pferd, und ritten, indem sie ihn zwischen sich nahmen und abwechselnd bald dieser, bald jener den Zügel seines Pferdes ergriff, in gestrecktem Trabe mit ihm über die Hochebene hin. Die übrigen Reiter folgten in kleiner Entfernung.

Mit kurzer Unterbrechung, wie sie für die Fütterung der Pferde und für die Ruhe der Thiere und Menschen nöthig war, ritten sie so mehrere Tage fort. Zuweilen kamen sie wieder in fruchtbare

Thäler über kleine Bergströme, doch jenseits ging es gleich wieder aufwärts, und oben dehnte sich eine lange Bergebene aus.

Etwa am zehnten Tage kamen sie in ein weiteres Thal, das von einem größeren Flusse durchströmt war. Jussuf sah angebaute Felder, Gärten und menschliche Wohnungen. Man ließ ihn vom Pferde steigen, und führte ihn in einem Hause in ein kleines Gemach. Dort reichte man ihm Alles, was er zur Reinigung nach einer so langen Reise bedurfte.

Als ein Mann, der früher in dem größten Wohlstande gelebt hatte, war ihm in den letzten Tagen seiner Gefangenschaft die Entbehrung der gewohnten Reinlichkeit am schwersten gefallen. Es erschien ihm daher als eine außerordentliche Gunst des Schicksals, daß man ihm jetzt reichliches Wasser zu einem Bade, Badeerde, Kämme und Salbe für seinen Bart brachte, und ihm andeutete, daß er ein Bad nehmen und sich salben sollte.

Nachdem er das Bad genommen, seinen Bart gekämmt und sich gesalbt hatte, wurde er in den Garten des Hauses geführt, und hier trat ihm der Besitzer desselben entgegen. Nachdem er ihn genau mit prüfenden Blicken betrachtet, sprach er zu seinen Begleitern: „Gut! der Mann ist ganz recht. Haltet ihn gut, und bewahrt ihn bis zum neunten Tage, dann wollen wir ihn an seinen Ort bringen und dem Feuer opfern.“ Er winkte mit den Augen, und seine Diener führten Jussuf wieder in sein Zimmer, das sie jedoch sorgfältig bewachten.

In der Einsamkeit dachte Jussuf über sein Schicksal nach. Er beklagte wieder seine Unbesonnenheit, daß er sich so allein den Gefahren einer Reise in unbekannten Ländern preisgegeben habe; er beklagte sein Loos, daß er in die Hände der Feueranbeter gerathen sei, und war dazwischen manchmal versucht, die Dose mit dem goldenen Schlüssel zu öffnen. „Denn“, sprach er zu sich, „welche Hoffnung kann ich noch haben, das Ziel meiner Wünsche zu erreichen. Ich bin gefangen, und streng bewacht, und wenn ich aus der Ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0060-5

fangenschaft befreit werde, so geschieht es, um mich dem Feuer zu opfern." Dazwischen erwachte aber doch oft wieder die Hoffnung. Er besaß noch, was er von Schätzen auf seinem Leibe trug, und das war nicht gering. Er verbarg sie sorgfältig, denn er hoffte, sie könnten ihm auf der Reise zu seiner Opferstätte vielleicht ein Mittel werden, seine Begleiter zu bestechen, und so damit seine Freiheit zu erkaufen.

Er erhielt täglich reichliche und gute Nahrung, und hätte sich nicht zu beklagen gehabt, wenn er nicht der Freiheit entbehrt und am Ende seinen Opfertod vor Augen gehabt hätte. Am Morgen des neunten Tages hatte sich ein großer und festlicher Zug vor dem Hause, da er gefangen war, aufgestellt. Voraus ritten auf weißen Pferden achtzig schwarze Sclaven. Dann kamen eben so viele weiße Sclaven auf schwarzen Pferden. Hierauf kam ein Haufe Reiter, die Jussuf für diejenigen erkannte, die ihn gefangen genommen hatten. Hinter diesen, und umgeben von ihnen, ritt der Herr des Landes, der ihn zum Opfertode bestimmt hatte. Dann kamen zwanzig ehrwürdige Greise in roth und gelbgestreiften weiten Gewändern, deren jeder ein breites blinkendes Beil, und einen Bündel trockener Bambusstäbe trug. Hinter ihnen folgten zehn Jünglinge mit Kohlenbecken voll glühender Kohlen, und nun ward Jussuf herausgeführt, und, an den Händen gefesselt und mit den Füßen an das Pferd angekettet, ritt er wieder zwischen seinen früheren Begleitern. Hinter ihm folgte wieder ein Haufe Bewaffneter, und dann noch eine große Menge Volks.

In dieser Ordnung ging der Zug längs dem Thale hinauf. Am Abende wurde ein Lagerplatz ausgewählt und einige Zelte aufgeschlagen. Jussuf wurde in einem besondern Zelte bewacht. Als er merkte, daß rings in dem Lager Stille herrschte, nahete er sich dem Eingange seines Zeltes, und rief mit halblauter Stimme: „Mich dürstet sehr. Ist niemand hier, der mir einen erfrischenden Trunk

bringen könnte?" Der Wächter, der vor dem Zelte Wache hielt, antwortete ihm: „Wann meine Stunde um ist, will ich dir an dem Flusse einen Trunk holen. Bis dahin halte dich ruhig."

„Ach", antwortete Jussuf, „meine Lippe dürstet nicht nach Wasser; meine Seele dürstet nach Freiheit. Ich wollte mich dankbar erzeigen, wenn du mich entrinnen ließest." Der Wächter sprach dagegen: „Ich kann es nicht wagen, dich entwischen zu lassen, denn mein Leben ist dafür eingesetzt." Das Zwiegespräch ging noch eine Weile fort. Jussuf bot ihm sechs Beutel mit Zechinen und einen großen Diamant, der zehnmal so viel werth sei. Denn er hatte eine der Diamantdosen, die mit den größten und kostbarsten gefüllt war, noch zu sich gesteckt, als er sich von Hassan geschieden. Der Wächter machte aber immer andere Einwendungen. Er läugnete nicht, daß er den Preis gerne verdienen möchte, allein er fürchtete die Folgen. Jussuf schlug ihm vor, er sollte mit ihm entfliehen, und sich eine andere Heimath suchen. Davon wollte er aber gar nichts hören. „Ich kann mich von meinem Weibe und meinen Kindern nicht trennen; ich muß zu meiner Heimath wieder kehren. Was nützte mir alles Gut der Erde, wenn ich in der Fremde landesflüchtig leben müßte, und die Sehnsucht nach den Meinen mir am Leben zehrte?"

Da kam Jussuf auf einen Gedanken, der ihm endlich einleuchtete. „Laß dir von mir den Mund verstopfen; laß dich von mir knebeln und binden, daß jedermann erkennt, daß du überwältigt warst. Wenn sie dich so finden, so kannst du dich damit entschuldigen, daß ich dir zu stark gewesen sei; daß ich dir gleich den Mund verstopft hätte, daß du nicht nach Hülfe rufen konntest. Was ich dir versprochen, das gebe ich dir vorher, und du magst es in dem Sande verscharren und zu gelegener Zeit später dann abholen." Der Handel wurde richtig. Jussuf gab ihm, was er versprochen; der Wächter verscharrte die Beutel in den Sand, den Diamant verbarg er in einer Falte seines Gewandes, und nun ließ er sich von Jussuf an

Händen und Füßen knebeln und binden und zuletzt den Mund verstopfen.

Hierauf schlich Jussuf durch das Lager so still, als er konnte. Am Ende bestieg er eines der Pferde, die alle noch gesattelt standen, und sprengte in vollem Galoppe von dannen. So entkam er glücklich. Er ritt die ganze Nacht hindurch, und gewann hierdurch einen weiten Vorsprung. Weil er aber fürchten mußte, daß man die Hufstritte entdecken, und so seinen Weg verfolgen und ihn einholen werde, tödtete er das Pferd, sobald er merkte, daß dessen Kraft nachgelassen, mit seinem Dolche, und flüchtete in einen nahen Wald, wo er im Dickicht gegen die Verfolgung der Reiter sicher zu sein hoffte.

Hier erfrischte er sich durch einen Trunk an einer Waldquelle, labte sich mit Baumfrüchten und Beeren, die reichlich da wuchsen, und ging immer weiter und weiter. Weil er hier und da auf seiner Flucht die Spuren reißender Thiere bemerkt hatte, traute er nicht, sich am Abende auf den Boden zu legen; er bestieg einen hohen Baum, band sich dort an dem Stamme fest, und brachte die Nacht darauf zu. Sein Sitz war zwar sehr unbequem und er fürchtete immer noch Gefahr, doch siegte bald die Müdigkeit über seine Furcht, und er schlief einige Stunden recht ruhig. Gestärkt und mit neuem Lebensmuthe stieg er herab, und setzte seine Wanderung durch den Wald weiter fort. Er lebte auch an diesem Tage von Waldbeeren und wilden Baumfrüchten, und bestieg am Abende wieder einen hohen Baum, auf dem er die Nacht zubrachte. So trieb er es einige Tage. Endlich bemerkte er, daß hier das Land bedeutend anstieg. Bald wurde auch der Wald von einzelnen Felsen unterbrochen, der Wuchs der Bäume war nicht mehr so hoch und kräftig; allmählig gingen die Bäume ganz aus, große Felsenmassen deckten den Boden, dazwischen wucherte niedriges Gesträuch, zuletzt nur Gras und Moos. Er stieg weiter, und sah sich bald auf einer nackten Felsenhöhe, von der er weit und breit nur große Waldgebirge entdeckte. In der

Ferne ragten noch höhere Berge über die Wälder empor, deren Gipfel in dem darauf scheinenden Sonnenlichte ganz weiß schimmerten, und aus einigen derselben stieg ein dicker Rauch auf, als sei darunter ein ungeheurer Ofen, dessen Schornstein der Gipfel des Berges bildete.

Die Luft wehte hier kalt und schneidend. Jussuf bedachte, daß er auf den kahlen Felsen nicht übernachten könne, und wanderte rüstig jenseits hinab. Ehe die Nacht einbrach, hatte er schon wieder eine Stelle erreicht, wo hohe Bäume wuchsen, und auf deren einem er wieder eine sichere, wenn auch unbequeme Schlafstelle fand. Mehrere Tage wanderte er so durch das Waldgebirge hinab und wieder hinan, und erreichte wieder einen hohen Bergrücken, und wieder einen, bis er endlich jenseits tiefer hinab wieder in ein Thal gelangte, in welchem sich ein Bächlein durch blumige Wiesen dahin schlängelte. Er ging mit dem Bächlein das Thal hinunter, und gelangte an eine Stelle, wo sich dasselbe in ein Flüßchen ergoß. Nun folgte er dem Lauf des Flusses, und da ihn die Nacht überfiel, ehe er menschliche Wohnungen erblickte, legte er sich an dem Ufer ins hohe Gras, und beschloß, hier zu schlafen, denn er hatte auf dem ganzen Wege durch das Thal noch keine Spur eines reißenden Thieres entdeckt.

Die Hoffnung, nach einer so langen einsamen Wanderung durch menschenleere Wälder, endlich wieder einmal zu bewohnten Orten zu kommen, hatte ihn an diesem Tage zu einer angestrengtern Wanderung bewogen, und er war davon sehr erschöpft; auch hatte er so viele Tage nur in mühsam sitzender Stellung geschlafen; daher that ihm das bequeme Lager in dem hohen Ufergrase so wohl, daß er bis an den lichten Morgen schlief. Er wäre vielleicht noch nicht erwacht, wenn er nicht gewaltsam erweckt worden wäre.

Als er zu sich selbst kam, sah er sich von einigen Männern an dem Boden gehalten, die damit beschäftigt waren, ihm Hände und Füße mit dünnen aber sehr starken Schnüren zu fesseln. Er rang mit ihnen und wand sich auf dem Boden. Es half aber Alles nichts,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0064-8

er ward gebunden, und nun legten sie ihn auf eine Bahre aus Bambusstäben und trugen ihn in stetem Schritte fort. Bald kamen sie an eine Stelle, wo der Fluß breiter und tiefer war, so daß schon Kähne auf ihm fahren konnten. Dort lag eine Barke am Ufer. In diese trugen sie ihn, und fuhren mit ihm stromabwärts.

Nach einer Fahrt von etlichen Stunden kamen sie an eine große Stadt. Sie fuhren an vielen Gärten und Gartenhäusern vorüber, und gelangten endlich mitten in die Stadt, die von dem Fluß durchschnitten, aber durch viele hohe Brücken verbunden war. Sie legten am Ufer an, und trugen Jussuf aus dem Schiffe in den Vorhof eines großen Palastes, wo sogleich Alles herbei lief, was in der Nähe war oder vorbei kam. Man betrachtete ihn mit neugierigen Blicken, betastete seine Kleidungsstücke, die durch die Wanderung in dem Dickicht der Wälder überall zerfetzt und zerrissen waren, und lachte über ihn.

Endlich erschien aus der Hauptpforte des Palastes der Bewohner desselben mit einem großen Gefolge vornehmer Diener. An der Ehrerbietung seiner Umgebungen und der Ehrfurcht, mit welcher alle Anwesenden bei seinem Nahen in die Ferne traten, schloß Jussuf, daß es der Sultan oder ein Fürst des Landes sein müsse. Dieser sah den armen Gebundenen an, und sprach zu seinen Dienern in einer Sprache, die Jussuf nicht verstand. Sogleich brachte man einen großen Käfig von starken Bambusstangen; Jussuf wurde losgebunden, hineingeschoben und drinnen verschlossen.

Man führte sodann einen zahmen Elephanten herbei, hob ihn mit dem Käfig hinauf, und führte ihn so durch alle Straßen der Stadt, indem ein Ausrufer an jeder Straßenecke etwas ausrief und mit seinem Stabe nach ihm hindeutete. Die Straßenjungen warfen dabei mit Steinen nach ihm, und selbst Erwachsene neckten ihn auf alle Weise. Wenn er von einem Steine getroffen Schmerz bezeigte und sich zusammen krümmte, oder wenn er einem durch die Stäbe seines

Gefängnisses hereinfahrenden Steine auswich, so erschallte jedesmal ein ausgelassenes Gelächter. Dieser Mißhandlungen müde, kauerte er sich zuletzt am Boden zusammen und kehrte das Gesicht niederwärts, indem er die Hände über den Kopf legte, um diesen gegen die Steinwürfe zu schützen. Sobald der Ausrufer dies aber bemerkte, stieß er mit seinem langen Stabe nach ihm und gab ihm solche Rippenstöße damit, daß er sich wieder aufrichten mußte.

Jussuf war in Wuth und Verzweiflung. Er drehte sich so schnell, als es ihm in dem engen Behälter möglich war, herum, packte die Stäbe des Gitters und schüttelte daran, und schrie dabei: „Ist denn kein Mensch unter Euch, der meine Sprache versteht? Haltet ihr mich denn für ein ausländisches seltenes Thier, daß ihr mich in dem Käfig zur Schau herum führt?“ Und da niemand auf seine Fragen antwortete, verzweifelte er aufs Neue, und schalt auf seine Peiniger. Es erfolgte aber ein neues Gelächter.

Endlich war aber der Umzug durch die Stadt vollendet. Bei dem Palaste wurde der Käfig wieder von dem Rücken des Elephanten herabgenommen, und in dem hintern Hofe vor dem Eingang in den Schloßgarten auf vier Pfosten von Mannshöhe aufgestellt. Man brachte ihm Speise, die in halbgekochtem Reis bestand, und die er in seinem Unmuthe unberührt stehen ließ. Es hatten sich anfänglich auch hier wieder einige Neugierige von dem Hofgesinde um ihn gesammelt, doch zerstreuten sie sich bald, und ließen ihn in seinen Betrachtungen und seiner Verzweiflung allein.

VI.

Er bedachte seine Lage, und wie es ihm in einem Lande, wo niemand seine Sprache verstand, nicht gelingen würde, sich aus seiner traurigen Gefangenschaft zu befreien. Der Tod wäre ihm in diesem Augenblicke willkommen gewesen. Er griff nach seinem Dolche, den

er sorgfältig in einer Falte seines Gewandes verborgen hatte, und gedachte, damit seinen Leiden auf einmal ein Ende zu machen. Indem er ihn aus dem Futterale zog, fiel ein Sonnenstrahl auf die blinkende Klinge und sie gab den feurigen Glanz zurück, daß er sein Auge traf, wie ein leuchtender Funke. Ihm fiel dabei unwillkührlich der Funke ein, der in seinem Talisman leuchtete, und zugleich gedachte er der Worte seines alten Lehrers Modidjah. Er steckte den Dolch wieder ein, und zog das Täschchen mit dem Talisman aus dem Busen. Als er aber den Stein betrachtete, war der Funken erloschen; es war ein milchweißer Stein, gleich einer gewöhnlichen Scherbe weißen Porzellans.

Da hauchte er mit einem tiefen Seufzer darüber hin, und seine Lippen sprachen dabei: „Haschanascha!" Kaum hatte er diesen Namen ausgesprochen, so ging ein Sclave über den Platz, der sah im Vorübergehen nach dem Käfig, und sprach: „O du armer Schelm, wie dauerst du mich." Jussuf hörte diese Worte kaum, so rief er freudig: „Das ist ja die Sprache meines Landes! O, erbarme dich eines Unglücklichen, und sage mir, warum man mich so mißhandelt?" „Ich darf jetzt nicht!" antwortete der Sclave, „wartet bis zur Stunde der Mitternacht; dann will ich kommen, und mit Euch reden. Ihr dauert mich sehr, denn ich habe Euch beim ersten Blick für einen Landsmann erkannt, und möchte Euch gerne Euer Schicksal erleichtern." Mit diesen Worten verschwand er durch eine andere Pforte in dem Palaste.

Der Gedanke, daß er doch einen Menschen gefunden, mit dem er über sein Unglück sprechen könne, der Theilnahme für ihn empfinde, richtete Jussuf wieder ganz auf. Der Gedanke, sich selbst den Tod zu geben, war ganz vergessen; er dachte nicht mehr daran, daß er je einen solchen gehabt. Im Gegentheile sah er sich schon wieder befreit und gedachte an die Fortsetzung seiner Reise. In solcher Stimmung fühlte er mit dem neuen Lebensmuthe auch das Bedürf-

niß der Erhaltung des Lebens, und nahm von der ihm gebrachten Speise. Die Stärkung des Leibes wirkte auch wohlthätig auf seinen Geist. Er gewann die Seelenruhe, um sich auch der körperlichen Ruhe nach den ausgestandenen Leiden zu überlassen, und schlief bald in seinem Käfige ein.

Um die Stunde der Mitternacht wurde er erweckt. Der Sclave war gekommen, um mit ihm zu sprechen. „Wenn Ihr mir mit einem heiligen Eide zuschwöret", sprach er zu Jussuf, „daß Ihr mich nicht durch Euer Betragen in Gefahr setzen, sondern fein ruhig und stille mit mir reden wollt, so will ich Euch für die Dauer unseres Gespräches aus Euerem Gefängnisse herauslassen."

„Beim Barte des Propheten!" schwur Jussuf, „ich will ruhig und stille sein, und dich auf keine Weise in Gefahr bringen." Auf diesen Schwur holte der Sclave eine kleine Leiter, stieg zu ihm hinan, und öffnete den Behälter, der ohne Schloß auf eine sinnreiche Art so geschlossen war, daß ihn niemand öffnen konnte, wer das Geheimniß nicht kannte. Er ließ Jussuf heraussteigen, und ging mit ihm nach dem Garten, dessen Pforte offen stand. Dort setzten sie sich, und Jussuf fragte: „Warum bin ich denn gefangen? was ist die Ursache, daß man mich auf so schändliche Weise zur Schau trug, und wie ein seltenes Thier in den Käfig sperrt."

Auf diese Fragen erzählte ihm der Sclave: „Der König und die Bewohner dieser Stadt sind Schlangenanbeter. Ihr Götze ist eine große Schlange, der sie einen geräumigen prachtvollen Tempel erbaut haben, worin sie von einer großen Zahl von Priestern gepflegt wird. Diese Priester bethören das Volk, und was sie verlangen, geschieht. Nun hat aber der König nur eine Tochter, die zwar nicht sein eigenes Kind ist, sondern ihm von einer seiner Gemahlinnen aus einer früheren Ehe zugebracht wurde. Diese ist ganz schwarz, wie eine Mohrin, allein durch ihre Mutter hat sie Allah und seinen Propheten Mahomed erkennen und verehren lernen.

Diese schwarze Jungfrau liebt der König so zärtlich, wie eine eigene Tochter. Allein die Priester haben ihn doch verleitet, sie von seinem Hofe und aus seiner Stadt zu entfernen, und in einem weiter unten am Strome eigens dazu erbauten Palaste eingesperrt zu halten. Denn sie haben eine Prophezeihung, nach welcher zu der Zeit, wann die weißen Gipfel derjenigen Berge, die man von dem Thurme des Palastes und von der Kuppel des Tempels gegen Nordosten hin erblickt, zu rauchen anfangen, ein Mann auf dem Wege sein soll, der in das Land kommen, die Königstochter heirathen, und die Schlangenanbeter mit Feuer und Schwert verfolgen werde. „Nun haben", fuhr er fort, „die Berge in der That angefangen zu rauchen. Der König hat darum auf den Rath der Schlangenpriester überall seine Diener ausgesendet, um an den Gränzen jeden Fremden zu ergreifen, und ihn dann dem Götzen zum Opfer zu bringen. So wurdet Ihr gefunden, und seid der Schlange zum Opfer bestimmt. Die Priester sind schon von Eurer Gefangennehmung in Kenntniß gesetzt, und machen die Vorbereitung zu dem großen Opferfeste, das in sieben Tagen gehalten werden soll."

„Was?" rief Jussuf, „einer Schlange soll ich geopfert werden, um eines dummen abergläubischen Wahnes willen?" Er weinte, er bat und beschwor den Sclaven, ihn entfliehen zu lassen. „Wie wollt Ihr entkommen?" fragte der Sclave. „Durch den Palast ist es nicht möglich, dort stehen Wachen an allen Pforten; auch würdet Ihr den Wächtern in den Straßen der Stadt in die Hände laufen. Ueber die Mauern des Gartens könnt Ihr eben so wenig entkommen, denn jenseits ist ein tiefer Graben herum geleitet, der voller Schlamm und Wasser stehet. Wenn Ihr hinunter spränget, würdet Ihr in dem Schlamme stecken bleiben und ersticken."

Jussuf erschöpfte sich in Bitten und Versprechungen, um den Sclaven zu bewegen, daß er ihm zu seiner Flucht behülflich wäre. Dieser war auch sehr bereit dazu, er fand aber kein Mittel und keinen

Rath. Endlich aber sprach er: „Ein einziges Mittel wäre möglich. Morgen ist wieder der Tag, an dem wöchentlich ein Bote aus dem Palaste nach dem Schlosse der schwarzen Prinzessin geschickt wird, um sie im Namen des Königes nach ihrem Befinden und ihren Wünschen zu befragen. Ich habe schon mehrmals diesen Auftrag gehabt, und will mich wieder dazu erbieten. Darf ich hingehen, so bin ich sicher, daß sie mich selbst vor sich kommen läßt, denn sie weiß, daß ich zu den Gläubigen gehöre, und spricht auch gerne unsere Sprache, die sie ebenfalls von ihrer Mutter erlernt hat. Ich erzähle ihr dann von Eurer Gefangenschaft, und bitte sie um ihre Vermittelung oder um ihren Rath. Denn so gut und fromm sie ist, so ist sie doch so klug dabei, daß sie überall zu rathen weiß."

So schwach die Hoffnung war, die Jussuf auf diesen Plan setzte, so war es doch eine Hoffnung, und die einzige, die er in seiner Lage fand. Er ergab sich darein, und stieg wieder in seinen Käfig, in den ihn der Sclave wieder einsperrte. Dieser verabredete noch mit ihm, wenn er um die Mittagstunde nicht über den Hof käme, so könne er es für ein Zeichen nehmen, daß er die Botschaft an die Prinzessin übernommen habe.

Am Morgen brachte ihm ein Sclave wieder etwas Speise; Neugierige kamen mit den Dienern des Königes und betrachteten ihn, und der Tag ging so vorüber, ohne daß Jussuf am Mittage seinen Landsmann unter den übrigen Dienern im Hofe bemerkt hatte. Mit erwartungsvoller Hoffnung sah er daher der Nacht entgegen, um zu hören, ob ihm Rath und Hülfe werde. Um Mitternacht kam der Sclave und rief ihn leise mit Namen. „Nun", fragte Jussuf, „was bringst du für Nachricht?" — „Ach, Herr", antwortete der Sclave, „ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Sie war ganz ruhig, als ich ihr die Geschichte erzählte, obgleich ich erwartet hatte, sie werde über Euere Opferung für die Schlange außer sich gerathen;

denn sie ist sonst doch eine gute gläubige Mahomedanerin. Aber ganz ruhig, ganz gleichgültig hörte sie mich an."

Jussuf fragte, ob sie ihm denn keinen Rath zu seiner Rettung gegeben. „Nein, nicht ein Wort hat sie weiter darüber gesprochen", antwortete der Sclave, als: „Sage deinem Landsmann, man müsse sich in die Schickungen des Himmels fügen und ergeben sein. Auch die heidnischen Aussprüche seien oft Ausflüsse göttlicher Wahrheit und Weisheit."

„Was kann ich daraus schließen?" sprach Jussuf. Ich soll mich in Allah's Namen der Schlange opfern lassen, weil das eine Schickung des Himmels ist!" Er brach darauf in verzweifelnde Klagen und Ausrufungen aus. „Hört", sagte da der Sclave, „gebt noch nicht alle Hoffnung auf. Ich will Euch noch einen guten Rath geben. Sie hat mir aufgetragen, dem Könige zu sagen, sie wünsche morgen einmal wieder ihren Vater in seinem Palaste zu besuchen. Es ist dies das erstemal, seit sie ihren eigenen Palast bewohnt. Der König hat ihr auch sogleich die Erlaubniß dazu geschickt, weil er meint, die Prophezeihung könne jetzt nicht mehr in Erfüllung gehen, da er Euch in seiner Gewalt habe. Sie wird gewiß dann auch in den Garten gehen, und kommt dann dort aus jener entferntesten Thüre heraus. Wann sie vorüber geht, ruft ihr, und stellt ihr Eure Sache vor, und bittet sie, sich Eurer anzunehmen. Sie versteht unsere Sprache, und wenn sie Euch sieht und hört, wird sie gewiß Mitleid mit Euch fühlen!" Er wendete sich weg, denn es fiel der Schimmer eines Lichtes auf ihn aus einem Fenster des Palastes. „Gehabt Euch wohl! ich muß fort!" flüsterte er, „es könnte sonst verrathen werden, daß ich Rath mit Euch gepflogen. Versäumt es ja nicht, ihr zu rufen. Nur von ihr könnt Ihr noch etwas hoffen. Ruft ihr „Haschanascha", denn das ist ihr Name." Mit diesen Worten schlich er eilig nach dem Palaste zurück.

„Haschanascha ist ihr Name? Wie? ist das nicht auch der

Name, den ich bei den Trümmern der zerstörten Königsstadt rufen mußte? Sollte ich ihn nicht auch dann rufen, wenn der Funke in Modidjahs Talisman nicht mehr glimmte? Ist Haschanascha nicht das Zauberwort, das mir auch hier den einzigen Menschen zugeführt hat, der meine Sprache versteht, und der mir Theilnahme bezeigte?" So sprach er bei sich, und beschloß den Rath zu befolgen, den ihm der Sclave gegeben.

Nachdem er die Nacht theils in unruhiger Erwartung, theils in halbwachen Träumen zugebracht hatte, bemerkte er gleich in der Frühe des andern Morgens an der größern Lebendigkeit und dem geschäftigen Hin- und Herlaufen in dem Hofe, daß etwas Ungewöhnliches erwartet würde. Es wurde erst dann ruhig in dem Hinterhofe, als die Prinzessin endlich ankam. Denn in diesem Augenblicke drängte sich Alles nach dem Hauptplatze vor dem Palaste. Da sich Jussuf einsam sah, zog er sein Täschchen mit dem Talisman wieder hervor, und gedachte dabei: „Du mußt doch sehen, ob der Stein seinen Funken wieder erhalten hat. Es schiene dies ein gutes Zeichen zu deiner Rettung." Und siehe da, als er ihn hervorzog, leuchtete der rothe Funke so hell und feurig, wie nie zuvor.

Um die Mittagsstunde erhob sich plötzlich ein starkes Geräusch in der Gegend des Palastes, wo nach der Andeutung des Sclaven die Prinzessin nach dem Garten gehen sollte. Er sah aufmerksam nach der bezeichneten Thüre, und bald trat sie an der Seite ihres Vaters mit einem großen Gefolge heraus. In demselben Augenblicke rief auch Jussuf: „Haschanascha! Haschanascha! erbarme dich eines Unglücklichen!" Bei diesem Rufe sah sie nach Jussuf herüber, und mit ihr sah auch der König auf ihn mit einem Blicke, in dem sich Staunen und Verdruß aussprachen. Indessen trat die Prinzessin herzu, und er folgte ihr nach. Nachdem er einige Worte zu ihr gesprochen, sagte sie zu Jussuf: „Mein König und Pflegevater fragt dich, wer dir zuerst den Namen Haschanascha genannt habe." Jussuf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0072-2
DFG

fühlte, daß er den treuen Sclaven nicht verrathen dürfe, und wollte dabei doch auch die Wahrheit nicht verläugnen. Er sprach daher: „Ehe ich noch wußte, daß es der Name eines menschlichen Wesens sei, hat mich mein alter Lehrer Modidjah gelehrt, in Ungewißheit und in den Gefahren, die mir bevorstehen würden, das Wort Haschanascha auszusprechen. Es war mir bisher immer zum Schutze, so oft ich es aussprach; möge es mir auch diesmal zum Heile gereichen."

„Du hast mir einen theuern Namen genannt", antwortete darauf die Prinzessin, und er ist mir ein Zeichen, daß du derjenige bist, den ich von dem Opfertode erretten soll. Es ist aber dazu nur ein Weg: du mußt mein Gemahl werden. Es ist dies der Ausspruch höherer Wesen, dem du dich unterwerfen mußt. Prüfe dich, ob du auf diese Weise dein Leben und deine Freiheit nicht zu theuer erkaufest. Ohne die Erfüllung dieser Bedingung kann ich dich nicht retten. Ich lasse dir Zeit zur Besinnung. Wann ich aus dem Garten zurück kehre, laß mich deinen Entschluß hören." Sie hatte diese Worte mit einem lauten, beinahe scheltenden Tone und ernster Miene gesprochen, und wendete sich dann mit ihrem Vater nach dem Garten. Das Gefolge begleitete sie.

Jussuf versank in ernstes Nachdenken. „Ich hatte mir doch ein ganz Andres für meine Zukunft ausgedacht. Mehrere Frauen, wie das bei uns Sitte ist, wollte ich nicht nehmen, sondern nur eine heitere Lebensgefährtin, wie meine Spielgenossin war, die ich aufzusuchen ausgezogen bin, und um derentwillen ich alle diese Gefahren bestehe. Nehme ich nun aber diese schwarze Prinzessin zur Gemahlin, so geschieht dies nur, um mich aus meinem Kerker zu befreien, aus Liebe zum Leben. Ich werde dann immer noch meine schalkhafte Spielgenossin in allen Ländern der Erde suchen müssen, und sie noch zu der schwarzen nehmen. Dann wird mirs gehen, wie mir manche meiner Bekannten schon geklagt haben; sie werden täglich in Unfriede zusammen gerathen, und meine Ruhe wird dahin sein." So brütete

er noch lange in sich hin, und beschloß zuletzt doch bei sich, von zweien Uebeln das kleinere zu wählen.

Als die Prinzessin aus dem Garten zurückkam, rief er sie wieder bei ihrem Namen, und sie trat mit ihrem Vater herzu, und fragte ihn mit derselben ernsten Miene und demselben strengen Tone wie zuvor, ob er einen Entschluß gefaßt hätte. „Wie könnte ich nur einen Augenblick im Zweifel geblieben sein?" antwortete er. „Du, theuerste Prinzessin, willst dich herablassen zu einem armen Unbekannten und willst meine Gemahlin werden. Du bist die Sonne meines Lebens! Ohne dich hat das Leben keinen Werth mehr."

Bei diesen Worten brach sie aber in ein unmäßiges Gelächter aus. „Nun", sagte sie, als sie ausgelacht hatte, „ich sehe, du bist, wie alle Männer, ein Heuchler und Schmeichler. Uebrigens liegt doch viel Wahrheit in deinen Schmeichelreden. Ich bin die Sonne deines Lebens? Ohne mich hat das Leben keinen Werth mehr für dich? Allerdings! denn ohne mich wirst du der Schlange zum Opfer geschlachtet." Gutmüthig setzte sie dann hinzu: „Doch sei ohne Sorgen. Schwöre mir bei dem Propheten, daß du mich zur Gemahlin nehmen willst, und du wirst heute noch aus deiner Gefangenschaft befreit." Jussuf schwur, und nun wandte sie sich zu ihrem Vater und sprach angelegentlich mit ihm in der Sprache ihres Landes. Aber der gläubige Sclave war zu dem Käfig getreten, und theilte ihm als Dollmetscher Alles mit, was gesprochen wurde.

Sie sprach zu dem Könige: „Es ist nicht klug, diesen Mann hier gefangen zu halten, ohne daß man weiß, ob er der rechte ist, den man der Schlange zum Opfer bringen soll. Ihr habt den ersten Besten aufgegriffen, und der Rechte kann inzwischen ungehindert im Lande umhergehen. Laßt doch die Schlangenpriester rufen, daß sie ihn sehen, und daß ich mit ihnen spreche." Der König antwortete ihr, es seien zufällig eben, ehe sie in den Garten gegangen, zwei Priester aus dem Schlangentempel in dem Palaste angekommen, die Gehör

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0074-3
DFG

bei ihm verlangten. Sie begehrte, daß er sie heraus rufen lasse, und bald erschienen die Priester in langen weißen Gewändern, mit buntfarbigen Gürteln. „Ist dies der Mann, der Euch von euerm Gotte bezeichnet wurde?“ fragte sie, indem sie nach Jussufs Käfig deutete. „Er ists! er ists!“ sprachen beide wie aus einem Munde, und neigeten sich dabei ehrerbietig vor der Prinzessin. „Was habt Ihr für ein Kennzeichen?“ fragte sie weiter. „Wir haben kein Kennzeichen“, antworteten sie, „aber er ists.“ „Ihr habt kein Zeichen? Woher wißt Ihr aber, daß er der rechte ist?“ fragte sie, und sie antworteten: „Die göttliche Schlange hat es verkündet.“ Da sprach sie mit Verachtung: „Schweigt mir von eurer Schlange!“ und wandte sich zu dem Könige und sprach:

„Mein König und mein Vater! Wollt Ihr Euch noch länger von diesen hartnäckigen dummen Menschen betrügen lassen? Sie geben vor, sie hätten göttliche Einsicht, und sind unwissender, als ein sechzehnjähriges Mädchen. Ich bitte Euch, laßt sie ihren Gott, die Schlange hierher bringen, und ich will den Beweis liefern, daß ich die Wahrheit spreche, daß sie aber Lügner und Heuchler sind.“ Bei diesen Worten ballten die Priester die Fäuste und schlugen sich ins Gesicht und stießen sich auf die Brust, und warfen sich nieder zur Erde und schäumten und wälzten sich, als hätten sie krampfhafte Zuckungen. Der König aber sah die Prinzessin mit schreckenbleichem Gesichte an und sprach: „Kind, bedenke, was du thust. Schmähe die Götter nicht.“ Und das Gefolge und alle Diener standen umher und staunten, als könnten sie nicht recht gehört haben. Doch die Prinzessin schmeichelte dem Könige mit den zärtlichsten Schmeichelnamen, und bat ihn, er möge befehlen, daß alle Priester aus dem Schlangentempel mit der heilig verehrten Schlange hierher kämen, weil sie nur hier beweisen könne, daß sie die Wahrheit gesprochen.

Der König gab den Befehl, und alsbald wollten sich auch die

Priester entfernen. Auf die Bitte der Prinzessin befahl ihnen der König aber zu bleiben.

Alles stand in der gespanntesten Erwartung. Es dauerte nicht sehr lange, so kamen die Priester in einem zahlreichen und feierlichen Zuge heran, und acht von ihnen trugen auf vier langen vergoldeten Stäben eine kostbare Lade, die verziert war mit Gold und Elfenbein und Edelsteinen, und setzten sie in der Mitte des Hofes nieder. Dann verbeugten sie sich vor dem Könige, und der Oberpriester trat vor und sprach: „Es hat uns der König ein ungewöhnliches Gebot zugehen lassen, und wir fürchten, daß ein großes Unglück geschehen sei. Was ist der Grund, daß wir alle aus dem Heiligthum des Tempels hieher berufen wurden, und selbst die göttliche Schlange in ihrer Lade mitbringen mußten?"

Da trat die Prinzessin hervor und sprach: „Ihr sollt Alles erfahren. Man zweifelte daran, daß Ihr wirklich eine solche göttliche Schlange bewahret, darum öffnet die Lade, und zeigt sie allem Volke, damit es nicht mehr länger zweifle." — Da fuhren die Priester entsetzt auf: „Man zweifelt an dem Dasein unseres Gottes? Die Zweifler mögen hervortreten, und sich überzeugen." Sie öffneten den Deckel, und jedermann sah in der Lade die große Schlange. Sie lag eben noch in dem starren Zustande, in welchen alle Schlangen verfallen, wenn sie kurz vorher reichliche Nahrung zu sich genommen haben.

Die Prinzessin näherte sich der Lade und rief: „Sehet, ihr Zweifler! ist das etwa keine Schlange?" Dann wandte sie sich zu dem Oberpriester, und fragte: „Hat euch die göttliche keine Kennzeichen vertraut, an welchen ihr den Mann erkennen sollt, der ihr zum Opfer ausersehen ist?" Der Oberpriester blickte nachdenklich vor sich nieder, und antwortete nicht. Da sprach sie: „Nun, ich will euch die Verlegenheit ersparen. Es gibt bei den Heiligthümern Dinge, die man nicht aussprechen will. Ich ehre euer Schweigen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0076-5

Aber erlaubt mir eine andere Frage: „Würde diese göttliche Schlange ihren Feind erkennen, wenn ein solcher sich hier fände? und würde sie sich an ihm rächen, wenn er sie an ihrem Leben verletzte?“ — „Gewiß! Gewiß!“ versicherte der Priester. „Es würde Feuer vom Himmel fahren, und den Gottlosen verzehren.“

„Wohlan!“ sprach sie da. „Ich bin dieser Feind, und euer Götze stirbt von meiner Hand.“ Und blitzschnell, ehe sie diese Worte noch ausgesprochen, hatte sie einen spitzen Dolch hervorgeholt, und mit demselben den Kopf der Schlange in der Mitte mit solcher Kraft durchstoßen, daß der Dolch unten heraus und in das Holz der Lade fuhr, daß er so die Schlange an derselben festheftete. Bei dieser That erhoben die Priester ein allgemeines Wehegeschrei, und der König trat hinzu, faßte seine Tochter beim Arme und zog sie zurück: „Mein Kind! mein Kind!“ rief er, „was hast du gethan?“ „Was du, mein Vater, schon längst hättest thun sollen!“ antwortete sie.

„Glaubst du, und glaubt ihr alle“, sprach sie laut zu den Umstehenden gewendet, „daß ich Recht gethan, indem ich die Schlange tödtete, wenn ich euch jetzt voraus sage, was ihr in dem Bauche dieses Gottes finden werdet?“ Der König antwortete nach kurzem Bedenken: „Dann freilich!“ und das Volk schrie: „Dann ist der Schlange ihr Recht widerfahren! Dann war sie kein Gott.“ Und die Priester sprachen zum Könige: „Sie soll es sagen; aber wir verlangen ihren Tod von dir, wenn sie die Wahrheit nicht treffen wird.“ Aber die Jungfrau rief mit fester Stimme: „Es sei! versprichs ihnen.“ Der König nickte ihnen Gewährung.

Da sprach die Jungfrau: „Es ist ein Mann unter uns, dessen Weib sitzt zu Hause und jammert und wehklagt, denn sie hatte ein bildschönes Knäblein von achtzehn Monaten, das schon auf der Straße herumlief. Dieses Kind kam gestern nicht nach Hause. Es ist in den Schlangentempel gelaufen, und diese Priester wissen, wo es ist. Der Mann trete hervor, und suche sein Kind in dem Bauche der

Schlange." Während sie gesprochen, hatte die tiefste Stille geherrscht. Als aber nun ein Mann aus der Menge hervortrat mit den Spuren der höchsten Betrübniß, und sprach: „Es ist wahr, ich bin der Mann! Mein schönes Knäblein, mein Hamed, ist nicht heimgekommen, und meine Frau sitzt zu Hause und jammert, ich bin weggegangen, weil ich den Jammer nicht mehr ansehen konnte!" Da brach ein allgemeiner Schrei des Entsetzens und des Mitleids aus, und es währte lange, bis wieder eine Stille eintrat. Dann sprach die Jungfrau zu dem Manne: „Nimm ein Schwert, öffne den Bauch der Schlange vorsichtig, und du wirst dein Kind wieder finden. Ob noch Leben in ihm ist, kann ich dir nicht sagen. Die Schlange hat es aber erst vor einer Stunde verschlungen."

Und der Mann trat hin zu der Lade, und führte sein kurzes Schwert mit zitternder Hand, und öffnete den Bauch der Schlange mit ängstlicher Vorsicht. Und siehe da! er zog sein Kind hervor, und lief mit einem freudigen Schrei durch den Palast von dannen, denn er hatte noch Spuren des Lebens an ihm bemerkt. Da stürzten die Priester nieder vor dem Könige und flehten um Gnade. Aber das Volk, das in unermeßlicher Zahl in den Hof zusammen geströmt war, schrie: „Nieder mit ihnen! Nieder mit ihnen!" und legte selbst Hand an sie, als der König den Befehl ertheilte, sie gefangen zu setzen.

Nun aber wandte sich die Prinzessin nochmals zu dem Könige und sprach: „Wohlan! nun befreie auch diesen Unschuldigen. Er ist als ein Fremdling in dein Land gekommen, dem du Gastfreundschaft hättest erweisen sollen. Du hast ihn aber wie einen Verbrecher gefangen gesetzt. Du hast ihn gehöhnt und verspottet, indem du ihn durch die Stadt führen und ausrufen ließest, das sei dein Eidam. Hast du dieses Wort ihm zum Hohne gesprochen, so laß es jetzt in Erfüllung gehen ihm zur Ehre. Denn eines Königs Wort

sollen die Winde nicht verwehen. Dieser und kein anderer wird mein Gemahl."

Der König gebot, und sogleich ward der Gefangene befreit. Er trat herzu, und warf sich dankbar vor der Prinzessin und dem Könige nieder. Dieser hob ihn aber auf, und umarmte ihn, und nannte ihn seinen Sohn, und führte ihn der Prinzessin zu, und sprach: „Er sei dein Gemahl. Die Feierlichkeiten der Vermählung sollen sogleich angeordnet werden." Er ließ demnach seine Diener durch die Stadt ausrufen, morgen werde die Vermählung der Prinzessin Haschanascha gefeiert, und alles Volk sei geladen, sich auf dem Schloßplatze zu versammeln, um von seinem Tische gespeiset zu werden.

In dem Palaste räumte er Jussuf sogleich einen Flügel ein, dessen Gemächer er künftig mit seiner Gemahlin bewohnen sollte. Die Prinzessin aber sprach: „Ich werde die Gemächer bewohnen, die ich früher in diesem Palaste inne hatte. Denn ich betrachte mich nur als seine Verlobte, bis ein Iman derjenigen Religion, die wir beide bekennen, den Trauungssegen über uns gesprochen hat." Der König wandte nichts dagegen ein, und sprach: „Du magst das Alles anordnen und halten, wie es dir gefällt. Denn ich habe gestern erkannt, daß deine Einsicht und Weisheit größer ist, als die der übrigen Menschen."

VII.

Die Verlobung war mit aller Pracht gefeiert worden. Der König erwies seinem künftigen Eidam alle Ehre, führte ihn in seine Lustschlösser im Lande umher, zeigte ihm seine Gärten und Landgüter, veranstaltete allenthalben Festlichkeiten und that Alles, um Jussuf den Aufenthalt an seinem Hofe angenehm zu machen. Die Prinzessin begleitete sie allenthalben, und trug nicht wenig dazu bei,

diese kleinen Reisen angenehm und unterhaltend zu machen. Dabei dachte sie mit einer bis ins Kleinliche gehenden Sorgfalt an die Bequemlichkeit ihres künftigen Gemahls, und suchte alle seine kleinen Wünsche zu befriedigen, ehe er sie noch bei sich selbst ausgesprochen hatte, so daß Jussuf oft erstaunte, und in seinem Herzen sprach: „Sie muß deine Gedanken errathen, ehe sie noch entstehen.“ Er gestand sich, daß er sich in ihrem Umgange ganz glücklich fühlte, wenn nur ihre schwarze Farbe seine Neigung zu ihr nicht störte.

Eines Tages waren sie auch so zusammen nach einem schön gelegenen Jagdschlosse gegangen, in dessen Umgebungen eine große festliche Jagd gehalten ward. Auch die Prinzessin Haschanascha nahm daran Theil. Sie ließ sich von einem großen gezähmten Elephanten tragen, dessen Rücken mit kostbaren, golddurchwirkten Teppichen überbreitet war. Auf die Mitte seines Rückens hatte man ein künstlich verziertes Ruhebett für sie befestigt, und über demselben ward von vier schlanken Säulchen ein kuppelartiges Dach getragen, das, wie die Säulen, aus getriebenem Golde bestand. Jussuf hielt sich während der Jagd meist neben ihr. Er ritt auf einem schönen Pferde der edelsten Race, das ihm der König aus seinem Marstalle geschenkt hatte. Wann sich ein seltener Vogel oder sonst ein jagdbares Thier blicken ließ, machte er sie darauf aufmerksam, und sie schoß mit ihrem Bogen so sicher, daß das Thier jedesmal von dem Pfeile durchbohrt niederstürzte.

Als man sich am Abende aus dem Walde nach dem Jagdschlosse zurückbegab, sprach Jussuf den Wunsch aus, hier einmal einige Tage fern von dem Geräusche der königlichen Hofhaltung zuzubringen, und der König gewährte ihm diesen Wunsch. Er hinterließ ihm einige Diener, die für seine Bedürfnisse sorgen sollten, und ging dann mit seiner Tochter nach der Königsstadt zurück. Beim Abschied schien Haschanascha sehr traurig, und Jussuf sah Thränen in ihren Augen. „Ich weiß“, antwortete sie, „daß dieser

Aufenthalt unheilvoll für mich werden wird. Du wirst meiner vergessen, selbst der Talisman deines Lehrers Modidjah wird in andere Hände kommen; aber mit ihm hängt doch mein Leben zusammen. Möchte es immerhin sein, daß dieser Leib, die häßliche schwarze Hülle Haschanaschas zerfiele, wenn es zu deinem wahren Heile gereichte. Du wirst dann aber bald aus einem kurzen heitern Traume zu langer schmerzlicher Trauer erwachen." Jussuf tröstete sie, und stellte ihr vor, daß sie sich mit unnöthigen Befürchtungen quäle. Er nahm herzlichen Abschied von ihr, und sah dem Zuge, mit dem sie sich entfernte, noch lange, nicht ohne Rührung nach. Er wäre gerne mitgezogen, doch hielt ihn eine unbegreifliche Sehnsucht in dieser Gegend zurück.

Er ging, als er nun ganz allein war, in den Garten, der von seltenen Blumen prangte. „Was war das nur", sprach er dann nachdenklich zu sich selbst, „daß Haschanascha heute beim Abschiede so ängstlich war? Sie ist doch sonst so klug, und durchsieht mit dem klaren Auge ihres Verstandes die Verhältnisse des Lebens. Wie kann sie fürchten, daß ich den Talisman Modidjahs in fremde Hände kommen lassen werde, da ich ihn immer bei mir trage?" Er zog das Täschchen bei diesen Worten hervor, und fuhr fort: „Nein, ich trenne mich nie von dir, du müßtest mir denn geradezu geraubt werden. Sollten aber vielleicht Räuber in dieser Gegend hausen?" Indem er diese Frage an sich that, fiel es ihm ein, daß es doch besser sein werde, den Talisman nicht in dem Busen zu tragen, wo man ihn leicht finden könne, wenn man ihn durchsuche. Er wickelte ihn deshalb sorgfältig in die Falten seines Turbans, und glaubte ihn so am sichersten aufbewahrt zu haben.

Die Nacht hatte ihn auf seinem Spaziergange im Garten überfallen, und er kehrte nach dem Palaste zurück. Wunderliche Träume beunruhigten seinen Schlaf, und der Eindruck derselben begleitete ihn noch, als er am nächsten Morgen in den Garten ging. Er

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0081-2
DFG

hatte soviel von rothen Mohnblumen geträumt, und sah sich jetzt in den Beeten nach denselben um. Er fand bald einige in einem Beete stehen, und indem er sie betrachtete, fiel ihm der Schmetterling wieder ein, den er einst in seinem Garten auf einer solchen Blume gefunden, und dessen Andenken unter den Ereignissen der letzten Zeit ziemlich in den Hintergrund seiner Seele getreten war. Jetzt gedachte er auch wieder der Jungfrau, die er auf seiner Reise aufsuchen wollen, und in diesen Gedanken griff er nach der hölzernen Dose, die er von dem Derwisch in den unterirdischen Gemächern der zerstörten Stadt bei Schiras erhalten hatte.

„Ohne dich", sprach er, „sollte ich das Ziel meiner Wünsche nimmermehr erreichen können? Und was hast du mir denn bis heute noch genützt? Du solltest mich ohne Wegweiser zu meinem Ziele führen, und ich sollte überall auf dem rechten Wege sein, so lange ich die Dose nicht mit dem goldenen Schlüssel eröffne? Du hast mich schön geführt, in Gefangenschaft und Elend, und am Ende zur Verlobung mit einer Jungfrau, die aber mit derjenigen, zu welcher du mich führen solltest, so wenig Aehnlichkeit hat, als die Nacht mit dem Tage. Und ich soll dich nur dann eröffnen, wenn ich alle Hoffnung aufgegeben habe, das Ziel meiner Reise zu erreichen? — So weit wäre ich nun ja gekommen! Wohlan laß sehen, was du enthältst?"

Mit diesen Worten holte er das goldene Schlüsselchen hervor, und öffnete die Dose. Aber mit freudigem Schreck ließ er sie zur Erde fallen, denn kaum hatte er sie geöffnet, so war der seltene Schmetterling daraus empor geflogen, und wiegte sich nun über dem Blumenbeete im Sonnenschein, und bald sah er ihn auch wieder auf einer der Mohnblumen sitzen. Schnell besonnen, ergriff er, wie damals, den Turban und deckte mit demselben den Schmetterling und die Blume. Wie damals erhob sich auch diesmal wieder

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0082-8

eine Figur unter demselben, und vor ihm stand seine heitere Gespielin aus seinem Garten.

„Bist du es wirklich? seh ich dich endlich wieder?" rief er mit freudestrahlenden Augen. „Wohl bin ich's!" antwortete sie. „Du hast mich wohl vergessen gehabt, daß du so lange nicht nach mir fragtest? Aber was hast du denn mit deinem Turban gemacht? Laß einmal sehen?" Sie nahm ihn bei diesen Worten von ihrem Haupte, suchte in den Falten, und nahm das Täschchen mit dem Talisman hervor. „Ei, ei!" rief sie, indem sie ihm den Turban zurückgab, „solche Dinge trägst du mit dir herum? Das brauchst du nun nicht mehr, das behalte ich." Sie steckte es zu sich, und sprang davon.

Er lief ihr wieder nach, und als er sie endlich eingeholt, nachdem sie ihren Sitz wieder für eine Freistatt erklärt hatte, bat er sie, ihm sein Täschchen wieder zu geben, und gestand ihr endlich, daß es einen Talisman enthalte, der ihn bisher auf seinen Wegen beschützt und aus allen Gefahren errettet habe. „Ja wohl!" setzte sie, als er schwieg, hinzu: „und der allein Schuld ist, daß du mich erst heute wieder siehst?" Sie bestand darauf, daß sie den Talisman nicht mehr zurückgebe, und fing wieder allerlei Spiele mit ihm an, und war wieder ganz, wie sie ihn damals in seinem Garten bei Balsora zu allerlei Kinderspiel verleitet hatte.

Gegen die Essensstunde lud er sie ein, mit ihm in das Schloß zu gehen und zu speisen. Sie sah ihn aber mit spöttischem Lächeln an, und sprach: „Ich? unter ein Dach gehen, mich dort an den Tisch setzen, und grobe Speisen genießen von dem Fleisch der Thiere und von dem Mehl aus Getreide? Was fällt dir ein? Denkst du nicht mehr der Feige, die wir zusammen gegessen? Sie nährt mich immer noch. Aber freilich ihr Menschen bedürft mehr." Sie hüpfte bei diesen Worten zu einem nahestehenden Strauch, pflückte eine seiner weißen Blüthen, und bot sie ihm dar: „Da trink einmal

Blumenhonig!" sprach sie. Aber indem er die Blume berührte, verwandelte sich der Blumenkelch in einen silbernen und innen vergoldeten Becher, der mit einem süßduftenden Tranke gefüllt war. Er trank und fühlte sich davon erfrischt, gestärkt und völlig gesättigt.

Sie spielten wieder zusammen lauter kindische Spiele, und die Jungfrau war unerschöpflich in Erfindung von neuen und immer neuen Spielen. Der Tag ging so hin, und Jussuf merkte nicht, wie die Stunden vorüberflogen. Die Sonne neigte sich zu ihrem Untergange. Da sprang seine Spielgenossin im Spiele plötzlich über einen nahestehenden Strauch und rief: „Gute Nacht!" Indem sie aber im Sprunge über den Blüthen des Strauches schwebte, war sie den Blicken Jussufs schon wieder entschwunden, und er sah nur den Schmetterling von dannen fliegen.

Als er nach dem Schlosse zurückkam, freuten sich die Diener sehr, denn sie hatten ihn zur Mittagsstunde erwartet, und ihn darauf vergeblich im Garten aufgesucht, denn es war ein reitender Bote aus der Königsstadt angekommen, der ihm die Nachricht brachte, die Prinzessin sei am Morgen plötzlich erkrankt. Er ließ den Boten sogleich vor sich kommen, und erkundigte sich nach den nähern Umständen. Er erfuhr von ihm, daß sie sich am Abende gesund niedergelegt und nach einem ruhigen Schlafe auch am Morgen ganz heiter erwacht sei; aber kaum wäre sie eine halbe Stunde nach dem Aufgange der Sonne zum Morgengruß bei dem Könige erschienen, so sei sie plötzlich bewußtlos niedergefallen, und habe nach ihren Gemächern zurückgebracht werden müssen. Sie sei darauf wohl wieder zu sich gekommen, fühlte sich aber sehr schwach, und habe ihrem trostlosen Vater erklärt, daß sie sterben müsse.

Jussuf ward darüber sehr nachdenklich, denn er gedachte ihrer Warnungen wegen des Talismans und erinnerte sich, daß es gerade zu derselben Stunde gewesen, wo ihm die Jungfrau denselben aus den Falten seines Turbans genommen. Er faßte den Entschluß,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0084-9

morgen frühe den Talisman wieder ernstlich von ihr zu verlangen, und dann nach der Stadt zu eilen, und befahl dem Boten, bei Sonnenaufgang am nächsten Tage zurückzukehren, um seine Ankunft für den Abend anzukündigen.

Er fühlte sich in der Einsamkeit der Nacht sehr unzufrieden mit sich selbst. Nicht allein der Verlust des Talismans, der ihn sehr beunruhigte, war davon Ursache; auch daß er den ganzen Tag in kindischen Spielen nach den Launen seiner Spielgenossin hingebracht, war ihm ein drückendes Gefühl. Er dachte über sie nach, erinnerte sich aller ihrer Worte, und fand nichts darin, als einen unbegränzten gehaltlosen Leichtsinn.

Sobald der Tag graute, war er am andern Morgen aufgestanden, und mit dem Sonnenaufgange stand er auch schon wieder im Garten. Kaum hatten die Strahlen der Sonne den Thau aufgetrocknet, so schwebte der prächtige Tagfalter auch schon wieder über dem Blumenbeete. Er ließ sich wieder auf eine Mohnblume nieder, Jussuf bedeckte ihn mit seinem Turban, und die Verwandlung war geschehen, die Jungfrau stand wieder vor ihm. Er begehrte sogleich von ihr das Täschchen mit dem Talisman; sie verspottete ihn aber mit schalkhaftem Lachen, und sprach: „Heute bekommst du es nicht! vielleicht morgen, wenn du artig bist.“ Dann begann sie wieder ihre Spiele, und Jussuf vergaß bei ihren lustigen Anschlägen bald wieder alles Andere, und trieb und neckte sich mit ihr umher. Sie gab ihm wieder auf dieselbe Weise, wie gestern Blumenhonig zu trinken, nachdem sie selbst ein wenig davon genippt, und wußte bei ihren Spielen immer die Theile des großen Gartens zu finden, wo sie keinem Menschen begegneten. Denn auch an diesem Tage hatten ihn seine Diener im Garten gesucht, und nicht gefunden. Es war wieder ein Bote aus der Stadt gekommen, der eilig mit ihm zu sprechen verlangte. Erst als sie am Abende wieder ebenso als Schmetterling davon geflogen war, kehrte er nach dem Schlosse

zurück. Der Bote berichtete ihm, daß die Prinzessin noch immer sehr unwohl sei, und daß ihre Schwäche sogleich merklich zugenommen habe, als er nach der Mittagsstunde, wo sie ihn erwartet, nicht gekommen sei. Sie habe zwar kein Wort über sein Ausbleiben gesprochen, aber der König sei sehr unruhig, und lasse ihn bitten, doch ja am nächsten Tage nach der Stadt zurückzukehren.

Er versprach es, befahl dem Boten mit dem Anbruch des Tages zurück zu reiten, und ging in sein Schlafgemach. Dort machte er sich wieder Vorwürfe, wie gestern, nahm sich fest vor, des nächsten Tages nicht abzulassen, bis ihm seine Spielgenossin den Talisman zurückgegeben habe, und dann sogleich nach der Stadt zu eilen. Nachdem er sie wieder, wie die vorhergehenden Tage, im Garten getroffen, begehrte er mit ernsten Worten das Täschchen mit dem Talisman. „Nun, nun, Herr Jussuf!" antwortete sie, „was ist das für ein Ton? Spricht man so mit einer fröhlichen Spielgenossin? Und ist es denn auch der Mühe werth, um so ein elendes Scherbchen von einem Steine, so viel Aufhebens zu machen?" Sie neckte ihn lachend und lief davon.

Jussuf entschuldigte sich, indem er ihr nacheilte, und rief ihr zu: „Es gilt das Leben der Prinzessin!" Da blieb sie stehen, und lachte unmäßig und fragte: „Ist das dein Ernst? Der Prinzessin? Der schwarzen Mohrin? Was liegt dir denn an der? Am Ende hältst du sie gar für ein Geschöpf wie deinesgleichen? Und wenn sie es auch wäre, was ist an einer so langweiligen ernsten Person gelegen? Hat sie jemals eine Stunde mit dir so heiter und lustig gespielt, wie ich nun schon Tage lang? Und, glaube mir, mein Vorrath ist noch lang nicht erschöpft; ich weiß täglich was Neues."

Sie fing sogleich wieder ein Spiel an, und ehe sich Jussuf besinnen konnte, war er ganz in demselben vertieft, und bald hatte er den Boten, seine Nachricht und sein Versprechen vergessen. Er spielte wieder mit ihr bis zum Abende, und nachdem sie wie gewöhnlich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0086-0
DFG

verschwunden war, kehrte er zu dem Palaste zurück. Man hatte ihn wieder gesucht, wie am vorigen Tage, aber vergebens. Ein neuer Bote brachte noch schlimmere Nachricht über das Befinden Haschanaschas, und er machte sich selbst die bittersten Vorwürfe über seine Vernachlässigung derselben. Er gebot, sogleich sein Pferd zu satteln, und machte sich, da es eine mondhelle Nacht war, mit dem Boten auf den Weg nach der Stadt.

Bei seiner Ankunft sah er die Fenster der Gemächer noch erleuchtet, wo seine Verlobte wohnte. Er ging deshalb gleich dahin, und erkundigte sich nach ihrem Befinden. Man sah ihn achselzuckend an, und er ging zu ihr hinein. Sie lag schwach athmend, auf ihre Polster gelehnt, und winkte ihn zu sich. Sie gab hierauf auch ihren Dienerinnen einen Wink, und diese entfernten sich. Er warf sich auf die Kniee vor ihrem Lager und weinte, und bedauerte ihre Leiden, und klagte sich an, daß er ihre Warnungen nicht mehr beherzigt habe. „Ich weiß, wie es gekommen!" sagte sie. „Doch noch ist nicht das Schlimmste geschehen. Du hast den Talisman nur gezwungen in ihren Händen gelassen. Hüte dich nur, daß sie ihn nicht mit deiner Zustimmung besitze. Jetzt bin ich zwar schwach und krank; ich werde auch noch schwächer und elender werden, so lange du aber den ernsten Willen hast, den Talisman nicht wegzuschenken, so lange wird auch mein Leben nicht verlöschen. Kehre nun zurück, wo du hergekommen, und laß dich jetzt nicht vor dem Könige sehen. Er zürnt dir, denn er ahnt, daß du die Ursache meiner Krankheit bist."

Er that nach ihrem Willen und kam bei Tagesanbruch wieder nach dem Jagdschlosse zurück. Von dem Ritte und der Erinnerung an den leidenden Zustand Haschanascha's aufgeregt, versuchte er es nicht, sich durch einen Schlaf zu erholen. Er ging sogleich wieder in den Garten, und kaum war die Sonne so hoch gestiegen, daß sie den Thau von den Blumen weggeleckt hatte, so sah er auch den Schmetterling in einer Mohnblume sitzen. Diesmal behielt er seinen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0087-6

Turban auf dem Kopfe, und haschte mit der Hand nach dem Schmetterlinge; allein er fing ihn nicht, wohl aber eine Wespe, die wahrscheinlich zugleich auf der Blume gesessen, und ihn empfindlich in die Hand stach, daß sie dick davon aufschwoll. Der Schmetterling war weggeflogen, und nicht mehr in den Garten zurückgekommen.

Die Stunden schlichen ihm diesmal sehr langweilig vorüber, und wären ihm noch länger vorgekommen, wenn seine Seele sich nicht mit allerlei Planen beschäftigt hätte, wie er sich wieder in den Besitz des Talismans setzen wollte. Um dies zu können, mußte aber doch die Besitzerin desselben da sein, und er machte sich deßhalb Vorwürfe, daß er den Schmetterling durch sein Benehmen verscheucht habe. Zur Mittagsstunde erschien er diesmal in dem Schlosse zur Verwunderung der Diener, die es schon gewohnt waren, daß er nicht zu Tische kam. Als er gegessen, ruhte er einige Stunden auf seinen Polstern, und als er erwachte, war ein Bote aus der Stadt gekommen, der ihm die Nachricht brachte, daß die Prinzessin sich seit diesem Morgen etwas besser befände.

So beschloß er den Tag mit mehr innerer Ruhe, als er ihn begonnen hatte. Nur beschlich ihn zuweilen die Furcht, daß der Schmetterling vielleicht für immer aus dem Garten verscheucht wäre, und daß er so nimmer in den Besitz des Talismans kommen könne.

Allein am andern Morgen fand er den prächtigen Schmetterling schon in der Sonne auf der Mohnblume sitzend, als er in den Garten trat. Er deckte seinen Turban wieder auf ihn, und die Jungfrau stand neuerdings vor ihm. Er fragte sie, warum sie gestern nicht gekommen sei, und sie antwortete: „Ach, da war ein tölpischer Bauer im Garten, der meinte mich mit der Hand zu fangen, wie eine häßliche Fliege. Er hätte mir den glänzenden Staub auf den Flügeln verwischt, und dann wars um die Schönheit meines Gewandes geschehen. So etwas kann ich mir doch nicht gefallen lassen. Denn ein schönes Kleid geht mir über Alles..." Sie lachte ihn bei

diesen Worten so schelmisch an, daß er wohl merkte, wen sie unter dem tölpischen Bauer meine. Ehe er aber etwas darauf entgegnen konnte, hatte sie ihn schon wieder in einem neuen Spiele befangen, und aus diesem gings wieder zu einem andern, und so fort, daß er gar keine Gelegenheit fand, den Talisman von ihr zu begehren. Eben so ging es den nächsten und einige folgende Tage. Täglich kam ein Bote aus der Stadt, der ihm Nachricht über das Befinden der Prinzessin brachte. Diese Nachrichten lauteten aber nicht tröstlich; die Kranke wurde von Tage zu Tage schwächer, und die zu Rathe gezogenen Aerzte wußten weder einen Namen für die Krankheit noch ein Heilmittel dagegen vorzuschlagen. Da sie zu der Kaste der Priester gehörten, so ließen sie sich nicht undeutlich merken, daß das lange und unbegreifliche Siechthum eine Folge der vermessenen Tödtung der göttlichen Schlange und eine Strafe des Himmels sei. Kaum hatte das Ohr des Königs eine solche Andeutung aufgefaßt, so schenkte ihr auch sein schwankender Sinn Glauben. Er ließ den immer noch gefangenen Oberpriester vor sich rufen, und die Folge seiner Unterredung war, daß sogleich alle Priester freigegeben und in ihre vorige Würde eingesetzt wurden. Sogleich wurde durch die Stadt verkündigt, daß man Opfer und reuige Gebete anstellen sollte, um die Verblendung zu büßen, in der man sich in der letzten Zeit von dem Dienste der göttlichen Schlange abgewendet. Die Priester hatten es übernommen, eine gleiche göttliche Schlange aufzufinden, und Jussuf ward wieder als ihr erstes Opfer bestimmt, da die Prinzessin ohnehin als dem nahen Tode verfallen betrachtet ward, und ausser dem schwachen aus- und eingehenden Athem kein Lebenszeichen mehr von sich gab.

Jussuf hatte indessen in seinen Spielen und tändelnden Scherzen mit der Jungfrau mehrere Tage hingebracht, und obgleich er die täglich schlimmer lautenden Nachrichten von Haschanascha's Befinden aufrichtig beklagte, so ahnete er doch sonst nichts von Allem, was sich

in der Königsstadt begab. An einem der letzten Tage hatte er seiner Gespielin den Vorschlag gemacht, sie sollte seine Gemahlin werden, und mit ihm nach seiner Heimath ziehen. Allein sie lachte seiner, und sprach: „Hast du nicht Haschanascha schon zu deiner Verlobten gemacht? Meinst du, ich wisse das nicht? Das hätte auch gar nichts zu bedeuten, da ich weiß, daß ihr mehrere Frauen haben dürft. Allein du denkst uns in deiner Heimath hübsch zu Hause im Serail zu halten, wie man sich Vögel zu seinem Vergnügen im Käfig hält, und dann höchstens des Abends zu uns zu kommen, wenn du von deinen Geschäften ermüdet heimkehrst. Dann sollen wir Frauen gut genug sein, der Männer langweiliges Wesen zu ertragen und die Launen, die ihr gerade im Kopf habt. Pfui! wie eckelig wäre ein solches Leben! Ich soll mich binden lassen durch den Segensspruch eines weißbärtigen Imans fürs ganze Leben! Da soll mich der Himmel davor bewahren." Sie fing nach diesen Worten an zu hüpfen, und tanzte um Jussuf herum, indem sie dabei sang:

„Lustig leben,
Flatternd schweben;
Hüpfend, spielend unter Tänzen,
Zwischen Blumen, zwischen Kränzen
Die der Frühling ausgestreut!
Da nur bleiben,
Das nur treiben,
Wo's und was uns grade freut!
Ohne Sorgen,
Heut und morgen,
Nie im Dunkel, nie in Nacht!
Immer, immer,
Nur im lichten Tagesschimmer
Wo die helle Sonne lacht
Naschen, nippen,
Honig saugen,
Mit den Lippen
Mit den Augen —
Von dem Einen zu dem Andern
Ohne Schmerz und Sehnsucht wandern;
Nur für mich und meine Lust
Mitgefühl in meiner Brust,

Und doch Allen
Auch gefallen —
Das allein nur ist gelebt!
Thöricht, wer nach Weiterm strebt."

Als sie das Lied geendet hatte, stellte sie sich vor ihn hin, verneigte sich in scherzendem Spotte, und sprach: „Nun, wie gefällt dir das, Herr Jussuf? Ei, du machst ja ein Gesicht, als hättest du Essig getrunken. Was gehn dir denn wieder für Gedanken hinter den Falten deiner Stirne herum."

„Ich denke an den Talisman!" antwortete Jussuf. „Gib mir ihn heute wieder. Haschanascha liegt am Sterben." — „Ei, was liegt an der?" fragte sie leichtsinnig. „Ob solch ein schwarzes Unthier mehr oder weniger auf der Welt ist, was hat das zu bedeuten. Gelt, du schenkst mir den Talisman? Er hat dir doch ausgedient. Komm sei einmal artig, und sag, daß du mir ihn schenkst." Sie hatte sich näher zu ihm gestellt, und klopfte ihm mit der linken Hand auf die Wange, und hielt ihm mit der rechten das Täschchen dar, und sprach schmeichelnd: „Es gehört mein? nicht wahr, du hast mir ihn geschenkt?" Jussuf stand eben im Begriffe, ja zu sagen. Da schaute er ihr aber zufällig in die Augen, und es war ihm, als sehe er keine Menschenaugen, sondern aus vielen kleinen Augen zusammengesetzte Schmetterlingsaugen, so daß ihm darüber ein Grauen ankam. Er griff nach dem Talisman, und warf ihn schnell über sein Haupt weg, indem er laut Haschanascha's Namen rief.

In demselben Augenblicke kam Haschanascha's Elephant ganz so, wie er ihn auf der Jagd gesehen hatte. Ein brauner Sclave mit einem Hauptschmucke von prächtigen Federn und mit allerlei buntem Schmucke behangen, ging als Führer mit einem kurzen Stäbchen in der Hand voraus. Auf dem Elephanten knieete eine schwarze Jungfrau mit gespanntem Bogen, und ehe sichs Jussuf versah, war der Pfeil von dem Bogen geflogen, und seine Spielgenossin lag, von demselben durchbohrt, in seinen Armen. Schreck

und Staunen bemächtigte sich seiner. Ehe er sich aber erholt hatte, war der Elephant mit seinem Führer verschwunden, aber auch die tödtlich getroffene Jungfrau lag nicht mehr in seinen Armen. Er sah zur Erde, um die Spur ihres Blutes zu finden, das er doch hervorquellen gesehen. Dort lag aber nur der schöne Schmetterling von einer pfeilförmigen Nadel durchbohrt, wie man solche Insekten in Sammlungen aufzubewahren pflegt. Er nahm ihn vom Boden auf, und indem er sich erhob, erblickte er auch wieder die hölzerne Dose mit dem goldenen Schlüssel, die er an eben dieser Stelle zuerst geöffnet und fallen gelassen hatte.

Im Zweifel ob er träume oder wache, steckte er den Schmetterling in die Dose fest, und wollte nachdenklich weiter gehen. Da trat athemlos der treue Sclave aus der Königsstadt zu ihm, und rief ihm zu: „Flüchtet Euch eiligst durch den Garten. Im Schloßhofe sind schon die Diener der Priester, die Euch abholen wollen. Ihr seid abermals zum Opfer bestimmt.“ Er fragte nach der Prinzessin. „Sie soll verschieden sein!“ antwortete der Sclave, und drängte ihn halb mit Bitten und Flehen, halb mit Gewalt zur Flucht.

VIII.

Jussuf eilte durch den Garten in den Wald, der sich ohne Umfriedigung daran schloß, und lief wie ein gescheuchtes Reh, mehr durch die Schrecken der letzten Augenblicke getrieben, als von der Angst vor seinen Verfolgern. Der Wald deckte seine Flucht. Er kam mehrere Meilen weit unterhalb der Königsstadt an den Fluß, und fand ein Schifflein, das stromabwärts fuhr. Der Mann, der es lenkte, verstand seine bittende Zeichen, und nahm ihn ein, und fuhr sogleich ab. Beim Anbruche der Nacht, glaubte Jussuf, daß sie anlanden würden, allein der Mann bedeutete ihm zu seiner Freude, daß der Mond hell scheine und ihre Fahrt begünstige. Sie ließen die Nacht über das Schifflein

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0092-7

auf dem Strome treiben, und lenkten es nur hier und da mit dem Steuer, wo sie einen Fels oder sonst einen gefährlichen Gegenstand aus dem Wasser hervorstehen sahen. Gegen die Mitternacht machte Jussuf dem Manne verständlich, daß er das Steuerruder lenken wolle. Dieser ließ es sich gerne gefallen, und legte sich nieder um zu schlafen.

So saß er nun ganz einsam in der Stille der Nacht am Ruder, und bedachte die Ereignisse der letzten Tage und Stunden. Alles ging wieder lebendig vor seiner Seele vorüber. Er erinnerte sich der Trauer Haschanascha's bei seinem Entschluß, allein auf dem Jagdschlosse zurückzubleiben; ihrer Warnung wegen des Talismans; ihrer plötzlichen Erkrankung, als er ihn nicht mehr besessen, ihres dahin welkenden Lebens und ihres Todes. Dabei gedachte er aber auch des Jammers ihres Pflegevaters, des Königes, und wie dieser jetzt wieder in die Gewalt der heuchlerischen und betrügerischen Schlangenpriester gekommen. Aber auch das Bild seiner lebensfrohen und schalkhaften Spielgenossin trat wieder vor ihn, und die heitern Spiele und Neckereien und nichtigen Kinderpossen, zu welchen sie ihn verleitet, und über welchen er alle ernste Gedanken und Sorgen, selbst zuletzt die Leiden Haschanascha's immer vergessen. Er sah sie dann wieder, von dem Pfeile getroffen, in seine Arme sinken und verbluten. Auch Haschanascha's Erscheinung beschäftigte ihn, wie sie ihm auf dem Elephanten knieend erschienen war, und den tödtlichen Pfeil auf seine Spielgenossin geschnellt hatte. Sollte das vielleicht nur ein Schatten der Sterbenden gewesen sein? oder war sie es selbst? Sie selbst aber war ja gestorben. So hatte ihm der treue Sclave berichtet. All sein Sinnen und Denken brachte ihm keine Klarheit in die Verwirrung seiner Seele. Aber ohne daß er es selbst wußte, traten die Vorzüge Haschanascha's vor seiner heitern Spielgefährtin doch immer lebhafter hervor, und er fühlte mit Ueberraschung, daß bei diesen Gedanken seine Wangen von Thränen feucht geworden waren.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0093-3

Am Morgen kamen sie in die Nähe einer Stadt. Er wollte den Schiffer, der hier sein Ziel erreicht hatte, belohnen. Indem er ihm ein Goldstück aus dem einzigen Beutel darbot, den er zufällig bei sich hatte, erinnerte er sich, daß er seine Dose mit den Diamanten mit seinen übrigen Habseligkeiten bei seiner schnellen Flucht in dem Jagdschlosse zurückgelassen habe. Der Schiffer nahm ihm aber durchaus nichts ab, sondern bedeutete ihm, daß er durch die Führung des Steuers während der Nacht sein Fährgeld reichlich abverdient habe. Dankbar schied Jussuf von ihm. In der Stadt aber vertauschte er sein kostbares Kleid, das er sich in der Stadt der Schlangenanbeter neu gekauft hatte, mit dem ärmlichen Gewande eines Derwisches, ließ sich die Augenbrauen abscheeren, und setzte so seine Reise längs dem Flusse hinab zu Fuße fort.

Glücklich gelangte er nach einer mühseligen Wanderung von mehreren Wochen an die Stelle, wo der während seines Laufes zu einem der größten Ströme gewordene Fluß bei einer ansehnlichen Stadt in das Meer fällt. Mehrere Leute, die er dort traf, sprachen seine Sprache, und von diesen erfuhr er zufällig, daß ein Schiff segelfertig im Hafen liege, das morgen nach Balsora absegle. Er war sogleich entschlossen, sich auf demselben einzuschiffen, und nach seiner Heimath zurückzukehren. Der Schiffskapitän war bereitwillig, ihn mit zu nehmen, und als er um das Fährgeld fragte, antwortete der: „Was? Fährgeld wollt Ihr bedingen? Da käme ich meinem Herrn schön an, wenn ich einem armen Teufel, wie Ihr seid, etwas abnehmen wollte. Nein, nein! der reiche Kaufherr Jussuf in Balsora, der zwanzig solcher Schiffe auf dem Meere gehen hat, nimmt einem armen Derwisch kein Fährgeld ab.“

„Wie?“ fragte Jussuf dagegen, „lebt der Kaufherr Jussuf denn noch?“ Da lachte der Schiffkapitän recht herzlich und sprach: „Freilich lebt er. Er ist zwar jetzt auf weiten Reisen, aber er macht gute Geschäfte. Seht hier den Beweis davon. Diese Dose mit

Diamanten ist ein Schatz, wie ihn kein Sultan schöner in seiner Schatzkammer hat, und diese hat er mir dieser Tage durch einen seiner Diener zustellen lassen, um sie sicher nach Balsora zu bringen." Jussuf sah mit Staunen die Dose, die er in dem Jagdschlosse bei seiner Flucht zurücklassen müssen. Doch konnte und wollte er sich in seinem ärmlichen Aufzuge nicht zu erkennen geben, denn er fürchtete man möge ihn leicht für einen Betrüger halten, der sich diesen Schatz zueignen wolle. Aber er begriff nicht, wie die Dose in die Hände des Schiffkapitäns gekommen sein könne. Er wendete sich darum noch einmal an ihn und sprach: „Vergebt mir, Herr, meine Neugierde, und sagt mir doch, ob Ihr denn des Jussufs Diener gekannt habt, der Euch die Dose übergab?" Aber der Schiffkapitän fuhr ihn zornig an: „Hört einmal, ich hab Euch zwar zugesagt, Euch unentgeldlich mitzunehmen, allein ich habe geglaubt, ich hätte einen Derwisch vor mir. Diese sind bescheiden. Darum befremdet es mich sehr, daß Ihr von meinem Herrn, dem Kaufherrn Jussuf so unehrerbietig sprecht, daß Ihr ihn nur schlechtweg Jussuf nennt, als sei er Euresgleichen. Wenn Ihr wieder seinen Namen aussprechen wollt, so gebt ihm die Ehre, die ihm gebührt, und vergeßt den Herrn nicht. Weil Ihr aber fragt, ob ich den Diener gekannt habe, so wißt, daß ich ihn zuvor nie gesehen, daß ich aber gar nicht zweifle, wenn so ein brauner Kerl kommt, und mir in meines Herrn Namen einen solchen Schatz übergibt. Wenn er im Namen seines Herrn nur den zehntausendsten Theil des Werthes von mir verlangt hätte, dann wäre Ursache zum Zweifel vorhanden gewesen."

Am nächsten Morgen wehte ein günstiger Ostwind; die Anker wurden gelichtet und das Schiff fuhr mit vollen Segeln aus dem Hafen in die hohe See. Die Fahrt war glücklich, kein Wölkchen trübte den Himmel, der Wind blieb immer gut, und in der kürzesten Zeit landeten sie in dem Hafen von Balsora. Dort lagen mehrere ganz neue Schiffe vor Anker, die eben ausgerüstet und mit Waaren

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0095-5

aller Art beladen wurden. „Seht", sprach der muntere Schiffkapitän zu Jussuf beim Abschiede, „diese neuen Schiffe gehören auch alle demselben Herrn Jussuf. Versäumt es nicht, wenn Ihr Euch in der Stadt aufhaltet, seinen Palast zu sehen und insbesondere sein Kaufgewölbe auf dem Bazar." Jussuf versprach, es nicht zu versäumen, und begab sich bei seiner Ankunft in der Stadt geradewegs nach dem Bazar.

Er durchging zuerst die Reihe, wo sein Kaufgewölbe sonst gestanden, und erstaunte, als er an seiner Stelle ein anderes noch viel größeres erblickte, das schon aussen mit edeln Metallen und kostbaren Steinen aufs reichste verziert war, im Innern aber einen Reichthum und eine solche Menge Juwelen enthielt, wie er ihn nur in den unterirdischen Gemächern der Ruinen bei Schiras gesehen hatte. Er drängte sich unter die Menge der Kauf- und Schaulustigen, welche davor standen, und sah, wie sechs junge Männer unablässig mit dem Verkaufe beschäftigt waren. Nach und nach war er ganz vorgeschoben worden, und stand einem der Verkäufer gerade gegenüber. „Wem gehört dieses Kaufgewölbe", fragte er, als einmal zufällig kein Käufer da war, der ihn beschäftigte. „Ihr seid wohl heute zum erstenmale hier, daß Ihr nicht wißt, daß es in ganz Balsora nur einen Kaufherrn gibt, der solche Reichthümer auf seinem Lager halten kann. Ihr habt doch wohl schon den Namen des Kaufherrn Jussuf, des Königes der Kaufleute, nennen hören?" — „O ja! den Namen habe ich schon gehört", versetzte Jussuf, „ich glaubte aber, er habe sein Gewölbe geschlossen, und sei auf ferne Reisen gegangen." — „Das ist wohl wahr", versetzte der junge Mann, „allein nach wenigen Wochen hat er seinen Bruder Hassan Alfad geschickt, der das Geschäft für ihn geführt und die Schätze in Empfang genommen hat, die er von Zeit zu Zeit von seinen Reisen hierherschickt. Das Geschäft hat sich dadurch sehr erweitert. Es

war aber vorauszusehen, daß Herr Jussuf nicht ohne gute Ursache sein Geschäft in fremden Händen ließ."

„Ihr habt da einen Bruder Hassan Assad genannt, und ich meine doch gehört zu haben, daß Euer Herr keinen Bruder hatte! Wie soll ich das verstehen?" fragte Jussuf. „Hassan Assad ist auch nicht sein Bruder, sondern der Bruder seiner Gemahlin", war die Antwort. „Seiner Gemahlin?" fragte Jussuf mit unverhohlenem Erstaunen. „Ich weiß nicht, wie Ihr mir vorkommt!" rief da der junge Mann. „Was ist denn da groß zu wundern und mit offenem Munde stehen zu bleiben? Warum soll Herr Jussuf keine Gemahlin haben, da er sie doch Dutzendweise haben könnte? Doch wißt Ihr, wie? wenn Euch dies Alles so sehr interessirt, so geht zu seinem Palaste; dort gibt es der müßigen Leute genug, die Eure Neugierde befriedigen können. Ich habe keine Zeit dazu. Da warten schon wieder einige Käufer, die ich durch meine Unterhaltung mit Euch jetzt aufgehalten habe." Er wandte sich zu den Kauflustigen, entschuldigte seine Unachtsamkeit, und fragte nach ihren Wünschen. Jussuf aber beschloß, nach seinem Rathe zu thun, und ging nach seinem Palaste.

Er erkannte auch diesen beinahe nicht mehr. Zwei kleinere Paläste, die zu beiden Seiten desselben gestanden, waren niedergerissen und an ihrer Stelle zwei Flügel zu dem seinigen erbaut. Die Hauptpforte in dem mittleren Palaste stand geöffnet, und viele Diener und Dienerinnen gingen aus und ein. Er fragte einen der Thürhüter, wem der Palast gehöre, und erhielt dieselbe Antwort, wie bei dem Kaufgewölbe. „Wird aber Euer Herr je wiederkommen?" fragte er. „Er ist schon so lange auf Reisen; kein Mensch weiß, wo er hingekommen ist, und Botschaft hat er auch keine von sich geschickt."

„Was? Keine Botschaft geschickt?" riefen beide Thürhüter aus einem Munde. „Hat er doch seine Gemahlin schon längst voraus gesandt, und ist er doch heute selbst schon angekommen. Nein, sein

Bruder Hassan Assad hat immer sichere Nachrichten von ihm gehabt, und so wußte er auch um seine heutige Ankunft, und hat alle Vorbereitungen zu seinem Empfange gemacht. Ist doch sein alter Lehrer, den man seit Jahren nicht mehr gesehen hat, heute aus seiner Einsamkeit hervorgekrochen und hierher gekommen." — „Wie? auch Modidjah ist hier?" fragte er. „Sieh, sieh!" versetzte da der Eine von ihnen, „Ihr wißt den Namen besser als ich. Ja, ja, Modidjah heißt er. Ich habe mich seiner nicht gleich erinnern können."

„O dann laßt mich hinein gehen, ihr guten Leute", bat er, „daß ich mit ihm spreche." „Nichts da!" rief der eine der Thürhüter, indem er dem Eintretenden den Weg verstellte. „Was fällt Euch ein? Jetzt darf niemand hinein. Sie feiern eben im Saale noch einmal die Trauung nach den Gebräuchen unserer Religion. Der Iman ist schon hinein gegangen. Da darf kein Fremder störend eintreten."

„Was?" schrie Jussuf. „Euer Herr wäre schon angekommen? Wo ist der Betrüger? Laßt mich hinein, daß ich ihn züchtige." Beide Thürhüter widersetzten sich ihm, da er gewaltsam eindringen wollte. „Kennt ihr denn euern Herrn?" fragte sie da Jussuf in der höchsten Aufregung, „und wie sieht er aus, der sich für ihn ausgegeben?" Sie versicherten ihn, daß sie noch nicht lange von Assad in Dienst genommen worden, und daß sie auch heute den Herrn Jussuf nicht selbst gesehen, sondern nur erfahren hätten, daß er schon angekommen sei. „Ja!" rief Jussuf, „angekommen ist er, aber noch nicht in seinem Palaste. Er wird jedoch gleich darinnen sein." Mit diesen Worten packte er den nächsten unversehens, und warf ihn auf die Seite zu Boden, und blitzschnell faßte er dann auch den andern, und that mit ihm ebenso. Er selbst aber lief schnell in den Prunksaal, unaufgehalten von den zahlreichen Dienern, an welchen er auf den Gängen und in den Vorsälen vorüber kam.

Drinnen aber stellte er sich mitten in den Saal, und rief in

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0098-2

höchster Entrüstung: „Wer wagt es, hier Jussuf's Stelle einzunehmen? Wer wagt es, sich hier für Jussuf's Gemahlin auszugeben. Ich bin Jussuf, den ihr für verloren glaubtet. Wo ist der Betrüger? Er komme her, daß er die Früchte seines Betruges erndte, wie er verdienet." Indem er noch so sprach, trat ein reich gekleideter Mann zu ihm, der ihm völlig unbekannt war. Dieser schien ihn auch nicht zu kennen, und sprach: „Ihr sprecht von Betrug? Hier ist noch niemand, der sich für Jussuf ausgegeben hat, als Ihr. Wir erwarten ihn nur, weil wir sichere Anzeige haben, daß er heute noch hier eintrifft. Ihr wollt der Erwartete sein, wohlan, so beweiset es. Welches Wort werden Eure Lippen auf diesen Talisman hauchen?" Er hielt ihm Modidjah's Talisman hin. Jussuf blickte erstaunt und betroffen darauf, denn der Funke war in ihm erloschen. „Haschanascha!" sprach er mit einem Seufzer; da leuchtete der Funke hell auf, und alsbald trat aus dem Kreise der zahlreich versammelten Gäste eine verschleierte Dame heraus, und fragte, indem sie ihren Schleier zurückschlug: „Erkennst du Haschanascha, deine Verlobte?" Er aber blickte sie an mit den Zeichen staunender Freude. Es waren die schönen Züge ihres Gesichtes, der milde Blick ihrer sanften Augen, es war der heitere Ernst, der auf Haschanascha's Stirne ruhte! allein ihre schwarze Farbe war verschwunden, und an ihrer Stelle spielte eine sanfte Scham, wie der erste Hauch des Morgenrothes, um ihre Wangen.

„Haschanascha", rief er endlich aus seiner Erstarrung erwachend, „bist du es wirklich? Ich traue meinen Sinnen nicht mehr, denn ich bin in so viele wunderbare Ereignisse und Träume verschlungen, daß ich Traum und Wirklichkeit nicht mehr zu unterscheiden vermag. Wie ist es möglich, daß du lebst? Du warst todt durch meine Schuld!"

„Frage nicht nach dem Vergangenen!" sprach da die Stimme Modidjahs. „Der König der Geister hat dich zu seinem Liebling auf Erden erkohren; zwei Genientöchter mußten dich auf verschiedene

Wege zu leiten versuchen, du bist zwar beinahe der menschlichen Natur unterlegen, aber doch endlich siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen. Du hast die edlere erwählt. Sie schmücke dir dein Leben mit höhrer Freude, als es die eitle Selbstsüchtige vermocht hätte, deren Bild du in der Dose zur Erinnerung an deine überwundene Schwachheit aufbewahren magst. Das ist Haschanascha, die Schwester deines Freundes Hassan Assad, der hier deine Geschäfte betrieben, seit du dich bei Schiras von ihm getrennt hast. Ich bin beider Oheim. Und daß deine Gemahlin nicht als eine Bettlerin in dein reiches Haus eintrete, sind ihr die Schätze zur Morgengabe bestimmt, welche du unter den Trümmern der zerstörten Königsstadt kennen gelernt hast."

Nach diesen Worten umarmte er den in neues Staunen versinkenden Jussuf. Auch der junge Mann trat nun wieder zu ihm, der ihm bei seinem Eintritte zur Prüfung den Talisman gereicht hatte, und jetzt erkannte er sogleich in ihm seinen Freund Hassan, und begrüßte ihn mit herzlicher Freude, und nannte ihn seinen theuren Bruder.

Der Iman sprach noch in der nämlichen Stunde den Segen über Jussuf und Haschanascha, und verrichtete die üblichen Gebete und Ceremonien. Dann wurden prächtige Feste gefeiert, die viele Tage dauerten, und wie sie nie in Balsora gefeiert worden waren, so daß man noch in späten Jahren von dem Glanze sprach, mit welchem des reichen Handelsherrn Jussuf Vermählung begangen worden.

Er erreichte an Haschanascha's Seite ein sehr hohes und glückliches Alter, und die spätesten Enkel segnen noch sein Andenken.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0100-7

II.

Das Mährchen

von

den beiden Talismanen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0101-3
DFG

DAS MÄRCHEN VON DEN ZWEI TALISMANEN.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0103-4
DFG

Die beiden Talismane.

Erstes Kapitel.

Vor vielen hundert Jahren lebte einmal in Kandahar ein Sultan, der war Abdul-Babur geheißen. In den ersten Jahren seiner Regierung hatte er viele Kriege mit den benachbarten Königen und Völkerschaften geführt, die theils häufige Einfälle in sein Land machten, um die Viehheerden und anderes Gut zu rauben, theils die Absicht hatten, mit der Eroberung Kandahars ihre Reiche zu vergrößern. Es währte aber nicht sehr lange, so überzeugten sie sich, daß ihnen das nicht gelingen könne. Denn Abdul-Babur trug immer den Sieg über sie davon. Wenn er auch mit dem kleinsten Heere gegen die überlegene Zahl der geübtesten Krieger zog, so mußten seine Feinde doch immer mit Verlust und Schmach nach Hause zurückkehren. Nie erlitt er eine Niederlage; und wenn er sich selbst manchmal mit der Tollkühnheit eines Menschen, der sein Leben absichtlich opfern will, in den dichtesten Haufen feindlicher Krieger stürzte, daß ihn seine Leute oft schon für gefangen und verloren hielten, so wußte er durch seine Tapferkeit doch immer einen solchen Schrecken um sich her zu verbreiten, daß ganze Herreshaufen vor ihm allein flohen, als hätte sie ein Geisterschrecken ergriffen. Daher

erzählte man auch von ihm, er sei durch einen unbegreiflichen Zauber gegen jede Gefahr geschützt. Dieser Glaube war bei seinen eigenen Leuten so verbreitet, daß sie deshalb ein so unerschütterliches Vertrauen in sein Kriegsglück setzten, daß sie furchtlos und blindlings gehorchten, wenn er sie mit einer auch noch so gewagten Unternehmung beauftragte. Sie kehrten aber auch aus jedem Kriege siegreich und mit Beute beladen nach Hause zurück.

So muthig er aber im Kriege war, wie sehr er auch mit ganzer Seele in den Schlachten lebte, so liebte er den Krieg doch nicht, wie mancher Eroberer, mit Leidenschaft, sondern er kam den Fürsten und Völkern gerne entgegen, wenn sie um Frieden baten und Vorschläge zu Freundschaftsverbindungen machten. Kaum war er daher aus dem Jünglingsalter in die Jahre des kräftigen Mannesalters getreten, so herrschte nun rings um Kandahar her Frieden und Ruhe. Er benutzte die ersten Jahre des Friedens indessen, um seine Hauptstadt gegen treulosen Friedensbruch und unvermutheten Ueberfall zu befestigen. Deshalb umgab er sie mit Mauern und Gräben, erbaute sehr feste Thürme darin, und vertheilte seine Krieger in den Befestigungswerken, so daß sie immer zum Schutze der Stadt und zur Gegenwehr bereit waren. Dann aber sorgte er für seine Unterthanen durch allerlei weise Gesetze und durch sorgfältige Ordnung aller innern Angelegenheit. Besonders richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Gewerbe und auf den Handel seines Landes, um diese von Tage zu Tage mehr und mehr zu erheben.

Da er wußte, daß die Handelskarawanen von Persien nach Indien und von Indien nach Persien gerne durch sein Land zogen, so errichtete er nicht nur in der Nähe der Stadt, sondern auch in der Stadt Kandahar selbst mehrere Karawanserei's, die zur Aufnahme der Karawanen und zu mehrtägigem Aufenthalte geräumig genug und mit Allem versehen waren, was zur Annehmlichkeit und zur Bequemlichkeit der Reisenden dienen konnte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0106-1
DFG

Als man erfuhr, daß solche Rücksicht auf die Fremden in seinem Reiche genommen werde, wählten darum auch alle Karawanen nur diesen Weg, auf dem sie nicht nur diese Annehmlichkeiten fanden, sondern auch noch in dem ganzen Gebiete von Kandahar ohne Bezahlung von einer zahlreichen Schutzwache des Königs begleitet wurden, so daß sie einen großen Theil der Reise ohne Sorgen und Furcht vor den räuberischen Angriffen herumschweifender Horden zurücklegen konnten. Die Kaufleute, welche ihre Waaren durch die Hauptstadt dieses friedlichen Landes brachten, legten dieselben hier auch meist einige Tage zum Verkaufe aus, tauschten andere Waaren dagegen ein, und es entstand auf diese Weise ein lebhafter Verkehr, der auf den Wohlstand seines Volkes den vortheilhaftesten Einfluß übte. Bald blühete die Stadt in Reichthum und Glanz, wie nie zuvor, und sein Volk wußte sehr wohl, daß es diesen Zustand des Glückes ganz allein seiner Fürsorge verdankte, weshalb es ihn auch wie einen Vater liebte und ehrte.

Nur ein Stand war nicht mehr so ganz mit ihm zufrieden, der Stand der Krieger. Sie gedachten noch der Zeit seines Regierungsantrittes, wo er sie zum Ruhm und Sieg geführt, und konnten die reiche Beute nicht vergessen, die sie früher immer von ihren Kriegszügen mit nach Hause gebracht. Auch gefiel ihnen die Einförmigkeit ihres jetzigen friedlichen Lebens, der Dienst in und um die Mauern der Stadt, und die Begleitung der Karawanen nicht, auf welchen sie nur zuweilen mit einem flüchtigen Reiterhaufen räuberischen Gesindels zu kämpfen hatten, bei dem nichts zu erbeuten war. Allein sie trugen ihre Unzufriedenheit in der Stille, und wagten es nicht, sie gegen irgend jemand laut werden zu lassen.

Wann sich Abdul-Babur zuweilen von den Sorgen für sein Reich erholen wollte, begab er sich mit einigen seiner obersten Diener auf die Jagd in die nahen Gebirge, wo er gewöhnlich dann einige Tage zubrachte. Und wie ihm sonst Alles geglückt, was er

noch unternommen hatte, im Kriege, wie im Frieden, so gelang es ihm auch auf der Jagd, daß er immer die seltensten Thiere erlegte, oder oft einen seiner Diener aus den Zähnen und Krallen der reißendsten Thiere befreite.

Als er nun eines Tages von einem solchen Jagdzuge wieder nach Hause zurückkehrte, und an einer der Karawanserei's vorbei ritt, hörte er in demselben ein kleines Knäbchen bitterlich weinen. Er schickte einen seiner Diener hinein, um sich nach der Ursache zu erkundigen, und dieser brachte die Nachricht, es sei mit der Karawane heute auch eine Frau angekommen, die auf dem Wege erkrankt und eben gestorben wäre; ihr Knäblein weine so sehr über den Verlust seiner Mutter.

Bei dieser Nachricht stieg er selbst von seinem Pferde und ging hinein, um sich nach den nähern Umständen zu erkundigen. Allein die Reisenden wußten nichts weiter von der Frau zu sagen, als daß sie mit ihrem Söhnchen bei Bagdad schon zur Karawane gekommen und das Ziel ihrer Reise nie genannt habe. Er fragte das Knäbchen nach dem Namen und der Heimath seiner Mutter; dieses war aber zu jung und überdies von seinem Schmerze so ergriffen, daß er auch von ihm nichts erfahren konnte. Endlich ließ er das Gepäcke untersuchen, das sich auf dem einzigen Kameele der Frau befand. Aber auch dieses enthielt außer den nöthigen Lebensmitteln und Reisebedürfnissen nichts, was über die Verhältnisse der Verstorbenen Aufschluß geben konnte. Nach ihren Kleidungsstücken und ihren übrigen Habseligkeiten schien sie in beschränkten Verhältnissen gelebt zu haben.

Die große Trauer ihres Knaben rührte den Sultan, und er gebot seinen Dienern, denselben nach seinem Palaste zu führen, auch das Kameel mit allem Gepäcke dahin zu bringen: Denn er hatte den Entschluß gefaßt, für die Erziehung des armen verwaiseten Kindes zu sorgen. Als die Reisenden diesen Entschluß vernahmen, priesen sie laut seine Großmuth. Er aber sprach zu ihnen: „Was ist

da zu preisen oder zu loben? Der Himmel hat mir das Glück versagt, der Vater eines Sohnes zu sein; hier hat er mir nun einen geschenkt, und ich habe Ursache, ihm dafür zu danken." Nachdem er nun noch befohlen hatte, des Knaben Mutter auf dem nahen Fremdenbegräbniß zu beerdigen, bestieg er wieder sein Pferd und ritt weiter nach seinem Palaste zurück.

Dort angelangt, ließ er den Knaben sogleich wieder vor sich bringen. Dieser hatte sich über seinen Verlust so weit beruhigt, daß er auf die an ihn gestellten Fragen antworten konnte. Er wußte aber über seine eigentliche Heimath keinen Aufschluß zu geben. Seinen Vater hatte er nie gekannt. Die Mutter hatte ihm gesagt, er sei auf weite Reisen gegangen und nie mehr zurückgekehrt. Auch von seiner Mutter wußte er nur, daß sie Leïla geheißen und ihn mit dem Namen Nasereddin gerufen habe. Der Knabe sah ihn aber bei diesen Antworten mit seinen großen klugen Augen so vertrauensvoll an, daß er ihn um deswillen schon sehr lieb gewann.

Als man darauf das Kameel herbei gebracht hatte, ließ er noch einmal in seiner Gegenwart alles Gepäcke sorgfältig Stück um Stück herausnehmen und untersuchen, ob sich nichts darunter fände, was über die Herkunft des Knaben Licht verbreiten könnte. Schon war alle Hoffnung dazu verschwunden, als man ganz unten auf dem Grunde einer Tasche noch ein kleines goldenes Büchschen fand, bei dessen Anblick Abdul-Babur einen Ruf des Erstaunens nicht unterdrücken konnte. „Was ist das?" rief er. „Wie ist dieses Weib in den Besitz dieses Büchschens gekommen, das mir die Erinnerung an ein längst vergangenes Ereigniß wieder vor der Seele vorüber führt? Doch", fuhr er fort, „reicht es mir her, damit ich mich überzeuge, ob es das nämliche sei."

Er besah es genau von allen Seiten, und zögerte lange und unschlüssig, ob er es öffnen sollte. „Das Büchschen", sprach er dabei, „ist das nämliche. Doch kommt es mehr auf den Inhalt an.

Wisset", sprach er, zu den obersten Dienern seines Hofes gewendet, die mit neugieriger und fragender Erwartung um ihn her standen, „wisset, daß mir einst noch ein Bruder lebte, ein Zwillingsbruder, nur um eine Stunde jünger als ich, der schon in den ersten Jahren seines Jünglingsalters von einer unwiderstehlichen Sehnsucht nach Abentheuern auf ferne Reisen in fremde Länder hinaus getrieben wurde. Obgleich er mich zärtlich liebte, und ungeachtet ich ihm die dringendsten Vorstellungeu dagegen machte, und ihn mit vielen Thränen bat, von seinem Vorhaben abzustehen, ließ er sich doch nicht halten. Beim Abschiede verlangte er ein Andenken von mir. Nun besaßen wir von unserer frühe verstorbenen Mutter jeder ein solches Büchschen mit einem Ringe, mit welchem nach der Versicherung unserer sterbenden Mutter das Glück unseres Lebens in dem innigsten Zusammenhang stehen sollte. Beide Ringe waren große Siegelringe; allein in dem Ringe meines Bruders war ein großer kostbarer Rubin, in dem meinigen ein gleich großer aber viel kostbarerer rosenrother Diamant gefaßt. Ich schlug ihm einen Tausch vor, und obgleich er anfangs Bedenken trug, den werthvollern Ring von mir anzunehmen, so gab er doch zuletzt meinen Bitten nach, da ich ihm vorstellte, daß wir auf diese Weise jeder ein doppeltes Andenken an die geliebte Mutter und an den Bruder besäßen. Er nahm mein Büchschen und ich erhielt das seinige. So schieden wir. Wir hatten damals nur noch wenige Tage bis zu unserm sechszehnten Jahre, das uns unsere Mutter als den Zeitpunkt bezeichnet hatte, von dem an wir die Ringe tragen sollten. Seit jener Zeit trage ich ihn nun an diesem Finger."

Er zeigte bei diesen Worten den Siegelring an seiner Hand, und fuhr dann fort: „Nun fragt es sich, ob dieses Büchschen auch den Ring mit dem rosenrothen Diamant enthält, den ich dagegen gegeben habe." Er öffnete es; es lag wirklich ein Ring darin, und als er ihn näher betrachtete, erkannte er ihn auch für denselben, den

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0110-3
DFG

er an seinen Bruder vertauscht hatte. Allein statt des rosenrothen Diamantes enthielt die Fassung einen weißen von gleicher Größe und Form. Er schüttelte nachdenklich das Haupt, und ging ernst und schweigend nach seinen Gemächern hinauf.

Zweites Kapitel.

Von dieser Zeit an wandte er alle mögliche Sorgfalt auf die Erziehung des Knaben. Da derselbe erst ungefähr fünf Jahre alt zu sein schien, ließ er ihn im Anfange mit seiner einzigen, vierjährigen Tochter Zaleika von derselben Amme pflegen und erziehen. Später genossen sie auch den ersten Unterricht mit einander. Doch als Nasereddin in das Knabenalter trat, übergab ihn der Sultan einem der angesehensten Weisen des Landes zur Erziehung und zur Leitung seines Unterrichtes.

Dieser gab ihm in allem Wissenswürdigen die geschicktesten Meister. Eben so wurde er auch in der Führung des Bogens, der Lanze, des Säbels, im Reiten und in allen körperlichen Uebungen unterwiesen. Und er lernte nicht nur sehr frühe die Sprüche des Korans auswendig, sondern wußte sie auch zu deuten. Bald übertraf er an Kenntnissen und körperlicher Gewandtheit alle Jünglinge seines Alters und in manchen Stücken sogar auch seine Lehrer. Dabei hatte sich sein Körper in solcher Kraft und Schönheit entwickelt, daß er allgemein für den schönsten Jüngling im ganzen Lande galt.

Abdul-Babur hatte die Entwicklung der geistigen und körperlichen Anlagen und die Fortschritte seines Pflegesohnes mit innigem Vergnügen beobachtet. Eines Tages sprach er diese Freude auch gegen seinen Großwessir aus, und vergaß in dem vollen Drange seines Herzens dabei seiner bisherigen Klugheit. „Ja, ich bin glücklich", sprach er zu ihm, „so ist mir auch dieses gelungen, wie mir

alle meine Unternehmungen bisher in Kraft meines Ringes gelungen sind."

„In Kraft Eures Ringes?" fragte der Großwessir verwundert und neugierig. „Wie meint Ihr das?" Und Abdul-Babur erzählte ihm, daß der Rubin in seinem Siegelringe ein Talisman sei, der die geheime Kraft in sich fasse, alle Gefahren an seinem Besitzer unschädlich vorüber zu führen, und alle seine Unternehmungen zu fördern. „Ich ließ ihn deswegen auch nie vom Finger", schloß er. „Nur seit einiger Zeit beunruhigt mich der Gedanke, daß er mir entwendet werden könnte; und da er mir zufällig seit einigen Wochen nicht mehr so fest am Finger steckt, so fürchte ich, daß er mir einmal im Schlafe, ohne daß ich es merke, vom Finger gezogen werde. Ich gebrauche deshalb nun die Vorsicht, und lege ihn jeden Abend in das Büchschen, und verstecke ihn unter das Polster, darauf mein Haupt ruhet. So kann ihn niemand bekommen, ohne daß ich darüber erwache. Und wer es wagen wollte, mich so zu erwecken, der sollte meinen Dolch fühlen, den ich für diesen Fall jedesmal neben meinem Lager an die Wand stecke."

„Mein armer Bruder", setzte er nach einem kurzen Schweigen hinzu, „scheint seinen Ring nicht so gut bewahrt zu haben. Der Ring, welcher sich unter den Habseligkeiten des Weibes fand, das vielleicht Nasereddins Mutter war, ist offenbar derselbe, den ich mit ihm getauscht habe. Allein der Stein, der ein Talisman von gleicher und vielleicht noch größerer Kraft war, wie der meinige, ist nicht mehr darin, und ein anderer an seine Stelle gesetzt. Der Ring hat dadurch seine Kraft verloren, und besitzt nur noch den Werth des Edelsteines. Indessen ist auch dieser nicht gering, und da er als Nasereddins Eigenthum anzusehen ist, so will ich ihm denselben heute noch geben, daß er ihn von nun an als ein Andenken an seine Mutter trage."

Er ließ hierauf sogleich Nasereddin vor sich rufen, und übergab

ihm den Ring, indem er ihm dabei die Geschichte desselben, so viel ihm davon bekannt war, erzählte. „Es ist nicht unmöglich, daß deine Mutter die Gemahlin meines Bruders war", schloß er seine Rede, „und wenn noch der rechte Stein in der Fassung des Ringes säße, würde ich dich unbedenklich als meines Bruders Sohn begrüßt haben. Gelingt es dir, diesen ächten Stein wieder zu finden, so werde ich dies als eine Antwort des Himmels auf meinen Zweifel ansehen, und dich als meinen nächsten Verwandten und Erben meines Reiches anerkennen."

Bei diesen Worten Abdul-Baburs erwachte aber in Nasereddins Herzen der lebhafteste Wunsch, in die Welt hinaus zu ziehen, und den Talisman seines Ringes zu suchen. Er bat den Sultan hierzu um Erlaubniß, und dieser willigte endlich ein. Er ließ ihm ein schönes Pferd aus seinem Marstalle geben, gab ihm gute erprobte Waffen, und außer den nöthigen Vorräthen für die ersten Tage auch eine ansehnliche Summe in Gold und etliche Edelsteine, die er im Nothfalle verwerthen konnte. Er ertheilte ihm seinen Segen, nahm, wie ein zärtlicher Vater von seinem Sohne, Abschied von ihm, und ließ ihn ziehen.

Der Großwessir war aber an jenem Tage mit ganz andern Gedanken von seinem Herrn gegangen, als er gekommen. Bisher hatte er ihn nämlich für einen heldenmüthigen Krieger und für einen hochbegabten Weisen auf seinem Throne betrachtet, und eine tiefe Ehrfurcht vor ihm in seiner Seele getragen. Nun aber sah er alle die Großthaten desselben im Kriege, das Gelingen aller seiner Anordnungen und Unternehmungen im Frieden für ein Werk einer höhern Macht an, die allein in dem Talisman gelegen, und sich nur an dem zufälligen Besitzer desselben kräftig und wirksam erwiesen. Der Sultan war ihm daher nur noch ein ganz gewöhnlicher Mensch, wie jeder andere, und er dachte bei sich, mit solcher Hilfe

könne selbst der mittelmäßigste Kopf, der furchtsamste Tropf sich als ein Meister und Held vor andern hervorthun.

Er hing von nun an diesen Gedanken immer mehr nach, und mit der Ueberzeugung, daß er in dem Besitze des Ringes gleichen Ruhm erringen könne, wie Abdul-Babur, setzte sich auch der Wunsch nach dem Besitze desselben in seinem Herzen mit jedem Tage fester. Der Sultan hatte ihm selbst vertraut, wo er ihn des Nachts verborgen liegen habe, und es bedurfte nur des ernstlichen Entschlusses, sich denselben anzueignen, so konnte es ihm nicht fehlen. Und bald war auch dieser Vorsatz fest in seiner Seele.

Weil er aber wußte, wie Abdul-Babur von allen seinen Unterthanen geliebt wurde, getraute er sich nicht, selbst dann, wenn er im Besitze des Talismans wäre, ihn mit offener Gewalt vom Throne zu stoßen, und dachte auf ein Mittel, wie er die Herrschaft durch List an sich reißen könnte. Da er aber hierzu keinen Ausweg ersinnen konnte, nahm er seine Zuflucht zu einem Manne, der in einer Berghöhle unfern von Kandahar wohnte und in dem Rufe der Zauberei stand.

Zu diesem ging er, und vertraute ihm Alles, und bat ihn um seine Hilfe. Der Greis nahm den Antrag mit großer Freude auf, und versprach ihm seinen Beistand. „Denn", sprach er, „du mußt wissen, daß ich mich oft im Stillen darüber geärgert habe, daß Abdul-Babur diesen mächtigen Talisman besitzt, ohne ihn gehörig zu benutzen. Wie hätte dieser sein Reich erweitern und die Welt mit seinem Ruhme erfüllen können. Er könnte der mächtigste Herrscher auf Erden werden, aber statt dessen hat er sich mit kleinlichen Entwürfen befaßt; hat Moscheen, und Karawanserei's für die Fremden erbaut, Brunnenleitungen gemacht, und lauter solches unnütze Zeug. Nein, du wirst den Ring besser benutzen, wenn du nur immer auf meinen Rath hören willst."

„Du hast Recht", fuhr der Zauberer darauf fort, „daß du dich

hüten willst, offene Gewalt gegen den Sultan zu gebrauchen. Du mußt sogar scheinen, als wäreſt du am Betrübteſten über ſein Verſchwinden. Sehe du nur zu, daß du den Ring an deinem Finger habeſt, und für das Uebrige laß mich ſorgen. Hier nimm dieſes Fläſchchen, und gib Acht, daß du von der Flüſſigkeit, die darin enthalten iſt, nur neun Tropfen unter ſeinen Trank miſcheſt. Er wird zwar nicht davon ſterben, denn tödten darf ich ihn nicht; allein in einen todtenähnlichen Schlaf wird er fallen, daß ich ihn durch meine Diener, an einen Ort bringen laſſe, wo ihn niemand finden und niemand auferwecken kann, als der Beſitzer des Ringes."

Er gab ihm noch die weitere Anweiſung, daß wann er den Ring am Finger habe, ſolle er nur mit halblauter Stimme die Worte rufen:

„Erſcheint! erſcheint,
Und tragt ihn fort,
Wo die Sonn' ihm nicht ſcheint.
Ihr wißt den Ort."

Nachdem ſie ſich ſo beide über Alles verſtändigt, kehrte der Großweſſir nach der Stadt zurück. Er war zu Fuße gegangen, um nicht bemerkt zu werden. Als er durch das Thor kam, ſtanden einige von den Kriegern dort beiſammen. Er ſprach freundlich mit ihnen, erinnerte ſie an ihre frühere Kriegszüge und an den Ruhm und die Beute, die ſie ſich erworben, und fügte dann hinzu: „Es iſt Schade, daß Abdul-Babur ſeine kriegeriſche Laufbahn ſo frühe beſchloſſen hat. Leute, wie Ihr, ſollten immer noch Gelegenheit finden können, ſich auszuzeichnen und zu bereichern. Euer jetziger Dienſt iſt ein langweiliger Müßiggang. Ich habe mich ſchon oft für euch verwendet, daß er euch dieſe Gelegenheit geben möchte; allein ich vermag in dieſem Stücke nichts über ihn. Ja, wenn es auf mich ankäme, ſo ſolltet ihr ſchon längſt einen Kriegszug tief nach Indien hinein gemacht und Gold und Diamanten in Menge als Beute mit nach Hauſe gebracht haben."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0115-1

Mit solchen Worten schied er von ihnen. Er hatte sich dadurch die Herzen aller Krieger gewonnen. Sie erzählten ihren Kameraden, was er gesagt, und mit der Zuneigung, die er sich dadurch erworben, hatte er auch zugleich den Keim der Unzufriedenheit über Abdul-Baburs friedliche Herrschaft in ihre Herzen gepflanzt.

Als er am nächsten Tage wieder des Abends um den Sultan war, foderte dieser ein Glas Wasser. In dem offenen Saale, wo sie saßen, sprang ein frischer Wasserstrahl aus einer der Säulen, und sammelte sich unten in einem kleinen Becken. Schnell eilte der Großwessir hinzu, nahm des Sultans Becher und ließ aus seinem Fläschchen ganz unbemerkt neun Tropfen hineinfallen. Dann füllte er ihn mit Wasser an und reichte ihn seinem Herrn. „Du bist zu gefällig", sagte dieser, „ich hatte gemeint, du solltest einen Diener rufen." Der Großwessir aber neigte sich ehrerbietig und antwortete: „Möchte mir das Glück vergönnt sein, immer so die Wünsche meines Gebieters befriedigen zu können!" Er entfernte sich bald darauf.

Als aber in der Nacht Alles schlief, kam er eilig nach dem Palaste zurück. Da die Wachen an den Pforten desselben den Großwessir sahen, ließen sie ihn schnell ein, denn er gab vor, er habe dem Sultan eilig eine Botschaft zu bringen. Vor der Thüre des Gemaches, in welchem Abdul-Babur schlief, standen zwei von seinen Leibwächtern. Diese hielten ihm ihre Lanzen entgegen und sprachen: „Hier darf niemand eintreten. Der Sultan schläft." Der Großwessir aber antwortete: „Schläft er schon? Es ist mir leid, aber ich muß ihn aufwecken. Es ist Nachricht eingelaufen, daß eine räuberische Horde in das Land eingebrochen ist, die schon gegen unsere Stadt heran zieht. Laßt mich ein."

Bei dieser Nachricht senkten sie ihre Lanzen zur Erde, und er schritt leisen Trittes ein. Der Sultan lag in tiefem Schlafe. Dennoch gebrauchte der Wessir die Vorsicht, und nahm vor Allem seinen

Dolch, den er neben dem Lager an der Wand stecken hatte. Dann griff er schnell unter das Hauptpolster nach dem Büchschen. Obgleich im tiefen Schlafe merkte es der Sultan doch, und fuhr mit der Hand nach der Stelle, wo der Dolch zuvor gesteckt. Allein zu gleicher Zeit hatte auch der Großwessir das Büchschen gefunden, den Ring herausgenommen und an seinen Finger gesteckt; und in demselben Augenblicke war der Schlafende in noch tiefern todtenähnlichen Zustand versunken. Schnell rief nun der Räuber die Worte:

„Erscheint! erscheint!
Und tragt ihn fort,
Wo die Sonn' ihm nicht scheint.
Ihr wißt den Ort."

Da erschienen plötzlich zwei lange schwarze Sclaven, faßten den Schlafenden an Kopf und Füßen, erhoben ihn so in die Höhe, und schwebten mit ihm zu einem der Fenster des Saales hinaus, das sich hinter ihnen von selbst wieder schloß.

Dies Alles war das Werk weniger Augenblicke. Nun stürzte der Großwessir mit verstörtem Gesichte aus dem Schlafgemache und rief: „Seid ihr Leibwächter? Thut ihr so eure Schuldigkeit?" Diese fragten ganz bestürzt, was denn geschehen sei. „Was geschehen ist", antwortete er, „das weiß ich nicht; allein das weiß ich, daß der Sultan sich gar nicht in seinem Schlafzimmer befindet. Und ihr nichtswürdige pflichtvergessene Leute wißt nichts davon, und sagt mir, er liege im Schlafe. Ihr selbst müßt im Schlafe gewesen sein, daß ihr es nicht einmal wisset, daß er wieder aus seinem Schlafgemach herausgegangen ist."

Die Wächter versicherten, daß sie nicht geschlafen, daß sie vor einer Stunde den Sultan gesehen, als er in sein Schlafgemach gegangen; allein durch die Thüre sei er bestimmt nicht zurück gekommen. Von diesem Gespräche herbei gelockt, versammelten sich die Diener aus dem Palaste. Man fragte, man rieth, man suchte unter

den Fenstern, und fand nirgends eine Spur von dem Verschwundenen. Der Großwessir beklagte am lautesten das traurige Ereigniß; er ordnete die strengste Untersuchung an, mehrere Tage heuchelte er immer noch die Hoffnung, daß man wenigstens den Leichnam des Sultans wieder finden müsse. Doch war Alles vergebens. Die ganze Stadt beklagte mit aufrichtiger Trauer den Verlust eines Herrschers, der für Alle mit väterlicher Liebe und Sorgfalt bedacht gewesen. Am meisten aber klagte vor den Leuten der heuchlerische Großwessir, indeß er in seinem Innern frohlockte, daß sein Anschlag so wohl gelungen war.

Die Großen des Reichs versammelten sich, um zu berathschlagen, was zu thun sei. Einige gaben den Rath, man sollte Zaleika, die einzige Tochter Abdul-Baburs, auf den Thron erheben. Diesem Rathe widersetzten sich aber die Andern. Zaleika, wendeten sie ein, sei eine schwache Jungfrau, und es sei vorauszusehen, daß die Feinde, welche ihr Vater durch das Glück seiner Waffen im Zaume gehalten, das Land mit Krieg überziehen würden, sobald sie erführen, daß der von ihnen gefürchtete Kriegsfürst nicht mehr am Leben sei. Dann würde die zarte Jungfrau nicht im Stande sein, kräftigen Widerstand zu leisten.

So kam es endlich dahin, daß der Großwessir für so lange zum Herrscher von Kandahar ausgerufen wurde, bis entweder Abdul-Babur wieder käme, oder bis sich ein würdiger Gemahl für Zaleika fände, der im Stande wäre den Thron ihres Vaters zu behaupten.

Er trat nun vor Zaleika mit geheucheltem Schmerz, und versicherte sie seiner herzlichsten Theilnahme, und daß er mit unausgesetzter Sorge dafür bemüht sein wolle, sie gegen jede Gefahr zu schützen, und ihr einen Gemahl zu finden, der würdig sei, von ihrer Hand die Krone ihres väterlichen Reiches zu empfangen. Allein unter dem Vorwandte der Sorge für ihre Sicherheit schloß er sie von nun an in ihre Gemächer ein, gestattete niemand den freien Umgang mit

ihr; Alles was zu ihr ein- oder von ihr herausgebracht wurde, mußte durch die Hand seines Helfers, des Zauberers gehen, den er aus der Berghöhle zu sich berufen und dem er die Bewachung der Prinzessin aufgetragen hatte.

Kaum wurde die Nachricht von Abdul-Baburs Verschwinden bei den benachbarten Fürsten und Völkerschaften bekannt, so erwachte auch ihre vorige Raublust und Eroberungssucht wieder, und es gab bald ernstliche Einfälle in das Land, wie man im Rathe voraus gesagt hatte. Der neue Sultan, der sich nun Bahadur nannte, zog ihnen entgegen und siegte über sie. Doch war der Sieg nicht so glänzend, als die Siege seines Vorfahrers. Denn er mußte ihn mit vielem Blute erkaufen. Auch andere Feinde erhoben sich, die er ebenfalls nach und nach besiegte, allein jedesmal war der Sieg theuer erkauft. Zur Ausrüstung seiner Heere, so wie zur Anwerbung der Krieger, mit welchen er die Verluste ersetzen mußte, bedurfte er große Summen, und erpreßte von seinen Unterthanen, was er brauchte, mit großer Strenge. Bald lagen durch die beständigen Kriege die Gewerbe darnieder, die Karawanen wählten einen andern Weg, auf welchem sie unangefochten und ohne Gefahr ihre Waaren hin und her bringen konnten. So stockte auch der Handel. Die häufigen Einfälle der Feinde beraubten und plünderten die Landleute, und die Kriegsheere des eigenen Landes schonten die Fluren so wenig, daß man bald nur die entlegneren Gegenden bestellte und die übrigen wüst liegen ließ, weil man wußte, daß man die Saaten doch vergeblich ausstreuen würde.

So versank das Land bei allen Siegen in kurzer Zeit wieder aus seinem blühenden und glücklichen Zustande in Unordnung und Elend.

Drittes Kapitel.

Nasereddin ahnte nichts von Allem, was zu Hause vorging. Er war mit dem frischen Muthe eines kräftigen Jünglings ausgezogen, und hatte seinen Weg über die nördlichen Gebirge genommen. Die ersten Tage fand er in den Bergthälern noch einzeln liegende Hütten, wo er übernachten konnte. Bald aber erhob sich sein Weg, und die Wälder wurden sehr groß und hingen auf lange Strecken zusammen. Die ganze Gegend glich einer Wildniß, und er mußte sich entschließen, ohne Obdach im Freien zu übernachten. Er suchte sich daher eine trockene mit reichlichem Mooſe überwachsene Stelle, band sein Roß an einen der nächsten Bäume, und legte sich dann nieder und schlief bald ein.

Er hatte aber einen sonderbaren Traum. Es war ihm, als stehe vor ihm ein kleines Männlein, kaum so groß, daß es ihm bis an die Hüfte reichte, in einem langen und weiten Gewande, mit einem breiten Gürtel um den Leib und mit einem sehr langen weißen Barte, der ihm bis auf den Gürtel herab floß. In seiner Hand hielt es aber einen langen dünnen Stab. Mit diesem Stabe berührte es ihm die Mitte der Stirne, und sprach dabei: „Du bist nicht auf dem rechten Wege, mußt etwas links ziehen, zwischen Abend und Mitternacht gerade in der Mitte.“

Als er am Morgen erwachte, stand der Traum noch lebhaft vor seiner Seele, doch hielt er ihn für einen gewöhnlichen Traum, und achtete nicht darauf, sondern zog in derselben Richtung, die er anfänglich eingeschlagen, gerade nach Mitternacht zu. Der Weg ward hier immer beschwerlicher und der Wald dichter, und er mußte manchmal von dem Pferde absteigen, und mit seinem Säbel das Dickicht lichten, um nur durchzukommen. Er rückte so äusserst langsam vor, und kam endlich abgemattet und müde an einer Stelle an, die ihm zum Uebernachten tauglich schien. Kaum war er eingeschlafen,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0120-8
DFG

so stand wieder dasselbe kleine Männchen mit dem weißen Barte vor ihm, setzte ihm das Ende seines dünnen Stabes wieder auf die Stirne, und sprach mit sehr ernster Miene: „Habe ich dir nicht gesagt, daß du nicht auf dem rechten Wege bist? Mußt etwas links ziehen, zwischen Abend und Mitternacht gerade in der Mitte."

Auch diesmal stand ihm der Traum am Morgen wieder so lebhaft vor der Seele, als des Tages vorher. Indessen dachte er bei sich: „Man muß sich durch einen Traum nicht in seinen Entschlüssen irre machen lassen. Wenn ich heute auch den bezeichneten Weg einschlüge, so könnte es mir in der Nacht träumen, ich sollte wieder eine entgegengesetzte Richtung einschlagen, und so würde mein Zug ein Spiel der Träume." Er verfolgte daher auch heute seinen bisherigen Weg, der ihn endlich wieder bergab führte. Er sah dies für ein gutes Vorzeichen an. „Denn", dachte er, „wenn ich das Waldgebirge überstiegen habe, so werde ich bald wieder in bewohnte Thäler kommen, und ohne weitere Störung vorwärts ziehen können."

Der Wald ward in der That gegen das Ende des Tages etwas lichter. Allein bald stieß er auf ein anderes Hinderniß. Der Berg war auf dieser Seite sehr felsig. Große Felsenblöcke lagen hier zu Tage, oft hoch wie Mauern den Weg versperrend; oft mußte er auf großen Umwegen eine Stelle suchen, wo er sein Roß hinabführen konnte, weil sich auf einmal tiefe Abgründe vor ihm öffneten, die er umgehen mußte. Manchmal wollte der Unwille bei ihm ausbrechen, daß er so aufgehalten werde, denn es lag ihm ein Gefühl in der Seele, als könne er, was er suche, nur in sehr weiter Ferne finden. Allein im nächsten Augenblick schalt er sich wieder selbst, daß er über eine so kleine Unannehmlichkeit schon unzufrieden sei, da er bei seinem Auszuge doch noch weit Schlimmeres zu ertragen gefaßt gewesen.

Nachdem er sich bei einbrechender Nacht wieder eine Ruhestätte gewählt hatte und eingeschlafen war, hatte er wieder denselben Traum.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0121-4

Nur schien das kleine Männchen mit dem weißen Barte heute sehr erzürnt. Er setzte ihm seinen Stab wieder, aber mit weit größerer Heftigkeit, auf die Stirne und sprach: „Willst du immer noch nicht hören? Wie oft muß man dich warnen? Bedenke doch, daß du nicht auf dem rechten Wege bist. Du mußt etwas links gehen, zwischen Abend und Mitternacht gerade in der Mitte!"

Bei seinem Erwachen schwankte er in seinem Entschlusse. Der Umstand, daß er nun dreimal denselben Traum gehabt, schien ihm doch nicht gleichgültig zu sein. Schon war er entschlossen, ihm zu folgen, und blickte von dem nächsten Fels, den er erstiegen, nach der bezeichneten Richtung zwischen Abend und Mitternacht hin. Da sah er aber ein sehr hohes und steiles Gebirge dort quer vorüberziehen. „Ei", sprach er da für sich, „da müßte ich doch ein rechter Thor sein, wenn ich jenen Weg wählte, auf dem ich mein gutes Roß zurücklassen müßte, während ich hier nun bald alle Schwierigkeiten überwunden habe. Hier sehe ich ja gar keine Felsen mehr vor mir, und der Fall des Berges geht so sanft, daß ich von heute meine Richtung leicht fortsetzen werde."

Fröhlich kletterte er von dem Fels herab, bestieg sein Pferd und ritt wohlgemuth in seiner bisher verfolgten Richtung gegen Mitternacht weiter. Wohl kam er an Stellen, wo die hohen Bäume dicht standen und zwischen ihnen das Gebüsch und Hecken umher wucherten, sein Roß wand sich aber mit seinem Reiter, wie eine Schlange, zwischen den Stämmen der Bäume durch, und achtete nicht des kleinen Gesträuches, das zu seinen Füßen den Boden deckte, und ihm oft bis an den Kopf reichte. So drang er immer weiter, und wünschte sich selbst Glück, daß er sich nicht durch seinen Traum habe irre machen lassen. Da hielt aber sein Pferd plötzlich an, und wollte nicht weiter. Er gab ihm die Spornen und trieb es vorwärts. Es stieg in die Höhe, und wäre beinahe hinter sich übergeschlagen. Doch ließ es sich wieder nieder, und stand wieder auf dem vorigen Fleck,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0122-0

und schnaubte und zitterte am ganzen Leibe. „Hier muß etwas liegen, vor dem das Thier sich fürchtet. Laß doch sehen, was es ist!“ sprach er, stieg ab, hängte den Zaum in den Arm, und hieb mit seinem Säbel das Gesträuch nieder, das den Boden deckend umher wucherte. Indem er so um sich hauend einen Schritt vorwärts gehen wollte, zog ihn sein Pferd an dem Zaum wieder zurück. „Dummes Thier!“ rief er da unwillig aus. „Was hältst du mich denn auch noch zurück? Wir können doch nicht ewig an dieser Stelle stehen bleiben.“ Dann besann er sich kurz, nahm den Zaum und warf ihn rückwärts, dem Pferde über den Kopf und sprach: „Da, eigensinnige Bestie! Nun stehe, so lange du willst. In dieser Wildniß wirst du mir ja doch nicht durchgehen.“

Mit diesen Worten fing er wieder an, vorwärts dringend, das Gesträuche nieder zu hauen. Da war er aber an den Rand einer schmalen Kluft gekommen, über welche die Büsche von diesseits und jenseits zusammen hingen, daß er sie nicht sehen konnte. Ohne die Gefahr zu ahnen, that er noch einen Schritt vorwärts, und stürzte hinab. Schon im Fallen hatte er das Bewußtsein verloren.

Als Naşereddin endlich wieder zu sich selbst kam, herrschte dunkle Nacht um ihn her. Anfänglich wußte er nicht, wo er sei und wie er dahin gekommen. Er griff um sich, und fand seinen Säbel, der neben ihm lag. Allmählig erinnerte er sich wieder aller Umstände und seines Falles. Er richtete sich auf, und fühlte wohl die Schmerzen von seinem Falle, doch gewann er bald die Ueberzeugung, daß er kein Glied zerbrochen, noch sich gefährlich verletzt habe. Er bedachte sich, was er thun sollte; doch merkte er wohl, daß er den Tag abwarten müsse, um erst den Ort zu sehen, an dem er sich befand, und darnach seinen Entschluß zu fassen. Mit den Händen umhertastend suchte er sich eine Stelle, wo er sich bequemer anlehnen konnte, und erwartete so den Tag.

Das Licht des Tages hat sonst eine erheiternde und ermuthigende

Kraft. Sorgen, die den Bekümmerten oft in der Stille und im Dunkel der Nacht auf seinem Lager ganz darnieder drücken, zerstreuen sich meist in seinem Gemüthe mit dem Erwachen des Tages, und der Hoffnungslose erhält wieder neuen Lebensmuth. Bei Naseredin trat aber der entgegengesetzte Fall ein. Er hatte gehofft, im hellen Tageslichte leicht wieder eine Stelle zu finden, die ihm verstattete, aus der Kluft herauszusteigen, und sein Pferd wieder zu erreichen, mit dem er dann auf einem kleinen Umwege seine Bahn weiter verfolgen könne. Allein der einbrechende Tag überzeugte ihn bald, daß er sich mit eitler Hoffnung getäuscht habe. Da war diesseits und jenseits keine Stelle, an der er die Höhe ersteigen konnte, von der er herabgestürzt war. Denn die Felsenwände der Kluft waren so steil und glatt, und an manchen Stellen hingen sie sogar oben weit über, daß es nicht möglich war, nur wenige Schritte aufwärts zu steigen. Dabei befand er sich in solcher Tiefe, daß es ihm ein Wunder dünkte, wie er den Sturz überleben können.

So schmal die Kluft war, so lang dehnte sie sich dagegen zu beiden Seiten in vielen Krümmungen hin. Er machte sich auf und ging nach der einen Seite, um zu sehen, ob sich dort nicht eine Stelle finde, die es ihm verstatte, hinaufzusteigen. Der Gang war sehr beschwerlich; denn überall lagen abgerissene große Felsblöcke, die er übersteigen mußte. Oft waren sie zwischen den Wänden eingeklemmt und hatten die Tiefe des Bodens nicht ganz erreicht, so daß er unten durchkriechen mußte. Hier und da war auch der Spalt in der Tiefe, wo er ging, so schmal, daß er sich nur mit Mühe hindurch winden konnte. Die Hoffnung trieb ihn aber immer weiter vorwärts. Bei jeder Windung der Kluft hoffte er, wenn er diese erreicht habe, werde er doch an das Ende sehen können, immer sah er aber wieder nur eine neue Windung und neue Schwierigkeiten.

Er war endlich ermattet, und fühlte, daß er lange nichts gegessen. Er sehnte sich nach einem stärkenden Bissen; allein sein

kleiner Vorrath lag bei seinem übrigen Gepäcke auf dem Sattel des Pferdes. In diesem Felsspalt, worin er sich befand, wuchs aber höchstens hier oder da ein wenig grünes Moos, ein halbvertrocknetes Grashälmchen, oder eine stachelichte Distel, aber keine erquickende Früchte. Nach kurzer Rast setzte er seinen Weg weiter fort, fand aber immer die nämlichen Schwierigkeiten, dieselben getäuschten Hoffnungen.

Die Sonne hatte ihn zwar während seiner Wanderung nie erreichen können, denn sie hätte ganz senkrecht scheinen müssen, um ihre Strahlen bis zu ihm hinabzusenden. Wo sie aber auch vielleicht ganz senkrecht über seinem Scheitel gestanden, hatten die dicht über der Kluft zusammen gewachsenen Sträucher und die Zweige der Bäume den Schein nicht hindurchgelassen. Denn es gab wenige Stellen, an welchen er aus seiner Tiefe ein Stückchen von dem blauen Himmel sehen konnte. Nasereddin merkte aber doch, daß der Tag sich neigte. Erschöpft von Müdigkeit und Hunger suchte er sich darum eine Lagerstatt, so bequem, als er sie finden konnte, und schlief bald ein.

Da trat im Traume dasselbe graubärtige Männlein wieder zu ihm, das ihm schon dreimal erschienen war, und sah ihn mitleidig an. „Armer Nasereddin!“ sprach es, „warum hast du mir nicht gefolgt? Ich habe dich doch dreimal gewarnt.“ — „Ach!“ antwortete er in seinem Traume, „ich büße dafür, daß ich so eigensinnig auf meinem Vorsatze beharrte, gerade nach Mitternacht zu ziehen, da ich doch nicht weiß, welcher Weg zu meinem Ziele führt.“ Das Männlein nickte ihm bei diesen Worten Beifall, und setzte ihm wieder das Ende seines Stabes auf die Stirne, und sprach: „Du dauerst mich. Du hast dich in dieser Kluft rechts gewendet, und hättest dich links wenden sollen. Kehre um! Du findest nach dieser Seite den Ausgang nicht.“ Ehe noch Nasereddin im Stande war, ihm zu antworten, war das Männlein verschwunden.

Bei seinem Erwachen fielen ihm sogleich die Worte ein, die er im Traume vernommen. Er überlegte wieder bei sich, ob er der erhaltenen Weisung folgen wolle. „Ich bin nun schon einen ganzen Tag", sprach er, „nach dieser Seite gegangen, und bin hier vielleicht bald am Ende der Kluft, wo sich doch wahrscheinlich, wenn auch auf zusammen gestürztem Gestein, doch ein Ausgang erhebt. Soll ich nun wieder eine Tagreise rückwärts unternehmen, und dann vielleicht noch so viel weiter gehen, da sterbe ich vor Hunger, ehe ich das Ziel erreiche. Es muß aber doch mit diesen Träumen eine andere Bewandtniß haben, als mit den gewöhnlichen Träumen!" wendete er sich darauf selbst ein. „Der Erfolg hat es bewiesen, daß ich hier dem Kleinen hätte nachgeben sollen."

Nach langem schwankendem Kampfe in seinem Innern, siegte endlich doch der Entschluß, wieder zurück zu gehen. Kaum hatte er einige Schritte gemacht, so fiel aus der Höhe eine Frucht vor ihm auf die Steine nieder. Er konnte aber nicht erkennen, was es gewesen, denn sie war durch die Höhe des Falles mit solcher Gewalt hernieder gefahren, daß sie in viele unkenntliche Theile zerplatzte, und der Saft davon weit umher die Felsen netzte. „Ach!" seufzte er bei diesem Anblicke, „wie hätte mich diese Frucht erquickt, wenn sie mir ganz und unzerschmettert zugefallen wäre!" Er sah dabei in die Höhe, um den Baum zu sehen, von dem sie herabgefallen war, und siehe! indem er aufblickte, fiel eine zweite herab. Schnell hielt er ihr die Spitze seines Säbels entgegen, um sie damit aufzufangen, ein Spiel, das er bei seinen Waffenübungen oft getrieben. Er hatte gut gezielt, denn sie traf gerade die Spitze; sie war aber mit solcher Gewalt herabgefallen, daß sie nicht darin stecken blieb, sondern weiter fiel und sich in zwei Hälften spaltete. Hierdurch war aber die Heftigkeit des Falles gebrochen, so daß beide Hälften unversehrt am Boden lagen. Er bückte sich schnell darnach, und erquickte sich an ihrem herrlichen Fleische, ohne sich darum zu kümmern, was es für eine

Baumfrucht sei. Und kaum hatte er sie gegessen, und blickte wieder nach dem mildthätigen Baume empor, als er abermals eine fallen sah, die er auf gleiche Weise, wie die vorige, auffing und verzehrte.

War es ein Zufall, daß der Baum seine Früchte fallen ließ, war es eine Gunst des Himmels, die ihm dadurch zugewendet worden war? Er nahm es für das Letzte und setzte neu gestärkt und erquickt seine Wanderung weiter fort. Bald bemerkte er, daß der Weg minder beschwerlich sei, als er ihm Tages zuvor geschienen. Er erinnerte sich noch einzelner besonders schlimmer Stellen, und meinte, er müsse sie nun bald wieder erreicht haben. Allein er ging weiter und weiter, und fand sie nicht. „Sollte ich denn so langsam gehen", fragte er sich selbst, „daß ich noch keine der Stellen erreicht habe, die mir gestern so beschwerlich waren? Wo sind die Felsen, die ich überklettern, wo sind die andern, wo ich mühsam unten durchkriechen mußte?" Er verdoppelte seine Schritte, um die bekannten Hindernisse zu überwinden; allein er mochte wandern, so weit er wollte, sein Weg ward immer bequemer und ebener. Bald sah er, daß er schon die gestrige Strecke ganz hinter sich haben müsse, denn offenbar wurde die Kluft weiter; wenn er aufwärts blickte, sah er den heitern Himmel nicht mehr von den Büschen gedeckt, und bald fiel auch ein Sonnenstrahl hier und da bei einer neuen Windung des Weges herein. Nach einer kleinen Strecke erweiterte sich die Kluft auffallend, die Seitenwände standen nicht mehr so steil, hier und da zeigte sich daran eine mit Gras bewachsene Stelle, bald rankte auch einiges Gesträuch über die Felsen, und zuletzt rundeten sie sich gar zu zwei sanften, hügelähnlichen Vorhöhen ab. Er fand hier wieder einige Waldfrüchte, womit er seinen Hunger stillte, und eine weiche moosige Stelle, die ihn zur Ruhe einlud.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0127-8

Viertes Kapitel.

In der Frühe des nächsten Morgens erwachte er von einem warmen Hauche, der ihn heftig anblies. Als er die Augen aufschlug, stand sein Roß bei ihm, das ihn schlafend gefunden hatte und nun prüfend beroch, ob er es auch sei. Freudig schwang er sich gleich auf den Sattel, und ritt durch das Thal zwischen den beiden Hügeln hinaus. Bald verlor sich der Wald, und er befand sich auf einer schönen Wiesenfläche, an deren fernestem Saume ihm etwas entgegenleuchtete, das im Scheine der Sonne glänzte, als sei es selbst eine Hälfte der Sonne. Er konnte das Feuer des Glanzes nicht lange ertragen, und mußte den Blick auf das Grün der Wiese richten, um seine Augen wieder zum Sehen zu gewöhnen, so sehr waren sie von dem Glanze geblendet. Auch sein Pferd schien geblendet, denn es stutzte und wollte nicht vorwärts.

„Hier ist doch keine Kluft", sprach er, „in die man hinabstürzen kann! Was sperrst du dich denn schon wieder, vorwärts zu gehen?" Und er gab ihm die Spornen, und ritt in vollem Trabe über den Wiesengrund hin nach dem glänzenden Gebäude. Je näher er kam, je mehr verschwand der Glanz, und er erkannte nun, daß es ein großer Palast war, der ganz aus hell polirtem Stahle bestand. Das Thor war offen, und er ritt in den geräumigen Hof. Hier erblickte er neun Pforten, die in das Innere des Palastes führten. Er stieg ab und trat durch die mittlere Pforte ein. Auch das Innere bestand aus Stahl, und alle Verzierungen waren blau angelaufen, was sich gegen die blank geschliffenen Massen der Wände und des Bodens gut ausnahm.

Es fiel ihm auf, daß er keinem lebenden Wesen begegnete, denn er ging durch mehrere Gemächer, ohne auch nur die Spur eines menschlichen Bewohners zu finden. Zuletzt kam er in einen runden Saal, dessen Boden mit einem prachtvollen Teppich belegt war:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0128-4

rings um die Wand lief ein Polstersitz, mit seidenen Decken von den glänzendsten Farben bedeckt, über welchem sich in schönen Gewinden ein dichter Kranz von Laub, mit den prachtvollsten Blumen durchflochten, hin schlang.

Die Kühle des Saales gefiel ihm; er setzte sich, um ein wenig zu ruhen. Kaum saß er, so erschienen zwei Sclaven, neigten sich tief vor ihm, daß sie mit ihren Stirnen die Erde berührten, und gaben durch ihre Mienen zu verstehen, daß sie zu seinem Dienste bereit seien. Da er gerade wieder tüchtigen Appetit fühlte, sprach er: „Wenn ihr so bereitwillig seid, mir zu dienen, so geht und holt mir ein ordentliches Mahl. Ich fühle, daß ich lange nur von Früchten gelebt, und keine nahrhafte Speise zu mir genommen habe.“ Kaum sprach ers, so entfernten sich die beiden Sclaven, und brachten einen wohlbesetzten Tisch herein, den sie vor ihm niederstellten. Er fand auf demselben so ausgesuchte Leckerbissen an Braten, Fischen, Backwerk, edeln Früchten und dergleichen, daß er kaum wußte, was er zuerst angreifen sollte. Als er aber eben anfing zu essen, erschienen einige andere Sclaven und Sclavinnen, die mit Begleitung von Tamburinen und Pfeifen einen pantomimischen Tanz aufführten. Er sah demselben zu, und schmauste dabei mit großem Behagen, denn alle Speisen waren köstlich zubereitet.

Hierauf erschienen andere Sclaven mit hohen Leuchtern von glänzendem Stahle, die sie im Kreise umherstellten. Darauf steckten Kerzen, die beim Verbrennen den ganzen Saal mit den feinsten Wohlgerüchen erfüllten. Andere brachten ein großes goldenes Becken mit lauem Wasser gefüllt, zogen ihm mit Ehrerbietung die Fußbekleidung aus, und badeten ihm die Füße. Nachdem sie diese abgetrocknet, brachten sie einige krystallene Fläschchen hervor und salbten die Füße noch mit kostbaren wohlduftenden Oelen. Sodann zogen sie ihm schöngestickte Pantoffel an, und führten ihn in ein Schlafgemach, wo ein mit reichen Stoffen umhangenes Ruhebett stand.

Sie entkleideten ihn, und er legte sich wohlgemuth nieder. Kaum lag er, so vernahm er in einem anstoßenden Gemache einen lieblichen Gesang, der ihn zu sanftem Schlummer einzuladen schien. Es hätte solcher Einladung nicht bedurft, denn ihm that das weiche und geräumige Lager sehr wohl nach der Entbehrung so vieler vorhergegangener Tage. Bald schlief er sehr fest ein.

Sein Schlaf war anfänglich ruhig und sehr erquickend gewesen, allein es beunruhigte ihn bald wieder ein Traum. Er sah sich selbst wieder im Freien unter einem Baume liegen, und das graubärtige Männlein trat wieder zu ihm und sprach, indem es ihm mit dem Stabe, wie früher, die Stirne berührte: „Warum hast du meine Warnung schon wieder vernachläßigt? Ging dein Weg hierher? Ist das die Mitte zwischen Abend und Mitternacht? Du schwebst hier in großer Gefahr, darum verlaß ja morgen diesen Palast.“ Er träumte noch weiter von dunkeln Höhlen, von Felsklüften, und andern unheimlichen Dingen, doch hatte er am Morgen alles Andere vergessen, nur der Erscheinung des grauen Warners und seiner Mahnung erinnerte er sich noch deutlich.

Ehe er jedoch noch mit sich ins Reine gekommen war, was er thun wollte, erschienen wieder einige Sclaven, und führten ihn durch eine Seitenthüre in ein niedliches Badekabinet. Dort entkleideten sie ihn, und setzten ihn in ein wohlduftendes Bad. Sie hoben ihn sodann heraus, legten ihn auf ein Ruhebette, wo sie ihn ganz in warme Teppiche hüllten und trockneten und rieben und salbten.

Hierauf brachten sie einen neuen Anzug von dem feinsten und kostbarsten Stoffe, und bekleideten ihn damit. Nachdem er völlig angekleidet war, führten sie ihn in den runden Saal zurück, wo er sein Frühstück fand.

Bald erschienen einige Jünglinge, die ihn einluden, sich mit ihnen im Schießen zu üben. Sie hatten stählerne Pfeile und Bogen mit gebracht, und steckten als Ziel eine kleine Pomeranze auf einen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0130-4

der hohen stählernen Leuchter. Sie schoßen nach derselben von dem einen Ende des Saales bis zu dem andern. Sie fehlten aber alle das Ziel. Da schoß zuletzt Nasereddin, und sein Pfeil fuhr mitten durch die Orange, und fiel mit derselben zu Boden. Alle bewunderten seinen Schuß, und bezeugten ihm ihren Beifall.

Nun führten sie ihn zurück auf den Vorplatz vor dem Palaste, und brachten Wurfspieße, und schlugen ihm auch mit diesen ein Wettspiel vor. Sie stellten ein Ei auf einer der dünnen stählernen Säulchen auf, die einen ringsumherlaufenden Fußweg einschlossen. Sie warfen lange darnach, aber keiner von ihnen traf es. Als aber die Reihe an Nasereddin kam, warf er es mit dem ersten Wurfe herunter. Sie holten nun kleine stählerne Schilder von der Größe eines Tellers, und ließen einer von dem andern mit den Wurfspießen gegen sich werfen, und erwehrten sich der Spieße mit diesen Schildern. Nasereddin hatte nie eine solche Uebung mit gemacht; er warf darum den Schild von sich und zog den Säbel. Dann ließ er gegen sich werfen, und schlug alle Spieße, wie sie heranflogen, mit dem Säbel von sich ab, so daß mancher Spieß in Stücke zerhauen zur Erde niederfiel.

Unter diesen und andern jugendlichen Uebungen und Wettkämpfen war Stunde um Stunde vorübergegangen. Jetzt ging man in den Saal zurück, wo der Tisch schon wieder gedeckt und mit den ausgesuchtesten Speisen versehen war. Musik und Tänze begleiteten das Mahl; die wohlriechenden Kerzen wurden wieder angezündet; die Jünglinge führten nun auch selbst allerlei Tänze auf, und zogen Nasereddin mit in ihr Spiel. Obgleich er ihre Sprache so wenig verstand, als sie die seinige, so machten sie sich doch durch Zeichen einander verständlich, und waren sehr heiter und vergnügt. Die Nacht war gekommen, ehe er es gedacht, und er ward wieder nach seinem Schlafkabinet gebracht und bedient, wie am vorigen Tage.

Auch in dieser Nacht erschien ihm im Traum das kleine Männ-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0131-0

lein wieder mit sehr ernster Miene, setzte ihm seinen Stab auf die Stirne und sprach: „Leichtsinniger Jüngling, gedenke meiner Warnung und flieh. Verlaß diesen Palast, sobald der Morgen graut.“ Ehe er aber am andern Morgen noch ganz zu voller Besinnung erwacht war, kamen die Sclaven, und bedienten ihn wieder, wie am vorigen Tage im Bade, und führten ihn in den großen Saal. Unwillkührlich war er bald wieder in die Spiele und Uebungen mit den Jünglingen verflochten, und sie wußten durch immer neue Erfindungen seine ganze Aufmerksamkeit so in Anspruch zu nehmen, daß auch dieser Tag wieder hinging, wie die vorigen, ohne daß er an die Warnung der nächtlichen Erscheinung gedacht hätte.

Diese blieb aber auch in der dritten Nacht nicht aus. Der kleine Greis erschien ihm mit zorniger Miene, stieß ihm den Stab etwas unsanft auf die Stirne und rief: „Unglücklicher! du willst dein Verderben, und verdientest, daß ich meine Hand von dir abzöge. Zum letztenmale warne ich dich. Verlaß diesen Palast, ehe die Sonne aufgegangen ist.“ So lebhaft dieser Traum auch in seiner Erinnerung stand, als er erwachte, und so fest er auch entschlossen war, sich aus dem Palaste zu entfernen, ehe er noch mit seinen bisherigen Genossen zusammenkäme, so konnte er dies doch nicht ausführen. Denn seine Kleider waren von den Sclaven, die ihn bedient hatten, mitgenommen worden, wie sie immer zu thun pflegten, und die neuen, die sie ihm jeden Tag anlegten, brachten sie erst am Morgen mit sich, sobald er erwacht war.

Er rief sie diesmal herbei, und sie erschienen auf seinen ersten Ruf, verwundert, wie es ihm vorkam, daß er schon wache. Sie legten ihm wieder ein neues und prachtvolles Kleid an, und führten ihn, wie sonst immer, in den Saal.

Obgleich es weit früher als um die gewöhnliche Stunde war, fand er doch auch schon die Jünglinge hier versammelt. Sie übten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0132-5

sich wieder mit ihren Bogen, und foderten auch ihn auf, mit ihnen um die Wette zu schießen. Er wollte ihnen begreiflich machen, daß er abreisen müsse; allein sie schienen ihn nicht zu verstehen, und drängten ihm den Bogen und Pfeil in die Hand, und bestanden darauf, daß er schießen müsse. „Nun", dachte er, „ich schieße einmal, und eile dann hinaus, um mein Roß zu finden." Er nahm den Bogen, und weil er kein anderes Ziel sah, zeigte er hinauf an die Decke. Dort befand sich in der Mitte der stählernen Kuppel ein kleiner durchsichtiger rother Fleck.

Er machte den Jünglingen begreiflich, daß er diesen rothen Punkt treffen wollte, setzte den Pfeil auf die Sehne des Bogens und zielte. Dabei bemerkte er nicht, welcher Schrecken sich seiner Genossen bemächtigt hatte, und daß sie alle wie erstarrt standen, und wie alles Blut aus ihren Gesichtern entwichen schien. Auf sein Ziel blickend, schoß er den Pfeil ab, als eben der erste Strahl der aufgehenden Sonne durch denselben in den Saal hereinschimmerte.

Er hatte gut getroffen. Der rothe Fleck war verschwunden und sein Pfeil hindurchgefahren. Aber in demselben Augenblick erklang ein furchtbarer bebender und dumpfklingender Ton, der immer lauter und lauter wurde, und zugleich sah er von allen Seiten die Theile der Kuppel sich auseinander lösen und zusammenstürzen. Er glaubte, unter den Trümmern des Palastes begraben zu werden.

Allein der ganze Bau war zusammengestürzt, doch die Trümmer desselben zugleich verschwunden, und er sah sich auf einem wüsten Platze stehen, auf welchem dorniges Gestrüppe und Nesseln umherwuchsen. Ehe er sich aber noch umgesehen und von seinem Schrecken erholt hatte, stand vor ihm ein großer Mann von mittlern Jahren mit krausen schwarzen Haaren und langem schwarzen Barte, der war gekleidet in einen langen braunen Talar, und umgürtet mit einem weißen breiten Gürtel, auf welchem allerlei wunderliche rothe Charaktere standen, Schlangen, unförmliche Vögel, Menschen- und

Thierglieder, Winkel- und Zirkellinien vorstellend. Seine Gesichtszüge waren von Wuth entstellt, seine Augen sprüheten von Zorn, und mit geballter Faust beugte er sich gegen ihn, und rief: „Elender Wurm! Undankbarer Hund! Ist das der Lohn für alle Gastfreundschaft, die ich dir in meinem Palaste durch meine dienenden Geister erwiesen habe? Weißt du auch, was du mir gethan hast? Die Frucht langjähriger Hoffnung hast du mir mit muthwilliger Hand geraubt? hast mir den Talisman des Königes der Geister, den rosenrothen Diamant, aus der Kuppel meines Stahlpalastes herausgeschossen, daß ich ihn nun noch einmal zwanzig Jahre entbehren muß. Denn so ist es vom Schicksal bestimmt. Zwanzig Jahre muß er ruhig als der Schlußstein der Kuppel meines Palastes stehen, und alle Fremdlinge, die denselben betreten, muß ich durch meine Geister bewirthen und für ihr Vergnügen sorgen lassen. Erst nach Verlauf von zwanzig langen Jahren, wenn keiner der Gäste, die den Palast besucht haben, Hand an diesen mächtigen Talisman gelegt hat, kann er mir dienstbar werden. Ich war so nah dem Ziele, und du! du hast es wieder so weit hinausgerückt! Du nichtswürdiger Hund!"

Die Worte des Zauberers und seine Wuth versetzten Naseredin zwar in tödtlichen Schrecken, doch blitzte zwischen der Furcht auch plötzlich ein Strahl der Freude hindurch, als er von dem rosenrothen Diamant hörte, der ein mächtiger Talisman des Geisterkönigs sei. „Das ist der Talisman meines Ringes!" sprach er bei sich. Und als der Zauberer endlich einhielt, weil die Wuth seine Stimme erstickte, sagte er: „Mit Recht habe ich deine Hoffnung zerstört. Du darfst doch nie in den nützlichen Besitz des Talismans kommen, denn er gehört mein."

„Was?" schrie da der Zauberer, „du Wurm wagst es, dich dem Muhuli-Kauki widersetzen zu wollen, der selbst im Reiche der Genien gefürchtet ist? Wohlan, laß sehen, was du vermagst!

Du willst dir ein Recht auf den Talisman anmaßen? Gut! ich will mich vorsehen!" Bei diesen Worten packte er Nasereddin beim Genicke, wie man eine junge Katze trägt, und murmelte drei Worte. Sogleich erhob er sich mit ihm hoch, hoch in die Höhe, und fuhr mit ihm durch die Lüfte.

Wie lange er so mit ihm dahin fuhr, wußte Nasereddin nicht, denn ihm war sogleich Sehen und Hören vergangen und alle Besinnung entschwunden. Als er wieder zu sich kam, lag er an der Küste des Meeres, und Muhuli-Kauki, der Zauberer, stand wieder vor ihm. „Hier könnte ich dich deinem Schicksale überlassen!" sprach er, und ruhig sein wegen des Talismans. Denn von hier wirst du so leicht nicht noch einmal in das ferne Land kommen, wo ich meinen Palast wieder aufzubauen gedenke. Allein Vorsicht schadet nicht! Darum thue ich noch ein Uebriges an dir." Er nahm bei diesen Worten eine rothe Feder, die vor ihm auf dem Boden lag, murmelte ein Paar Worte darüber, zog einen spitzen Dolch aus seinem Gürtel, ritzte ihm, ehe sichs Nasereddin versah, die Haut auf der Stirne, und steckte das Federchen mit dem Kiele hinein. In demselben Augenblicke fühlte dieser schon, daß die Feder festgewachsen war, und zugleich, daß eine wunderbare Veränderung mit ihm vorging. Er wollte die Arme flehend gegen den Zauberer ausstrecken und breitete ein Paar roth und grün befiederte Flügel aus; er wollte sprechen, und statt einer menschlichen Stimme beleidigte ein krächzender Schrei seine Ohren. „So!" sprach höhnisch Muhuli-Kauki, „nun geh und kämpfe mit mir um den Talisman. Du wirst als Papagei auf dieser wüsten Insel leben und sterben." Mit diesen Worten erhob er sich wieder von der Erde, fuhr hoch in die Höhe, und verschwand den Augen des verwandelten Nasereddin.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0135-2

Fünftes Kapitel.

Muhuli-Kauki's Drohung schien in Erfüllung zu gehen. Tage, Wochen und Monate vergingen, selbst ein Jahr war vorübergegangen, und Nasereddin lebte immer noch als Papagei auf der einsamen Insel. Doch war er nicht ein Papagei, wie andere, denn seine menschlichen Gedanken, Gefühle und Erinnerungen waren ihm bei seiner Verwandlung geblieben. Wohl hatte er im Anfange gehofft, menschliche Bewohner auf seiner neuen Heimath zu finden, und war überall herumgeflogen, sie zu suchen und sich an sie anzuschließen; allein seine Hoffnung hatte ihn getäuscht. Zu andern Vögeln seiner Gattung konnte er sich nicht halten, denn sie waren doch nur unvernünftige Geschöpfe, und es schien, als hätten sie ein dunkles Gefühl davon, daß er nicht zu ihnen gehörte. Sie flohen ihn, und wenn er sich je einmal unter sie mischte, vertrieben sie ihn, bissen nach ihm und verfolgten ihn. —

Er hielt sich deshalb immer an einem einsamen Orte am Ufer des Meeres auf, wo eine frische Quelle aus dem grünen Schose eines engen Thälchens herabplätscherte, in deren Nähe er Alles fand, was er zu seiner Nahrung bedurfte. Im Anfange hatte er die Tage gezählt, später aber unterließ er es mit Absicht. „Denn", sagte er zu sich, „mein Elend würde mir doch nur um so größer erscheinen, wenn ich mir der vielen Tage und Wochen, die ich darin zubringe, bewußt wäre, und sie mit einer Zahl zu benennen verstünde."

Eines Tages saß er einmal auf einem Baume, und blickte hinaus nach der unendlichen Fläche des Meeres. Da sah er in der Ferne ein Schiff erscheinen. Mit jedem Augenblicke ward es größer und größer, und schon überlegte er bei sich, ob er nicht hinfliegen sollte. Dann bedachte er aber, weil die Reisenden auf dem Schiffe lange Zeit des frischen Fleisches entbehren müssen, möchte man bei seiner Annäherung nach ihm schießen, und er könnte so, wie jeder gewöhnliche Vogel, gebraten und verzehrt werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0136-8

Indem er noch so bei sich überlegte, sah er, daß ein kleines Boot ausgesetzt wurde, und gerade nach der Insel ruderte. Obgleich er keine sonderliche Hoffnung haben konnte, auf diese Weise erlöst zu werden, so schlug ihm das Herz doch freudig, als er nach so langer Entbehrung nun wieder einmal des Anblickes menschlicher Wesen genoß. Es befanden sich sechs Matrosen und der Schiffkapitän in dem Boote. Sie landeten an der Stelle, wo seine Quelle sich in das Meer ergoß, schöpften von ihrem frischen Wasser, und tranken davon in gierigen Zügen.

Hierauf befahl ihnen der Schiffkapitän, von dem Wasser zu nehmen und die Fässer zu füllen, die sie in dem Boote mit sich gebracht hatten. Während sie diesen Befehl vollzogen, ging er selbst das Thälchen entlang, und Nasereddin konnte nicht widerstehen; er flog herab, und setzte sich ihm auf die Schulter. Der Mann wollte ihn erschrocken abschütteln. Als sich der Vogel aber an ihn schmiegte, ihm mit dem Kopfe die Wange streichelte und ihn aus ehrlichen Augen so bittend ansah, sprach er: „Nein, nein, du bist kein gefährliches Thier, wofür ich dich gehalten. Komm, du guter ehrlicher Kautz!“ Mit diesen Worten hielt er ihm die Hand hin, daß sich der Vogel darauf setzen sollte. Dieser that es, und neigte sich vor ihm, und gab sich alle Mühe, demselben verständlich zu machen, daß er ihn liebe und bei ihm bleiben wolle.

Indem er dies that, bemerkte der Schiffkapitän den goldenen Ring, der ihm auch bei seiner Verwandlung, obgleich so enge, daß er nur die eine Zähe fest umschloß, geblieben war. „Ach“, sprach er da, „nun begreife ich, warum du so zutraulich thust. Du hast schon einmal unter Menschen gelebt. Das verräth mir der Ring an deinem Fuße.“ Der Vogel verneigte sich bei diesen Worten, als habe er ihn verstanden. „Gut! gut! du scheinst mir überhaupt ein gelehriges Thier. Wenn du mit mir gehen willst, so sollst du es gut haben.“ Der Vogel nickte wieder und liebkosete ihn.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0137-4

Er brachte ihn, nachdem sie hinreichend mit frischem Wasser versehen waren, mit sich auf's Schiff, und alle Mitreisende hatten ihre Freude an dem schönen und verständigen Vogel. Bald trug sich jedoch hier ein Ereigniß zu, wodurch er die besondere Aufmerksamkeit seines Herrn auf sich zog, und dessen Zuneigung in noch höherem Grade gewann.

An einem heitern Tage, an dem die See ganz ruhig war, und das Schiff sanft über die ebene Fläche dahin glitt, hatten sich einige Frauen, welche die Seereise mit machten, auf das Verdeck gesetzt und in traulichen Gesprächen unterhalten. Die eine derselben zeigte den übrigen da auch ein kostbares Halsband, das sie als ein theures Andenken ihrer in fernen Landen lebenden Schwester sehr werth hielt. Der Schmuck ging aus einer Hand in die andere. Man lobte den Glanz der Steine, die schöne Fassung, das künstliche Schloß, und jede wußte etwas Anderes daran zu rühmen.

Da erhielt das Schiff plötzlich einen heftigen Stoß, daß alle davon niederfielen, worauf sie im Schrecken unter das Verdeck eilten, und sich auf ihre Lagerstätte verkrochen. Das Schiff war auf eine Sandbank gerathen, und nur mit Mühe und der äußersten Anstrengung der Schiffsmannschaft gelang es, es wieder flott zu machen. Nun aber entstand auf einmal ein Geschrei auf dem Schiffe; die Weiber zankten und schalten unter einander. Der Schiffkapitän erkundigte sich nach der Ursache, und erfuhr endlich, daß in dem Schrecken über den erlittenen Stoß das Halsband abhanden gekommen sei.

Er ließ alle Mitreisende, Männer und Frauen sich auf dem Verdecke versammeln. Die Besitzerin mußte noch einmal erzählen, wem sie das Halsband gezeigt, und wer damals auf dem Verdecke zugegen gewesen. Die Frau äußerte, sie könne es nicht sagen, welche der Frauen das Geschmeide gerade in der Hand gehabt, als man den Stoß gefühlt, allein das wisse sie, daß alle zugegen gewesen, und daß es aus einer Hand in die andere gegangen sei. Da jede

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0138-9

es einer andern gegeben haben wollte, sagte er: „Hier bleibt nichts übrig, es müssen sich alle durchsuchen lassen. Eine muß es doch haben, und die Ehre der übrigen erfodert es, daß man die Diebin erkunde, denn sonst ruht der Verdacht auf allen."

Als er diese Worte sprach, flog eilig der Papagei herzu, einen hellen Schrei ausstoßend und setzte sich auf die Hand seines Herrn, schüttelte mit dem Haupte, und winkte nach der Seite hin, wo einige Matrosen standen. „Ei, ei", lachte der Schiffkapitän, „mein Papchen! willst du dich auch in diesen Handel mischen? Meinst du, daß du auf andere Weise den Dieb entdecken könnest?" Der Vogel nickte bejahend mit dem Kopfe, und blickte listig winkend nach der Seite auf die Matrosen. „So? kennst du den Dieb?" fragte sein Herr, und der Vogel nickte mit dem Kopfe. „Ei, so zeige mir ihn an!" fuhr der Kapitän verwundert fort.

Bei diesen Worten wollte einer der Matrosen sich eilig von den andern wegbegeben, als habe er ein Geschäft zu besorgen, da flog ihm aber der Papagei nach, und krallte sich ihm hinten am Halse fest. Der Matrose griff nach ihm, um sich von ihm los zu machen, allein der Vogel hackte ihm dafür mit seinem krummen Schnabel nach der Hand, daß er sie erschrocken zurück zog. „Halt Bursche!" rief ihm da der Kapitän zu. „Du bist der Dieb!" Die Bestürzung verrieth ihn. Er gestand, er habe bemerkt, daß den Frauen der Schmuck im Schrecken entfallen sei; er habe ihn aufgehoben, und da ihn niemand beobachtet, sich denselben zueignen wollen. „Nur der vernünftige Vogel", schloß er sein Geständniß, „hing gerade damals an der Strickleiter, und sah mich ordentlich, wie ein Mensch, dabei an mit einem strafenden und drohenden Blick, als wolle er mir sagen, daß ich Unrecht thue."

Er gab den Schmuck heraus, und erhielt seine Strafe. Aber den Papagei ehrten von der Stunde Alle, die auf dem Schiffe waren, und wer Unrecht thun wollte, fürchtete sich, es unter seinen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0139-8

Augen zu thun, weil er wußte, daß er es mißbilligte, und den Thäter zu verrathen im Stande sei.

Nach einer langen und glücklichen Fahrt lief das Schiff endlich in den Hafen einer großen und volkreichen Stadt ein. Freunde und Bekannte der Reisenden bewillkommten sie, und freuten sich ihrer glücklichen Wiederkehr. Die Reisenden erzählten zu Hause, was sie in fernen Landen gesehen und erlebt, und dabei wurde dann auch gewöhnlich des Vorfalls mit dem Schmucke und des klugen Vogels erwähnt, der den unbekannten Dieb entdeckt habe. Man ward neugierig, einen so seltenen Vogel kennen zu lernen, und so kam es, daß die Wohnung des Schiffkapitäns nie leer ward von Besuchern; denn jeder wollte sich rühmen können, daß er ihn auch gesehen habe.

Unter den Neugierigen kam einst auch ein bejahrter Mann, der den Vogel mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete. Nachdem sein Auge lange prüfend auf ihm geruht, sprach er zu dem Schiffkapitän: „Verkauft mir den Vogel. Ich gebe Euch einen guten Preis dafür, denn ich kann Euch nicht verhehlen, daß er mir ungemein gefällt.“ Der Schiffkapitän wollte aber nichts davon hören, sondern wies ihn sogleich mit den Worten ab: „Der Vogel ist mir nicht feil, und wenn Ihr mir zehn Goldstücke dafür bötet. Solch ein kluges Thier ist nicht mehr zu finden auf dem ganzen Erdboden, und ich habe mich so sehr an ihn gewöhnt, daß ich mich nicht von ihm trennen kann. Seht nur selbst, was er für kluge Augen macht, als ob er uns verstände. Ei, es lebet auch Mancher unter uns, der nicht halb so klug ist. Gelt, Papchen, ich soll dich nicht verkaufen?“ Der Papagei schüttelte mit dem Kopfe, und sah ihn dankbar an. „Seht Ihr“, fuhr der Kapitän fort, „wie klug er mich wieder anblickt. Habt Ihr je solche Augen bei einem Thiere gesehen?“

„Es ist wahr!“ antwortete der Alte, „klug scheint er allerdings. Allein Ihr geht nun bald wieder zur See, und müßt Euch da doch

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0140-0

von ihm trennen, und, es ist mir nur um der Seltenheit willen, die verlangten zehn Goldstücke gebe ich Euch dafür." Er holte einen Beutel aus seinem Busen hervor, und wollte das Geld hinzählen. Da rief aber der Kapitän ganz eifrig! „Halt! halt! behaltet Euer Gold! Wer hat Euch denn gesagt, daß ich zehn Goldstücke gefodert? Ich meinte nur, ich gäbe ihn nicht darum, wenn sie mir auch geboten würden! ja ich gebe ihn nicht um zwanzig Goldstücke weg. Wenn ich zur See gehe, so nehme ich ihn mit mir: Gelt Papchen, wir reisen zusammen?" Der Papagei nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Ei, ei, das ist doch sehr zu verwundern!" sagte der Mann, und ging nachdenklich fort. Am andern Tage kam er schon wieder mit andern Neugierigen, die den klugen Vogel sehen wollten, und richtete ganz am Ende, als er wieder weggehen wollte, die Frage an den Schiffkapitän: „Also um zwanzig Goldstücke bekomm ich ihn?" Da fuhr dieser aber auf, und sprach: „Ei so laßt mir doch Ruhe. Ich verkaufe den Vogel nicht, und damit holla! Viel lieber wollte ich ihn wegschenken, wenn ich ihn entbehren müßte."

„Es könnte aber auch noch anders kommen", wendete der Mann ihm ein. „Euer Liebling könnte Euch gestohlen werden; man könnte ihn sogar mit Gift umbringen, denn er kann auch Feinde haben." „Feinde?" fragte der Kapitän ganz entrüstet. „Wer kann einem so schönen und klugen Thier feind sein?" — „Eben weil es so klug ist!" antwortete der Mann. „Wenn es nicht so klug wäre, hätte es den Dieb des Geschmeides auf Eurem Schiffe nicht entdeckt, und dieser Dieb würde ihn nicht hassen."

Die Wahrheit dieser Worte ließ den Kapitän plötzlich verstummen. „Aber", fuhr der Mann fort, „er kann auch selbst Lust bekommen, Euch zu verlassen. Solche Thiere sind nicht, wie andere, blos willenlose Sclaven ihrer Besitzer. Oder fragt ihn nur selbst einmal, ob er nicht von Euch ginge, wenn man ihm verspräche, er sollte wieder werden, wie er war, als er den goldenen Reif erhielt,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0141-5

der ihm hier am Fuße liegt." Da sah ihn der Kapitän an und fragte: „Ist es wahr? würdest du mich dann verlassen?" Und der Papagei nickte mit dem Kopfe bejahend. Der Alte ging lachend weg, und ließ den Kapitän unmuthig zurück.

Von diesem Augenblicke an war er ganz unruhig. Er war nun einmal auf den Gedanken gebracht, daß er den Vogel auf eine oder die andere Weise verlieren könne, und dachte sich bald diesen bald jenen Fall möglich. Endlich sprach er bei sich: „Wenn ich mich doch von ihm trennen soll, so möchte ich nur einen recht guten Herrn für ihn wissen, dem ich ihn dann lieber schenken als verkaufen wollte." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so erschien ein Diener von dem Hofe des Sultans jener Stadt, und befahl ihm seinen klugen Vogel doch sogleich ins Schloß zu bringen. Der König und seine Tochter, die Prinzessin Mulibet, die von ihm gehört, seien neugierig, diesen Gegenstand der allgemeinen Bewunderung doch auch zu sehen.

Nun war sein Entschluß sogleich gefaßt. Er nahm den Vogel auf die Hand, und ging mit dem Diener. Indem er aber aus seinem Hause heraustrat, wollte der Alte wieder bei ihm eintreten. „Nun?" fragte er, „habt Ihr Euch besonnen? Wollt ihr auch nicht hundert Goldstücke nehmen?" Der Kapitän aber antwortete: „Nein! der Vogel hat schon seinen Herrn. Ich bringe ihn eben dem Könige zum Geschenke." — „Auch gut!" sprach der Alte. „Er kommt dann doch dahin, wohin ich ihn bringen wollte." Und ohne weitere Frage, schloß er sich dem Kapitän an, und ging mit ihm nach dem Schlosse.

Der König und die Prinzessin Mulibet erwarteten den Vogel mit großer Ungeduld. Als der Kapitän eintrat, ging auch der Alte mit hinein. „Hier bringe ich den merkwürdigen Papagei, mein Herr und König!" sprach er, indem er den Kapitän mit dem Papagei vorstellte. Der Kapitän war aber ungehalten, weil er sich

mit ihm hereingedrängt hatte, und sprach: „Nein, mein Herr und König, ich bin es, der den Papagei bringt. Dieser Mann wollte mir ihn durchaus abkaufen, allein er ist mir um Gold nicht feil. Doch habe ich beschlossen, ihn Euch, meinem hohen Herrn, als ein Geschenk zu überreichen."

„Ich nehme dieses Geschenk an!" antwortete der König, „und du sollst sehen, wie ich es zu ehren weiß. Laß dich übrigens nicht verdrießen, was dieser, der weise Lehrer meiner Tochter, eben gesprochen. Denn er ist es allerdings, der dich herbringt. Er hat mich zuerst auf deinen Vogel aufmerksam gemacht, und sein scharfer Blick hat entdeckt, was dich in Erstaunen setzen wird, sofern er sich nämlich durch ein äusseres Zeichen nicht hat täuschen lassen." Nach diesen Worten besah der greise Lehrer der Prinzessin den Vogel recht aufmerksam, und sprach: „Ich habe mich nicht getäuscht, mein hoher Herr. Ihr sollt sogleich überzeugt werden."

„Habt die Güte", wendete er sich hierauf zu der Prinzessin, „und legt jetzt einen Beweis ab, daß mein Unterricht in geheimen Wissenschaften an Euch nicht fruchtlos war." Prinzessin Mulibet erhob sich von ihrem Polster, und trat näher. Nachdem auch sie den Vogel lange betrachtet, ließ sie ein Kohlenbecken mit glühenden Kohlen bringen. Dann gebot sie dem Kapitän, den Vogel von der Hand auf ein Polster zu setzen, das sie in die Mitte des Saales legen lassen. Und nachdem auch dieses geschehen war, und Alle neugierig und erwartend umherstanden, sprach sie in halb singendem Tone:

„Sein und Schein, und Schein und Sein,
Stimmt nicht immer überein.
Denn es üben dunkle Mächte
Oft des Starken Herrscherrechte,
Und verhüllen edles Sein
Tückisch mit gemeinem Schein.
Zeigt euch aber, gute Geister,
Als die Stärkern, als die Meister!
Laßt mir jetzt das Werk gelingen,
Wahrheit hier an's Licht zu bringen."

Sie warf sich nach diesem Gesange vor dem Vogel auf die Kniee, beugte sich über ihn, und sprach zu ihm: „Ich beklage es, daß ich dir Schmerz machen und dein Blut vergießen muß, wenn auch der Schmerz kurz ist, und deines Blutes nur ein Tropfen fließen wird; doch es muß geschehen, wenn ich dich retten soll." Mit diesen Worten hielt sie dem Papagei den Kopf mit der Linken, faßte mit den Fingern der Rechten ein rothes Federchen, das ihm etwas erhöht auf der Stirne saß, und zog es heraus, und warf es auf die glühenden Kohlen, die es verbrannten. Man hörte einen halb unterdrückten Ausruf des Schmerzes, und von der Stirne des Vogels quoll ein Tröpfchen Blut. Sie küßte es mit ihren Lippen weg, und in demselben Augenblicke stand Nasereddin vor ihr, ganz in demselben Anzuge, wie ihn der Zauberer Muhuli-Kauki am letzten Morgen durch seine dienende Geister in seinem Stahlpalaste hatte bekleiden lassen.

Ein Ruf freudigen Staunens ertönte da zugleich von des Königs und von des Kapitäns Lippen. Der Alte stand mit stiller Freude dabei. Aber die Prinzessin hatte sich noch nicht aufgerichtet von ihren Knieen, sondern sah noch mit jungfräulichem Erröthen zur Erde nieder. Da beugte sich Nasereddin zu ihr hin, und Thränen der Freude und des Dankes flossen von seinen Wangen. „Dank Euch! Dank Euch, edle Prinzessin!" rief er. „Ihr habt mir mehr gegeben, als das Leben! Nehmt diese Thränen als den Zoll meines Herzens hin." Er wollte ihr die Hand reichen, ihr aufzuhelfen. Allein sie weigerte sich mit stiller Geberde, sie zu ergreifen. „Komm!" rief ihr Vater. „Komm an mein Herz, meine geliebte Mulibet." Sie aber hauchte still erwidernd die Worte: „Ich kann nicht, mein Vater!" und dieser sah fragend und unangenehm überrascht umher.

Aber der Alte trat vor und sprach: „Mein hoher Herr und König, ich kann Euch dieses Räthsels Lösung geben. Es steht in dem Buche des Schicksals geschrieben, daß dieser Prinz nur auf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0144-2
DFG

solche Weise durch eine edle Jungfrau von seiner Verwandlung erlöset werden konnte, wie Ihr gesehen habt. Nun mußte sie, nach dem Willen des Schicksales, dem wir ja alle gehorchen müssen, das Blutströpfchen von des Prinzen Stirne küssen, und dieser Kuß, den sie einem Unbekannten gegeben, ist es, der sie erröthen macht, und sie in jungfräuliche Verlegenheit bringt."

„Ist das die Ursache?" fragte der König, und da sie bejahend das Haupt noch tiefer neigte, hob er sie auf und sprach: „Nun, wohlan, so will ich der Verlegenheit ein Ende machen. Es ist wahr! es ziemt sich nicht, daß meine Tochter einen Fremdling küsse; ihrem Verlobten und künftigen Gemahl durfte sie aber ohne Erröthen diese Gunst erweisen." Er führte sie dem in freudiger Ueberraschung dastehenden Nasereddin in die Arme.

Nun nahete sich aber der Schiffkapitän in lächerlicher Verlegenheit, und bat Nasereddin mit vielen Worten um Entschuldigung, daß er so vertraulich bisher mit ihm umgegangen sei. „Verzeiht!" sprach er, „verzeiht, edler Prinz, ich habe Euch nicht behandelt, wie ich gesollt hätte. Ja, wenn ich das gewußt hätte! Aber ich hab Euch in meiner Einfalt eben für einen Vogel angesehen, und da hab ich Euch denn auch nur wie einen Vogel behandelt."

Nasereddin beruhigte ihn aber, und dankte ihm, da er ja eigentlich allein sein Retter sei, denn ohne ihn, behauptete er, würde er noch immer als ein verwünschter Papagei auf der einsamen Insel im Meere sitzen, und vielleicht nie die glückliche Gelegenheit gefunden haben, seine natürliche Gestalt wieder zu erhalten.

Nun wurde sogleich durch die Stadt bekannt gemacht, daß die Verlobung der Prinzessin Mulibet mit dem fremden Prinzen Nasereddin gefeiert werde, und alles Volk wurde eingeladen, an den Tagen des Festes in dem Schloßgarten zu erscheinen, wo alle köstlich bewirthet werden sollten, und allerlei Anordnungen zu Spiel und Lustbarkeit getroffen wurden.

Sechstes Kapitel.

In der ersten Nacht, da Nasereddin wieder in menschlicher Gestalt auf einem königlich geschmückten Lager ruhete, und von den Erinnerungen an die merkwürdigen Begegnisse des letzten Tages und der Freude über die günstige Wendung seines bisher so traurigen Schicksals in sanften Schlummer eingewiegt war, erschien ihm im Traume wieder das kleine Männlein mit dem langen grauen Barte und ganz so, wie er es schon so oft im Traume gesehen. Es setzte ihm wieder seinen Stab auf die Stirne, und sprach zu ihm: „Vergiß den rosenrothen Diamant nicht über deinem Glücke; denn ohne seinen Besitz behält dein Glück keinen Bestand."

Als er am andern Tage mit der Prinzessin und dem Könige zusammen kam, verlangte diese, daß er ihnen seine frühere Lebensgeschichte und die Begebenheiten erzählen sollte, wodurch er zu dieser merkwürdigen Verwandlung gekommen sei. Er erfüllte diesen Wunsch, und erzählte ihnen von der Veranlassung zu seiner Reise, von dem rosenrothen Diamant, der statt des weißen in die Fassung seines Siegelrings gehöre, und erwähnte dabei auch seines Traumes von der letzten Nacht. Prinzessin Mulibet hörte ihm dabei sehr aufmerksam zu, und sprach dann zu ihm: „Ihr habt sehr unklug gehandelt, mein theurer Prinz, daß Ihr nicht immer schon auf das erste Erscheinen des Kleinen in Euren Träumen auf seinen Rath und seine Warnung geachtet habt. Und so leid es mir thun wird, wenn ich Euch von uns scheiden sehe, so muß ich Euch doch selbst dazu auffodern, bald möglichst auszuziehen, und diesen kostbaren und mächtigen Talisman des Geisterkönigs zu finden, und in Eure Gewalt zu bringen. Denn das sehe ich ein, daß Euer Glück und mit ihm das meinige keinen Bestand haben kann, ohne ihn."

„Wo kann ich ihn aber finden?" fragte sie Nasereddin. „Soll ich wieder ohne Ziel in die Welt hineinziehen, dem Zufalle überlassend, ob er mich auf den rechten Weg führen werde, oder auf

Irrwege?" Da sprach aber die Jungfrau mit edelm Ernste: „Es gibt keinen Zufall auf der Welt. Alles ist Fügung des Himmels, ist Schicksal, und die Genien dienen ihm, um Alles nach seiner Bestimmung und zu seinem Ziele zu führen. Was aber das Ziel Eurer Reise betrifft, so laßt uns den Alten zu Rathe ziehen, der mich in solchem geheimem Wissen unterwiesen hat. Vielleicht, daß er weiß, wo jetzt der Talisman zu finden ist."

Der Alte lächelte, als sie ihn fragte, und sprach: „Wohl weiß ich, wo Muhuli-Kauki jetzt seinen Palast erbaut hat, in dessen Kuppel der rosenrothe Diamant als der Schlußstein eingefügt ist. Er steht in Afrika mitten in dem Lande Aethiopien. Auch bist du in dem Besitze eines Dinges, das dir vor allen Sterblichen die Erwerbung des Talismans am meisten erleichtert. Du hast den Siegelring, in dessen Fassung der Stein zuerst von dem Könige der Geister eingesetzt wurde. Mit dem Steine, der jetzt in der Fassung steht, darfst du nur jenen Stein berühren und rufen:

„Falsches fort!
Aechtes an seinen Ort!"

so springt der weiße Diamant von selbst aus der Fassung, und wird zum Schlußsteine des Kuppeldaches, während der rosenrothe in seine Fassung zurückspringt. Auf solche Weise bleibt auch die Kuppel stehen, und Muhuli-Kauki erfährt spät genug, daß ihm der Talisman herausgenommen wurde. Nur eine Schwierigkeit ist bei der Sache. Du mußt unbemerkt auf die Mitte der Kuppel kommen, und diese ist so glatt, daß kein Fuß eines Sterblichen sich darauf festsetzen kann, um hinaufzusteigen."

Sie sannen mit einander auf ein Mittel, durch welches ihm möglich würde, auf die Kuppel zu kommen, allein der Tag verging, und es war ihnen keines eingefallen.

Als sich Nasereddin mit Sorge auf sein Lager geworfen hatte, und noch nicht entschlafen war, fühlte er, daß seine Stirne berührt

wurde, und er hatte ganz das nämliche Gefühl, wie von der Berührung, wenn ihm das kleine Männlein im Traume das Ende seines Stabes darauf setzte. Er schlug die Augen auf, und siehe! die Erscheinung seiner Träume stand leibhaftig vor ihm und sprach zu ihm: „Vertraust du mir, so helfe ich dir auch. Ich bin der Genius, den der König der Geister zum Schutze deines Lebens erwählt hat. Nimm aus diesem Ei das Gewand, welches du darinnen finden wirst, und umhülle dich mit demselben, und mit der Salbe aus diesem Büchschen bestreiche deine Sohlen." Bei diesen Worten reichte er ihm ein goldenes Ei und ein silbernes Büchschen, und als Nasereddin das goldene Ei betrachtete und nicht wußte, wie er es eröffnen sollte, sprach der Genius: „Drücke nur daran." Kaum hatte er mit den Fingern einen leisen Druck versucht, so sprang es auf, und er sah einen kleinen Flormantel darinnen, ähnlich der zarten Flughaut der Fledermäuse. Als er den kleinen Mantel aber herausnahm, entfaltete er sich immer weiter und weiter, so daß er vollkommen hinreichte, sich ganz damit zu umhüllen.

„In diesem Mantel der Unsichtbarkeit kann dich niemand bemerken", sprach der Genius. „Nun bestreiche dir auch die Sohlen mit der Salbe der silbernen Büchse, die es dir möglich machen wird, auf der Glätte der Stahlkuppel zu stehen. Denn wisse, diese Salbe ist tief in dem Grunde des Magnetberges von den Genien dieses Berges aus dem Bergöle bereitet, das in solcher Kraft nur in diesem und sonst an keiner Stelle der Erde zu finden ist. Es verleiht auch andern Körpern die Kraft, die der Magnet sonst nur dem Eisen mitzutheilen vermag. Nasereddin öffnete das Büchschen, und salbte sich die Sohlen. Dann sprach der Genius: „Nun weißt du Alles, und bist vollkommen gerüstet. Allein es ist so ferne von hier, bis zu dem Stahlpalaste Muhuli-Kaukis, daß du Jahre brauchtest, um dahin zu gelangen. Setze dich auf meine Schultern, daß ich dich hintrage."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0148-5

„Wie ist das möglich?" dachte er bei sich. „Wie kann ich mich auf die Schultern eines so kleinen und gebrechlichen Männleins setzen?" Aber der Genius rief mit ernster Stimme: „Nur wenn du vertraust, findest du Hilfe!" als ob er seine innersten Gedanken belauscht hätte. Da entschloß sich Nasereddin schnell, und legte erst ein Bein auf seine Schulter, dann zog er das andere nach auf die andere Schulter, und in demselben Augenblicke fühlte er sich aufgehoben und mit Windeseile von dannen getragen.

Als er wieder zu sich selbst kam, stand er auf der glatten Kuppel des Stahlpalastes. Sich der erhaltenen Anweisung des Lehrers seiner Verlobten, der Prinzessin Mulibet, erinnernd, berührte er mit dem Steine seines Ringes den Schlußstein des Stahlgewölbes, und es geschah wie er gehofft. Kaum hatte er den Stein berührt und dabei gesprochen: „Falsches fort! Aechtes an seinen Ort!" so saß der rosenrothe Diamant in der Fassung seines Ringes. „Steig auf!" rief die Stimme seines Genius neben ihm. Er legte ihm wieder die Beine über die Schulter, und im Fluge gings durch die Luft. Wie erstaunte er aber, als er sich im Lichte des Mondes auf der Stelle umsah, wo ihn der Genius niedergesetzt hatte. Er stand auf einem bekannten Berge, und vor sich sah er die wohlbekannte Stadt Kandahar. „Was ist das?" fragte er, „warum hast du mich hierher gebracht? Oder habe ich vielleicht nur geträumt, und sind alle die Abenteuer, die ich bestanden habe, nur Gebilde eines lebhaften Traumes gewesen? Doch nein! du gehörtest dann auch zu jenen Traumbildern, und stehst doch in Wirklichkeit vor mir."

„Wirf deinen Mantel ab", antwortete der Genius, und fuhr dann fort: „Du hast nicht geträumt! Aber hier hast du eine Pflicht zu erfüllen gegen den Bruder deines Vaters, der Vaterstelle an dir vertreten hat. Tritt in diese Höhle, und berühre die Stirne des Mannes, welchen du darin finden wirst mit dem Steine deines Ringes." Er schlug zugleich mit seinem Stabe an eine Felswand; sie

brach mit donnerähnlichem Krachen ein, und es zeigte sich ihm der Eingang einer Höhle.

Nasereddin trat hinein, und befand sich in einem großen Gewölbe, das von dicken Säulen getragen ward, die wie die Decke mit wunderlichen Figuren bezeichnet waren. Das Mondlicht schien durch den Eingang herein, und beleuchtete eine menschliche Figur, die auf dem Boden hingestreckt sich mit dem Oberleibe auf einen rohen Felsblock stützte, und in so tiefem und athemlosem Schlafe ruhte, daß er bei der Blässe der greisen Wangen für ein todtes Steinbild gehalten werden konnte.

Indem Nasereddin näher trat, erkannte er in dem schlafenden Greise die Züge seines Pflegvaters Abdul-Baburs. „O du theurer Pfleger meiner Jugend!" rief er. „So bist du in der Zeit meiner Abwesenheit gestorben, und ruhst hier in deiner Felsengruft?" Er besann sich aber schnell und fuhr fort: „Oder lebst du, und ist dein Zustand nur das Werk eines bösen Zaubrers. Wohlan, so soll dieser Ring den Zauber lösen." Er zog ihn von seinem Finger und berührte mit dem Steine die Stirne des Greises. Und er stand noch über ihn gebeugt, und hielt den Ring noch zwischen seinen Fingern, und betrachtete ihn aufmerksam — da erhob der Greis die linke Hand, und bald darauf richtete er sich auf, und öffnete die Augen, und sah Nasereddin verwundert an, und fragte: „Hab ich so tief geschlafen?"

Da trat aber auch der Genius herein, der bis daher unter dem Eingang in die Höhle gestanden, und erzählte ihm, wie schändlich der Großwessir an ihm gehandelt, und wie er im Besitze des Ringes auch die Bewohner der Stadt und des ganzen Landes in Elend und Jammer gestürzt habe.

Solcher Bericht erfüllte Abdul-Babur mit großem Kummer. Der Genius aber tröstete ihn: „Es wird alles wieder gut werden!" sprach er. „Nasereddin, der Sohn deines Bruders, ist nun im Be-

sitze des Talismans seines Vaters, der ein Opfer der List und Bosheit des Zaubrers Muhuli-Kauki werden mußte, weil er sich unvorsichtig das Geheimniß des Ringes von ihm ablocken ließ, und auch den Ring nicht immer an seinem Finger trug. Er liegt bei Mossul begraben, und ich habe seine Gemahlin und seinen einzigen Sohn zu den Karawanen bei Bagdad geleitet, um sie dir, ihrem nächsten Verwandten zuzuführen. Mit dem Talisman des Königes der Geister wird deines Bruders Sohn dir dein Reich wieder erwerben helfen, und in dem Besitze deines Ringes wirst auch du wieder glückliche Tage über dein Volk heraufführen. Eilt nun nach Kandahar hinein." Mit diesen Worten verschwand der Genius.

Sie kamen gerade mit dem Aufgange der Sonne an die Thore der Stadt. Dort standen eben einige Männer beisammen und klagten über die Noth der Zeiten. „Ja", sagte der eine zu dem andern, „wenn Abdul-Babur jetzt einmal wieder käme, und mit ansähe, wie es sein Großwessir treibt! Er würde sich unseres Elendes erbarmen!" — „Wo er nur hingekommen sein mag?" fragte der andere. „Sein Verschwinden ist doch immer noch ein Geheimniß." Da rief Abdul-Babur: „Aber seine Wiederkunft soll offenbar werden! Hier ist Abdul-Babur, euer rechtmäßiger Herrscher. Er ist wieder gekommen, nicht um euer Elend mit anzusehen und es zu beklagen, sondern um es abzuwenden."

Die Männer betrachteten ihn, als ob sie ihren Augen nicht trauen dürften. Bald aber erkannten sie seine Züge, und riefen laut: „Abdul-Babur ist wieder hier! Freude über Kandahar! Freude über das ganze Land!" Wie ein Lauffeuer setzte sich die erwünschte Kunde durch die ganze Stadt fort. Zu Tausenden versammelte sich das Volk und begleitete Abdul-Babur nach dem Königspalaste.

Bahadur, der ehemalige Großwessir Abdul-Baburs, hatte den Freudenlärm in den Gemächern seines Palastes vernommen, und schickte seine Diener aus, zu erkunden, was sich begeben. Diese ka-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0151-1

men wieder, und sagten ihm, alles Volk jauchze, weil der verschwundene Abdul-Babur wieder erschienen sei, und sich mit einem fremden Prinzen dem Schlosse nahe.

Mit Schrecken vernahm er diese Nachricht. Er nahm aber gegen seine Diener eine gleichgültige Miene an, und sprach: „Abdul-Babur sei wieder gekommen? Wer wird das glauben? Es mag irgend ein Betrüger sein, der einige Aehnlichkeit mit ihm hat, und diesen Umstand benutzen will, um sich auf seinen Thron zu setzen." Zugleich ließ er aber die Führer seiner Leibwache kommen, und befahl alle Zugänge zu dem Palaste wohl zu besetzen, und alle Pforten fest zu verschließen, und innen mit allem Geräthe, was sich gerade fände, zu verrammeln. Wie er gebot, so geschah es.

Bald aber erschien der oberste Führer seiner Leibwache wieder vor ihm und sprach: „Der fremde Prinz läßt Euch entbieten, es bedürfe zwischen Euch und Abdul-Babur keines Krieges, der durch fremde Leute geführt werde. Er fodere Euch zum Zweikampfe. So Ihr ihn darin besieget, soll Euch der Thron verbleiben, und derjenige, den Ihr nicht für Abdul-Babur erkennen wollt, werde mit ihm ohne Widerstand ruhig seine Straße ziehen; so Ihr ihm aber unterlieget, sollt Ihr eben so ruhig ihm den Thron abtreten."

„Was bedarf es dessen?" rief entrüstet Bahadur. „Der Thron gehört mein; was brauche ich darum zu kämpfen?" Als ihm aber der Führer der Leibwache bemerkte, daß alles Volk sich schon für den Fremden entschieden habe, und daß die kleine Leibwache nicht stark genug sei, ihn auf die Dauer in dem Schlosse zu vertheidigen, verstand er sich doch in dem Vertrauen auf die schützende Kraft seines Ringes zum Zweikampfe.

Der Kampfplatz ward abgesteckt, und rings umher stand in zahlloser Menge das Volk, des Ausgangs begierig. Nun ritt Bahadur in kriegerischem Schmucke auf einem feurigen Rosse aus dem Schlosse heraus. Er schwang den Säbel mit großer Gewandtheit in der Luft

und rief: „Wo ist der Abentheurer, der den Kampf mit mir begehrte? Er trete hervor, daß ich ihm zeige, wer der rechtmäßige Besitzer des Thrones von Kandahar ist.“

Da trat Nasereddin in den Kreis und rief ihm entgegen: „Ist dir Nasereddin, deines Herrn Brudersſohn, nicht mehr bekannt? Komm herbei, daß du ihn kennen lernest.“ — „Du bist nicht einmal bewaffnet?“ fragte Bahadur, „und nicht zu Pferde?“ — „Ich bedarf dessen nicht!“ antwortete Nasereddin. Da ritt Bahadur mit geschwungenem Säbel gegen ihn, und wollte schon den tödtlichen Streich auf ihn führen. Nasereddin hatte sich aber mit unbegreiflicher Geschwindigkeit auf die Seite gewendet, daß das Roß in seinem Laufe an ihm vorüber sprengte. In demselben Augenblick war er mit einem Satze hinten aufgesprungen, und umfaßte Bahadur nun mit seinen Armen mit solcher Kraft um den Leib, daß dieser stöhnend aufschrie. Da erscholl ein ungemäßigter Freuderuf durch die Menge. Ehe dieser aber verhallte, hatte Nasereddin seinen Gegner frei aufgehoben, und über den Kopf des Pferdes zur Erde geworfen. Das Pferd setzte in seinem Laufe die Hufen auf seine Brust, und er lag todt da.

Nun trat Abdul-Babur herzu, und zog von dem Finger des Leichnams den Ring mit dem Rubin, und steckte ihn an. Und es erscholl ihm laut und oft wiederholt der Ruf der versammelten Menge: „Heil Abdul-Babur! Heil dem Vater seines Volkes!“

Sie befreieten sogleich auch Zaleika, die verlassene Tochter Abdul-Baburs, aus ihrer Gefangenschaft, und nun ließ Abdul-Babur alle Vorräthe, die sich im Schloß fanden, herausbringen, und bewirthete das Volk. Es war dies das erste Freudenfest, das seit langer Zeit wieder in Kandahar gefeiert wurde.

Nasereddins schützender Genius trug ihn darauf zu der Stadt zurück, wo er seine Verlobte, die Prinzessin Mulibet in großer Betrübniß fand, über sein unbegreifliches Verschwinden. Ihre geheime

Kunst und ihres Lehrers Forschungen waren erfolglos geblieben, weil ihr Wissen keine Macht hatte, über den, der den Talisman des Königs der Geister am Finger trug.

Nach wenigen Tagen wurde nun seine Vermählung mit der Prinzessin gefeiert, und der König trat ihm bald die Regierung über sein Land ab.

Die beiden Siegelringe bewährten ihre Kraft. Nasereddin erhob sein Reich zu einem Glanze, den es früher nie gehabt, und auch das Reich Kandahar blühte wieder neu auf unter seines Herrschers Abdul-Baburs Regierung.

Die Kraft der Talismane muß aber mit ihrem Leben erloschen sein, denn nach ihrem Tode zerfielen unter ihren Nachfolgern auch ihre Reiche wieder.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0154-8

III.

Das Mährchen

von

Jalaladdin aus Bagdad.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0155-3
DFG

DAS MÄRCHEN VON JALALADDIN.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0157-5
DFG

Jalaladdin aus Bagdad.

In der Stadt Bagdad lebte einmal ein junger Mann, der war Jalaladdin genannt. Er war zwar nicht in dieser Stadt geboren, aber doch schon in seinen frühesten Knabenjahren mit seinem Vater dahin gekommen. Dem ungeachtet kannte er die Stadt, in der er zu einem kräftigen Jünglinge aufgewachsen war, nur sehr wenig, denn sein Vater bewohnte mit ihm ein kleines Häuschen in einer der Vorstädte dieser großen Stadt, und lebte sehr zurückgezogen in großer Sparsamkeit. Ihren Haushalt besorgten sie selbst, und bauten auch den kleinen Garten hinter dem Hause ohne die Hilfe eines Dieners.

Eines Tages aber sah der Vater sein Ende nahen; er rief vor seinem Tode noch einmal seinen Sohn zu sich an sein Lager, und sprach zu ihm: „Jalaladdin, lieber Sohn, du siehst, ich bin an dem Ziele meiner irdischen Laufbahn angekommen, und ich würde mit Freuden von dieser Welt scheiden, wenn nicht der Gedanke diese Freude trübte, daß ich dich allein in derselben zurücklassen muß. — Nach meinem Tode wirst du finden, daß wir nicht ganz so arm sind, als du nach unserm bisherigen beschränkten Leben wohl glauben mochtest. Allein hüte dich vor der Meinung, als habest du unerschöpfliche Reichthümer. Bedenke, daß das Jahr 365 Tage hat, und daß die kleinste Ausgabe, wenn sie täglich wiederkehrt, in so vielen Tagen schon eine

ansehnliche Summe ausmacht. Darum halte dein Erbe zu Rathe, und begnüge dich mit dem Nothwendigen. Schaffe dir nur das an, was du nicht entbehren kannst; hüte dich, Alles zu kaufen, was du brauchen kannst. Der Mensch kann gar Vieles brauchen, und er braucht täglich mehr, wenn er sich nicht frühe beschränkt. — Solltest du aber je so unglücklich sein, daß du diese meine wohlgemeinte Warnung vergessen, und dadurch in Armuth gerathen solltest, so weiß ich nur einen Rath für dich: nimm diesen Strick, und dort in der Wand steckt ein Nagel, an den hänge dich auf." Er zog bei diesen Worten mit letzter Anstrengung seiner Kräfte einen neuen Strick unter seinem Hauptkissen hervor, und reichte solchen Jalaladdin hin. In dem nächsten Augenblick verschied er.

So auffallend die letzte Lehre seines sterbenden Vaters dem betrübten Jalaladdin war, so bewahrte er doch den Strick. Die Sorge für das Begräbniß des Verstorbenen und der Schmerz über seinen Verlust und seine gänzliche Verlassenheit in der Welt nahmen in den ersten Wochen seine ganze Seele ein. Als er sich dann in dem Häuschen näher umsah, fand er übrigens die Worte seines Vaters bestätigt. Er traf in einem Gemache, das sein Vater immer verschlossen gehalten, und das er selbst bis dahin nie betreten hatte, auf eine große Menge Gold und Juwelen.

Demungeachtet setzte er sein bisher gewohntes einsames und sparsames Leben in der nämlichen Weise fort, wie vor dem Tode seines Vaters. Er holte seine täglichen Lebensbedürfnisse selbst zusammen, arbeitete in seinem Garten, und bereitete sich selbst seine Speise.

Da geschah es eines Tages, daß er sich bei einem Fleischer ein Stückchen Fleisch holen wollte, und an einem Hause vorbei kam, dessen Pforte nur angelehnt war. Aus dem innern Raume erschallten fröhliche Stimmen, Scherz, Gesang und Gelächter. Neugier bewog ihn, die Thüre etwas weiter zu öffnen, um hinein zu blicken. Er sah in einen geschmackvoll gezierten Hofraum, und in demselben

vor einem lebendig plätschernden Brunnen einen Baldachin von himmelblauer Seide ausgespannt, der auf dünnen vergoldeten Säulchen ruhte. Unter diesen lagen fünf reichgekleidete junge Männer auf weichen Polstern, die mit kostbaren Decken überzogen waren, um einen Tisch, den viele Aufsätze und Schüsseln bedeckten. Auf einem Nebentischchen standen Kannen und Trinkschalen und Becher. Fünf Sclaven waren geschäftig die Schmausenden zu bedienen und ihnen Speise und Getränke zu reichen.

Bei dem Anblicke dieser geselligen und doch so behaglichen Fröhlichkeit der kleinen Gesellschaft fühlte Jalaladdin eine kleine Anwandlung von Neid in seinem Herzen. „Wie glücklich sind diese Jünglinge!" sprach er bei sich. „Hier sitzen sie beisammen, und genießen ihr Mahl in Gemeinschaft, während sie es durch heitere Gespräche und Scherze würzen. Du armer Jalaladdin mußt einsam zu Hause sitzen, und dein einfaches Mahl allein verzehren."

Indem er in solchen Gedanken hinschaute, bemerkte ihn einer der Jünglinge, und da sich Jalaladdin eben zurückziehen wollte, trat dieser mit heiterer Miene zu ihm, und lud ihn mit freundlicher Herzlichkeit ein, sich zu ihnen zu setzen, und den Tag mit ihnen in heiterer Geselligkeit hinzubringen. Jalaladdin machte Einwendungen, deutete auf sein Kleid, das in seiner Einfachheit nicht in solche Gesellschaft passe; allein es half kein Widerstreben. Mit freundlicher Gewalt wurde er zu dem Tische geführt, und mußte sich bei ihnen niederlassen. Die Sclaven bedienten ihn, und setzten ihm von den Speisen vor, die ihm trefflich mundeten. Dabei ging die Unterhaltung immer heiter fort; er wurde unbemerkt in die Gespräche und Scherze der Freunde mit hineingezogen, und bald fühlte er sich ganz einheimisch in diesem muntern Kreise.

Als ihm nun einer der Sclaven auch einen gefüllten Becher reichte, hielt er ihn lange zweifelhaft in der Hand, ihn betrachtend, ohne davon zu trinken. Da fragte ihn derjenige von den jungen

Leuten, welcher der Wirth der übrigen war: „Nun, warum trinkst du nicht?“ — „Ich kenne dieses Getränke nicht“, antwortete er, „und fürchte, es möchte Wein sein, den uns der große Prophet verboten hat.“ Da lachten sie alle in ausgelassener Lustigkeit, und einer der Gäste fragte ihn: „Weißt du auch, warum der Prophet den Genuß des Weines seinen Anhängern verboten hat?“ Jalaladdin verneinte; und jener fuhr fort: „Er hatte bemerkt, daß manche seiner Anhänger, wenn sie zu viel Wein getrunken hatten, händelsüchtig wurden und untereinander selbst Streit anfingen. Darum verbot er ihn. Die Wirkungen des Weines äussern sich aber auf gar verschiedene Weise. Andere werden lässig davon, noch andere möchten die ganze Welt umarmen, wenn sie warm vom Weine werden. Warum sollten ihn aber diese meiden? Der Prophet wollte ja nur die Händel verhüten, indem er ihn verbot, nicht aber die Fröhlichkeit. Da wir nun alle einen guten Rausch haben, und in solchem Zustande keineswegs Händel suchen, so wird durch uns ja doch die Absicht des Gesetzes erfüllt, und darauf kommt es an; denn der Sinn geht über den Buchstaben.“

Nach diesen Reden faßte er die Trinkschale, und leerte sie mit großem Wohlbehagen, während die Uebrigen mit lautem Beifalle seine Entschuldigungen des Weintrinkens aufnahmen.

„Böse Gesellschaft verderbt gute Sitten.“ Dieses Sprichwort fand sogleich seine Bestätigung. Jalaladdin war von seinem Vater an die größte Gewissenhaftigkeit in Beobachtung aller Vorschriften seiner Religion gewöhnt worden; allein er fürchtete, durch längere Weigerung der Gegenstand des Spotts seiner neuen Freunde zu werden, und ließ sich so verleiten, zuerst nur wenige Tropfen aus seinem Becher zu nippen. Der Trank, den er zuvor noch nie gekostet, schmeckte seinem Gaumen vortrefflich, und da ihm sein Wirth bald darauf zusprach, den Wein doch nicht verduften zu lassen, dachte er: „Ei nun, ich habe nun doch schon einmal gefehlt. Ob ich wenige

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0162-2

Tropfen trinke, oder ob ich nun den ganzen Becher leere, so habe ich das Verbot des großen Propheten übertreten." Er trank wieder und wieder, und ließ seinen Becher so oft füllen, bis er sich allmählig von einem wohlthätigen, bis daher noch nie gekannten Feuer durchglüht fühlte, das seine Adern durchströmte.

Er verlor dadurch seine Schüchternheit, und da es ihm weder an Geist noch an Kenntnissen fehlte, so scherzte er fröhlich mit seinen neuen Freunden, daß sie ganz ausnehmenden Gefallen an ihm hatten.

„Höre, Freund", sagte endlich einer zu ihm, „du gefällst mir wohl, und ich wünsche dich immer bei uns zu haben, wann wir mit einander fröhlich sind." Die übrigen Freunde stimmten alle bei, und verlangten, er sollte sich in ihren Bund aufnehmen lassen. „Ich wollte das wohl", antwortete Jalaladdin, „doch müßte ich zuvor wissen, was Ihr für einen Bund geschlossen habt, und ob es mir angemessen ist, seinen Zweck erfüllen zu helfen. Es gibt auch gefährliche Verbindungen." — „Da sei unbesorgt", sagte ein Anderer, „unser Bund ist völlig unschädlich, und sein Zweck ganz unschuldig. Sieh, wir sind unser fünf unabhängige junge Leute, jeder von anständigem Vermögen, und haben uns unter einander verbunden, jeden Tag abwechselnd bei einem von uns zusammen zu kommen, und jeden Tag so in traulicher Geselligkeit hinzubringen. Derjenige, den heute die Reihe trifft, der Wirth zu sein, hat für Speise und Trank zu sorgen, und wenn das auch etwas mehr kostet, so spart er es an den übrigen Tagen wieder, wo er der Gast der übrigen ist. Wir führen auf diese Weise das sorgenloseste Leben, und schmausen und scherzen und lachen jeden Tag mit einander."

In der heiteren Stimmung, in welche Jalaladdin der Wein und die bisher noch nie gekannte gesellige Unterhaltung versetzt hatte, gefiel ihm dieser Verein der jungen Leute sehr wohl, und ließ sich leicht überreden, sich ihrem Kreise anzuschließen. Man bezeichnete ihm am späten Abende, als er sich von ihnen trennte, noch das

Haus, wo sie am folgenden Tage zusammen kämen, und er kehrte in der heitersten Stimmung nach Hause zurück, wo er bald, in selige Träume versinkend, entschlief.

Als er am andern Morgen erwachte, machte er sich aber doch ernste Vorwürfe, daß er gestern die Lehren seines Vaters so leichtsinnig vergessen und sich verleiten lassen, das Verbot des Weintrinkens zu übertreten. Es fielen ihm bei diesem Gedanken besonders die letzten Vermahnungen seines Vaters schwer auf das Herz. Denn er erinnerte sich des großen Aufwandes in Geräthen, Speisen und Getränken, der bei dem gestrigen Mahle geherrscht, und er erwog bei sich, was er nicht Alles anschaffen mußte, um die neuen Freunde nur auf annähernde Weise bei sich zu bewirthen. Gerne hätte er sich von der eingegangenen Verbindung wieder getrennt. Er hatte indessen sein Wort gegeben, und schämte sich, heute schon wieder zurückzutreten.

Er überlegte darauf bei sich, was er zuerst anschaffen müsse, und ging in das Gemach, wo seine Schätze lagen. Bei ihrem Anblicke verschwanden ihm aber bald wieder alle Sorgen. „Und wenn ich auch Alles so einrichte, wie ich es gestern sah", dachte er bei sich, „so brauche ich dazu doch einen sehr kleinen Theil dieses Goldes." Er nahm sich wohlgemuth einige Beutel, und ging mit dem Vorsatze aus, sogleich zu kaufen, was er brauche.

Als er aus der Vorstadt in die Stadt eintrat, nahm er sogleich einige der dort bereit stehenden Träger mit sich, und kaufte die nöthigen Polster und einen für sechs Personen hinlänglich geräumigen Tisch, auch kostbare Decken und Teppiche. Hierauf ging er zu einem Silberarbeiter, und kaufte silberne Kannen und Becher und Trinkschalen, und anderes Geräthe für den Tisch, wie er es bei seinem neuen Freunde gesehen. Dann ging er in ein Kaufgewölbe, wo man das herrlichste Porzellan aus China und Japan zum Verkaufe ausgestellt hatte, und wählte sich an Tellern, Schüsseln, Aufsätzen und andern

Gefässen aus, was er für seinen Tisch für erfoderlich hielt. Auf diese Weise fuhr er fort, und verschaffte sich Alles, was zur vollständigen und anständigen Einrichtung seines größten Zimmers gehörte.

Während er dies Alles nach seinem Hause schaffen ließ, rückte allmählig die Zeit heran, die zur Versammlung der Freunde bestimmt war. Er ging nach dem bezeichneten Hause, und wurde bei seinem Eintreten mit fröhlichem Jubel empfangen. Man ließ sich zum Mahle nieder, und während sie mit der ersten Speise bedient wurden, sagte der Wirth zu ihm: „Du hättest aber wohl auch einen deiner Sclaven mitbringen können, wie wir das alle thun. Das ist nun einmal so eingeführt bei uns."

Jalaladdin erröthete, zu gestehen, daß er gar keinen Diener habe, und nahm sich vor, sich sogleich am andern Morgen einen zu suchen.

Der Tag verging übrigens, wie der gestrige, unter heitern Scherzen, Gesängen und lauter Fröhlichkeit. Es wurde auch wieder Wein herumgereicht, und er nahm den ersten Becher zwar mit einiger Unruhe; doch bald war diese durch seine Freunde hinweggescherzt, und er ließ ihn wieder und wieder füllen, bis ihn dasselbe Wohlbehagen, wie gestern, durchströmte.

Am dritten und vierten Tage war er schon ganz in die neue Lebensweise eingewöhnt; er konnte nicht begreifen, wie er es so lange in der einförmigen Stille seiner Einsamkeit habe aushalten können, und tadelte in Gedanken seinen Vater, daß er ihn in solcher Abgeschiedenheit erzogen, und ihm so lange die Freuden eines geselligen Lebens vorenthalten habe. Er segnete den Tag und seine Neugier, die ihm die Bekanntschaft seiner neuen Freunde verschafft, und wünschte sich Glück, von ihnen eines näheren Umgangs gewürdigt zu sein.

Inzwischen hatte er sich zwei Sclaven angeschafft, deren einer als Koch die Küche besorgen sollte; der andere mußte dem Koch die

nöthige Handreichung thun, und seinen Herrn und dessen Gäste bei Tische bedienen helfen. Als die Freunde aber zum erstenmale bei Jalaladdin zusammen kamen, wunderten sie sich über das kleine Häuschen, in dem er sich so elend behelfen müsse. Er entschuldigte sich mit seiner Anhänglichkeit an dasselbe, weil es sein väterliches Haus sei, von welchem er sich nicht zu trennen vermöge. Die Freunde gaben ihm darin zwar Recht, aber sie meinten doch, er müsse sich für ihre Zusammenkünfte einen ordentlichen geräumigen Speisesaal einrichten lassen, oder doch in dem Garten einen offenen Pavillon erbauen, wo sie künftig zusammen schmausen könnten. „In dem niedrigen Stübchen", fügte einer derselben hinzu, „kann man nicht von Herzen lustig sein. Es ist Alles zu enge, und das befängt auch das Gemüth und stimmt es traurig."

„Ja, Brüderchen!" rief ein anderer, „das mußt du thun, einen Pavillon mußt du in deinen Garten bauen lassen. Und da du doch einmal bauen mußt, so laß nur gleich recht nobel bauen und flott einrichten." Sie machten ihm während des Mahles noch allerlei Plane, wie er bauen sollte, und jeder wußte noch etwas hinzuzufügen, was bei dem Bau nicht vergessen werden dürfe. Jalaladdin ward völlig überzeugt, daß es nothwendig sei, einen größeren Raum für ihre Lustgelage zu bauen, und beschloß, da er nun doch einmal die Hauptsache für unvermeidlich erachtete, auch in Nebendingen dem Rathe seiner Freunde zu folgen, um den Bau zu ihrer aller Zufriedenheit einrichten zu lassen.

Er ließ sogleich am andern Tage einen Baumeister kommen, und beauftragte ihn mit dem Baue. Dieser wußte auch noch Vieles anzugeben, was theils zur Solidität des Pavillons, theils zu seiner würdigen Ausschmückung beitragen könne, was aber auch die Kosten bedeutend steigerte. Jalaladdin ergab sich in Alles, denn er hatte die Hoffnung, die Erwartung seiner Freunde durch diesen Bau noch weit zu übertreffen, und Lob von ihnen zu ärnten. Um sie voll-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0166-5

kommen zu überraschen, ließ er keinen derselben während des Bauens in seinen Garten gehen.

Endlich war der Pavillon fertig, und die Freunde versammelten sich darin zum erstenmale zum Schmause. Man fand Alles gut und schön, und lobte Vieles daran. Plötzlich aber rief einer: „Aber höre Freund Jalaladdin, es ist doch Jammerschade, daß dein Garten so klein ist. Was hast du überdies da für eine miserable Aussicht? Auf dieser Seite siehst du in lauter kleine und ärmliche Gemüsegärtchen, und dort hindert dir die alte Baracke von Stall, oder was es sonst ist, die Aussicht. Wäre ich an deiner Stelle, so kaufte ich alle die Winkelchen zusammen, risse die Baracken und alle die kleinen Ställchen nieder, und ließ mir einen schönen Lustgarten ringsumher anlegen, wie er einem solchen Pavillon auch angemessen ist."

Da auch die übrigen Freunde mit einstimmten, fand Jalaladdin selbst, daß der schöne Pavillon in dem engen Gärtchen ein Mißstand sei. Er kaufte sich deshalb bald darauf alle die kleinen Gärtchen zusammen, und mußte sie natürlich sehr theuer bezahlen, weil die Eigenthümer diese Plätzchen bei ihren Häusern entweder nicht gerne entbehrten, oder weil sie seine Liebhaberei zu ihrem Vortheile benützen zu dürfen glaubten.

Als nun der ganze Raum von ziemlichem Umfange sein Eigenthum war, ließ er ihn durch einen beliebten Kunstgärtner in einen Kunstgarten umwandeln. Zur Bearbeitung und Unterhaltung des neuen Gartens mußte für die Zukunft nun aber auch ein Gärtner und einige Gehülfen in Dienst genommen werden. Für diese war sein Haus zu klein. Er erbaute daher an einem schicklichen Orte in dem Garten selbst für diese die nöthige Wohnung. So zog eine Ausgabe immer wieder eine neue nach sich. Nach und nach war ihre Lebensweise auch noch kostspieliger geworden, weil einer den andern in der Bewirthung zu überbieten suchte. Denn jeder dachte für die nächste Zusammenkunft in seinem Hause auf seltenere Lecker-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0167-0

bissen und köstlichere Weine. Ueberdies überraschten sie einander mit neuen Hausgeräthen und Teppichen, mit übertriebenem Aufwande an den feinsten Gewürzen und wohlriechenden Specereien, die allenthalben verschwendet wurden.

Bald ward auch der tägliche Wechsel aufgegeben, und sie versammelten sich jeden Tag bei Jalaladdin, der sich eine Freude daraus machte, sie beständig zu bewirthen, zumal sie ihm das Lob ertheilten, daß seine Tafel die besten Leckerbissen biete, und die Ausschmückung seines Pavillons jedesmal am geschmackvollsten angeordnet sei.

Dadurch hatte aber allmählig der Haufe seines Goldes bedeutend abgenommen. Doch trösteten ihn die edeln Steine, deren er eine große Zahl hatte. Als endlich das Geld alle geworden war, wanderte auch von diesen ein kostbarer Schmuck um den andern zum Juwelier, und dieser zahlte immer geringere und geringere Preise dafür. Endlich war auch der letzte kostbare Ring um geringes Geld verkauft, und zum letztenmale bewirthete er aus dem Erlöse seine Freunde. Am Ende des Mahles entdeckte er ihnen aber seine Armuth, und bat sie, es möge nun einer von ihnen den ständigen Wirth machen, wie er sie bisher bewirthet habe. Die Freunde aber zogen bei solcher Eröffnung sehr lange Gesichter. „Steht es so mit dir?" fragten sie verwundert. „Mußtest du solchen Aufwand treiben, wenn du die Mittel dazu nicht hattest?" sagte der eine. Der andere rief: „Du hast uns sogar überbieten wollen, in der Zahl und Auswahl der Schüsseln an deinem Tische, und gehst darüber zu Grunde? Dann geschieht dir ganz, wie du verdient hast. Durch deinen Aufwand sind auch wir zu größerem Aufwande verleitet worden. Es ist gut, daß du uns ein Beispiel gibst, wohin das führt." — „Was?" fragte ein dritter, „du meinst wohl, wir würden nun auch so lange wirthschaften, bis wir ebenfalls am Bettelstab sind, wie du?" — „Ich will dir einen guten Rath geben", sprach der vierte. „Wenn du einen Narren findest, der sein Geld für einen

so schlecht und in einer so verrufenen Vorstadt gelegenen Garten verschwenden mag, so verkaufe ihm die kleine alte Spelunke mit dem Garten und Allem, und fange mit dem Erlöse daraus einen kleinen Kram an, um dir doch deinen Lebensunterhalt zu erwerben." — „Sieh zu, wie du dir hilfst", sagte der fünfte, „du dauerst mich, aber dir ist nicht zu helfen." Sie verließen ihn, indem sie theils scheltend und höhnend, theils mitleidig die Achsel zuckend von dannen gingen.

„Das sind die Freunde in der Noth!" rief Jalaladdin bitter lachend, als er sich von ihnen verlassen sah. „O, warum habe ich die Lehren meines Vaters vergessen? Schon am ersten Tage unserer Bekanntschaft hätte ich eine Warnung aus der leichtfertigen Art nehmen können, womit sie die Uebertretung des Verbotes des Weintrinkens beschönigten! Mir geschieht schon recht."

Er schränkte von nun an seinen Haushalt zwar ein, allein in kurzer Zeit waren seine kostbaren Teppiche und alle entbehrlichen Geräthe verkauft, und bald kam die Reihe auch an die unentbehrlichen, um aus dem Erlös sein Leben zu fristen. So schwer ihm auch die Entsagung der gewohnten Leckerbissen und mancher Bequemlichkeit des Lebens wurde, so fiel ihm doch immer das Bewußtsein seines Leichtsinnes, und daß er seine große Armuth selbst verschuldet, am schwersten.

In seiner Verzweiflung warf er sich eines Tages auf sein Lager, das in dem nämlichen Gemache stand, wo ihm sein sterbender Vater seine letzten Lehren gegeben hatte. Er vergoß Thränen der bittersten Reue, und sann nach, was er nun anfangen sollte, fand aber keinen Rath und keinen Trost. Da fiel sein Blick zufällig auf den Nagel in der Wand, und die letzten Worte seines Vaters klangen ihm gleichsam in den Ohren: „Nimm diesen Strick, und dort in der Wand steckt ein Nagel. An den hänge dich auf!"

Ohne zu wissen, was er that, öffnete er eine Schublade, in

welche er damals den Strick gelegt hatte, fand den Strick, machte eine Schlinge daran, holte einen Schemel herbei, stellte sich darauf, befestigte das Ende des Strickes an den Nagel, steckte den Kopf durch die Schlinge, und gab dem Schemel einen Stoß mit dem Fuße, daß er weg fuhr. So hing er nun an der Wand.

In demselben Augenblicke fühlte er aber, daß er langsam niedersank. Die Schlinge lag noch um seinen Hals, das Ende des Strickes hing noch an dem Nagel fest, und doch stand er auf dem Boden. Er konnte nicht begreifen, wie das möglich sei, machte sich aus der Schlinge wieder los, und sah nun nach der Wand hinauf. Siehe da! von der Schwere seines Körpers hatte sich die Füllung des Getäfels, worin der Nagel steckte, herunter geschoben und ein verborgenes Fach in der Wand geöffnet. Er überzeugte sich beim ersten prüfenden Blick, den er darauf warf, daß dies absichtlich und mit Kunst so eingerichtet war.

Wie erstaunte er aber, als er das Fach näher untersuchte, und einen weit größern Schatz von Gold, Juwelen und Perlen darin aufbewahrt fand, als derjenige war, den er so leichtsinnig verschleudert hatte. Er erkannte, daß sein Vater diesen Schatz hier verborgen und Alles in weiser Absicht so eingerichtet habe, damit er nur dann in Besitz davon kommen sollte, wenn er durch Erfahrung gelernt, wie leicht auch großer Reichthum verloren gehe, und wenn seine Reue über die Vernachlässigung der väterlichen Lehren und Warnungen den höchsten Grad erreicht habe und in Verzweiflung übergegangen wäre. Zugleich beschloß er aber auch, für die Zukunft weiser zu sein.

Um seinen leichtsinnigen Freunden nicht wieder in die Hände zu gerathen, wenn sie erführen, daß sich seine Vermögensverhältnisse wieder besser gestellt, und um ihnen ganz für alle Zukunft aus den Augen zu kommen, verkaufte er seine bisherige kleine Wohnung, und kaufte sich dafür ein anderes mäßig großes, aber anständig gelege-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0170-6

nes Haus an einem freien Platze in der Nähe einer Moschee. Er richtete sich dieses bequem ein, seinem großen Reichthum zwar nicht unangemessen, doch ohne übertriebene Pracht.

Als er nun das neue Haus bezog, sagte der Verkäufer zu ihm: „Ich muß Euch von meinem Eigenthum etwas im Hause lassen, weil ich es mit dem besten Willen nicht hinaus bringen kann." Er führte ihn in ein Gemach, worin auf dem Boden ein ziemlich großes kupfernes Gefäß von getriebener Arbeit stand, dessen Deckel mit einem bleiernen Siegel geschlossen war, auf dem Jalaladdin die Schriftzüge einer fremden Sprache erblickte. „Seht", sagte er, „dies Gefäß steht schon seit man gedenkt in diesem Zimmer, und mein Vater hat mich gewarnt, das Siegel des Deckels zu lösen. Er behauptete, wer Hand daran lege, der bereite sich selbst großes Unheil. Ich habe zwar oft in frühern Jahren, von Neugierde getrieben, Lust gehabt, das Siegel zu lösen, allein die Furcht hielt mich immer davon ab. Nun habe ich heute, nachdem ich all meine fahrende Habe aus dem Hause bringen, auch das Gefäß in meine neue Wohnung tragen lassen; kaum hatte es aber der Träger dort niedergestellt, so war es wieder verschwunden: Da ich es bald nachher wieder in diesem Zimmer antraf, so ließ ich es zum zweitenmale weg bringen; allein nach kurzer Zeit sah ich es wieder hier an seinem alten Platze stehen. Vielleicht enthält es einen Schutzgeist dieses Hauses, der entweichen würde, so man es öffnet. Da es sich nicht entfernen läßt, mögt Ihr es denn in des Propheten Namen behalten. Vergeßt aber die Warnung nicht, laßt ja das Siegel unverletzt."

Jalaladdin schüttelte bei dieser Erzählung des Mannes halb ungläubig und lächelnd den Kopf, und sprach: „Laßt das Gefäß immerhin hier bleiben. Wenn es mir einmal hindernd im Wege stehen sollte, so wird sich ja wohl Rath finden, es weg zu bringen." Kaum war aber der Mann fortgegangen, so rief er einem Sclaven, und befahl ihm, das Gefäß in einen Winkel des Hauses zu tragen. „Es

ist ein altes Gefäß", sagte er, „und sein Aeusseres will nicht zu der übrigen Einrichtung dieses Zimmers passen, das ich mir zu meinem Schlafzimmer erwählt habe."

Bei sich dachte er: „Ich will doch sehen, ob der Mann die Wahrheit gesprochen hat." Der Sclave packte das Gefäß ohne Umstände auf, und trug es weg. Jalaladdin sah eine Zeitlang mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Stelle, wo es gestanden, und glaubte, es schon für immer entfernt zu haben. Mit einemmale stand es aber wieder an derselben Stelle, ohne daß er bemerkt hätte, wie es dahin zurück gekommen. Er ließ es wieder und wieder weg tragen, und immer wieder und wieder kam es an seine Stelle zurück. Er sah endlich, daß nichts helfe, und ergab sich darein, es stehen zu lassen.

Der Vorfall mit diesem Gefäße war ihm aber zu unbegreiflich, als daß er ihn so schnell hätte vergessen können. Er warf sich zwar an demselben Abende unausgekleidet auf sein Ruhebette, allein der Schlaf floh ihn. Neugierde über den Inhalt des merkwürdigen Gefäßes und Furcht wegen der erhaltenen Warnung kämpften lange in seinem Innern, und ließen ihn nicht zur Ruhe kommen.

So lag er noch um Mitternacht wachend da, und sah den Mond hell zu seinem Fenster herein scheinen und das Gefäß in seinem Lichte glänzen. Da siegte endlich die Neugierde über die Furcht. Er stand auf, suchte ein eisernes Werkzeug, womit er das Bleisiegel des Deckels lösen könnte, und fand einen Hammer und Meißel. Damit hieb er das Blei durch. Kaum war es abgesprungen, so öffnete sich auch der Deckel, ein bläulich leuchtender Rauch stieg daraus empor, und in der Mitte desselben erhob sich die häßliche Gestalt eines ganz kleinen alten Weibes in abenteuerlichem Anzuge. Sie hielt eine Krücke unter dem linken Arme, die andere trug sie in der rechten Hand.

So hüpfte sie über den Rand des Gefäßes herab, hinkte vor den bestürzten Jalaladdin hin und sprach: „Narr, Narr, der du bist!

Bist noch so ein junges Blut, und sitzest da, wie ein alter Müßiggänger. Fort! hinaus in die Welt! Hole dir den Wunderstein vom Berge Massis, sonst kannst du nicht mein Gemahl werden."

Sie hinkte nach diesen Worten wieder auf ihren Krücken zurück nach dem Gefäße. Dort schrumpfte ihre kleine Gestalt noch mehr zusammen, und so stürzte sie sich kopfüber hinein, während der Deckel sich von selbst wieder zulegte.

Von Staunen und Schrecken aufs Höchste aufgeregt, warf sich Jalaladdin endlich wieder auf sein Lager, allein die ersten Strahlen des Morgenrothes fanden ihn noch wach. Er suchte sich den Tag über mit seiner häuslichen Einrichtung zu zerstreuen. Doch konnte er die Erinnerung an die wunderliche Erscheinung und ihre sonderbare Rede nicht vergessen. Er fühlte eine Unzufriedenheit in sich, die er nicht bemeistern konnte, ohne sich Rechenschaft über den Grund derselben geben zu können. Mißmuthig und müde von der schlaflos hingebrachten Nacht, legte er sich am Abende früh nieder und entschlief bald.

Allein um die Stunde der Mitternacht erwachte er doch schon wieder. Das Gefäß sah er schon geöffnet, der blaue Rauch stieg daraus empor, und aus der Mitte desselben hinkte die häßliche Alte wieder auf ihn zu, und schrie, indem sie die Krücke schwang: „Narr! Narr! junger Müssiggänger! denk an den Stein vom Berge Massis, sonst kannst du nicht mein Gemahl werden." Nach diesen Worten hinkte sie wieder zurück, stürzte sich zusammen geschrumpft in das Kupfergefäß, und der Deckel schloß sich wieder von selbst.

So ging es von nun an jede Nacht. Wenn er auch einmal, von dem Schrecken der vorhergehenden Nacht ermüdet, fester schlief, als gewöhnlich, so weckte ihn die Alte doch jedesmal mit empfindlichen Rippenstößen, die sie ihm mit ihrer Krücke versetzte. Und immer wiederholte sie dieselben oder ähnliche Worte.

Gewöhnlich wurde er aber auf solche Weise aus einem ange-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0173-3

nehmen Traume aufgeweckt, der ihm immer eine sehr schöne Jungfrau zeigte, die sich in königlichem Schmucke von einem Throne gegen ihn erhob, und ihn mit ihrem goldenen Scepter berührte. Statt der schönen Jungfrau seines Traumes stand dann immer die häßliche Zwergin vor ihm, und statt des Scepters berührte ihn ihre Krücke etwas allzu fühlbar.

Er versuchte es mehrmals am Tage, das Gefäß wegbringen zu lassen, ließ es sogar etlichemal in den Fluß werfen, der an Bagdad vorbei fließt, allein am Abend stand es immer wieder in seinem Schlafgemache. Er ließ sich sein Lager in einem andern Gemache aufstellen. Auch das half nicht. Das Gefäß wanderte jedesmal mit.

Die nächtliche Unruhe, mehr noch die Unruhe seines Gemüths, setzte ihm allmählich so sehr zu, daß er unwohl ward. Er zog einen Arzt zu Rathe, der ihm allerlei Tränke und Latwergen verordnete. Sie alle konnten ihm aber seine verlorene Ruhe nicht wieder geben. Da sprach der Arzt eines Tages: „Meine Kunst ist nun zu Ende! Wenn Euer Leiden ein wirkliches körperliches Leiden gewesen wäre, so müßtet Ihr schon längst wieder genesen sein. Eure Krankheit hat ihren Sitz wohl im Gemüthe, und da wirken meine Tränke nicht. Ich rathe Euch, seht Euch nach einem Magier um, der vielleicht durch seine geheime Wissenschaft die Ursache Eurer Krankheit zu entdecken und zu heilen vermag."

Jalaladdin fühlte die Wahrheit dieser Worte. „Es ist nicht zu leugnen", sprach er, „die Ursache meiner Krankheit liegt in meinem Gemüthe, und so lange diese nicht weggeräumt wird, kann auch die Krankheit nicht geheilt werden."

Er ging zu einem der weisesten Magier, und entdeckte diesem die Ursache seiner nächtlichen Unruhe, und wie sich seit der ersten Erscheinung der Alten aus dem Gefäße eine mit nichts zu beseitigende Unzufriedenheit mit seinem ganzen Dasein seines Gemüthes bemei-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0174-9
DFG

stert habe. Er bat ihn, er möge seine ganze Kunst anwenden, um das verhängnißvolle Gefäß für immer aus seinem Hause zu entfernen. Der Magier beklagte seinen Zustand. „Ihr habt mir gesagt", fuhr er dann fort, „das Gefäß sei mit einem Bleisiegel geschlossen gewesen. Ist dieses Siegel noch vorhanden, so laßt mich es sehen."

Jalaladdin führte den Magier in sein Haus, und zeigte ihm dort das Gefäß mit dem Siegel, das noch zerspalten daran hing. Dieser betrachtete mit ernstem Schweigen die darauf stehenden Schriftzüge, und wandte sich dann zu ihm und sprach: „Meine ganze Kunst reicht nicht zu, Euren Wunsch zu erfüllen. Ich habe mir es wohl gedacht. Das ist das Siegel des großen Salomo, und es ist von dem Schicksale bestimmt, daß derjenige, der es löset, dem Inhalte des Gefäßes verfallen ist. Gegen das Schicksal zu kämpfen, ist keinem Sterblichen, und selbst dem erfahrensten Magier nicht, gestattet. Ihr seid nun einmal in der Gewalt der Alten, und keine menschliche Macht noch menschliche Weisheit kann Euch daraus befreien."

Bei dieser Nachricht gerieth Jalaladdin in Verzweiflung. Er warf sich zur Erde nieder, schlug sich selbst mit den Fäusten auf die Brust und ins Gesicht, und jammerte und wehklagte. „Wie?" schrie er dazwischen, „der Gewalt dieses häßlichen, kleinen alten Weibes soll ich preisgegeben bleiben mein Lebelang? Von ihr soll ich mich jede Nacht aus dem Schlafe aufschrecken lassen? Sie soll sich, wenn ich, mein Elend vergessend, einmal in süßen Träumen eingewiegt liege, immer meinem Lager nahen dürfen, und mich mit Rippenstößen mit ihrer Krücke erwecken können, um ihr Schelten anzuhören? Was kann mir ein solches Jammerleben für Freude geben? Wollte ich doch lieber sterben, als ein solches Leben führen in Kummer und Elend! Da, nehmt diesen Dolch, und tödtet mich, und erlöset mich so aus meinem Elende. Erbarmet Euch meines Jammers!" Er drängte dem Magier seinen Dolch auf, und bot ihm die entblößte

Brust dar, ihn mit vielen Thränen bittend, er möge ihm doch den Tod geben, der ihm allein Trost verleihen könne.

„Der Himmel soll mich bewahren, daß ich Solches thue!" versetzte der Magier. „Nein, Ihr seid unstreitig zu großen Dingen berufen, da Ihr gewürdigt waret, das Siegel des großen Salomo zu lösen. Ihr sagt mir, die Alte habe Euch aufgetragen, den Wunderstein vom Berge Massis zu holen. Folgt diesem Rathe. Zieht aus nach dem Berge, und versucht Euer Glück. Vielleicht, daß Euer Schicksal dadurch eine andere Wendung nimmt." Er sprach ihm noch lange tröstend zu, und beruhigte ihn nach und nach so weit, daß Jalaladdin den Entschluß faßte, auf gutes Glück hinauszuziehen.

„Aber", fragte er, „wohin soll ich denn meine Reise wenden? Den Berg Massis kenne ich nicht. Und wenn ich auch hinkomme, woran erkenne ich den Wunderstein?" Der Magier versprach ihm, nach diesem Allen zu forschen, und ihm des andern Tages die nöthige Auskunft zu geben.

In der darauf folgenden Nacht erschien die häßliche Alte aus dem Gefäß zwar wieder, doch weckte sie ihn diesmal nicht mit der Krücke. Er schien von selbst zu erwachen, und sah sie an seinem Lager stehen. „Nun", sprach sie zu ihm, „wirst du endlich klug? Willst du den Müßiggang aufgeben? Gut für dich und für mich!" Sie nickte ihm mit grinsender Freundlichkeit zu, und verschwand darauf, auf die gewöhnliche Weise.

Am andern Morgen erschien der Magier, und erstattete ihm Bericht über seine Nachforschung. Er hatte gefunden, daß der Wunderstein in einer festen Burg auf halber Höhe des Berges Massis bewahrt werde. „Allein es gehört großer Muth, Standhaftigkeit und selbst Klugheit dazu", schloß er seine Rede, „ihn zu erwerben. Denn die Burg ist schwer zu erklimmen, und wird von wachsamen Genien behütet. Wer nicht im Stande ist, ihre sonderbaren

Foderungen zu erfüllen, der unterliegt den damit verbundenen Gefahren, oder muß wenigstens unverrichteter Sache wieder abziehen."

Jalaladdin erklärte, daß er Muth genug habe, Alles zu ertragen, und sogar den Gefahren gern unterliegen wolle, nur um dem Elend zu entgehen, in welchem er jetzt lebe. „Aber", fragte er, „wo liegt denn der Berg Massis, von dem ich noch nie etwas gehört habe?" — „Ihr kennt ihn vielleicht unter einem andern Namen", versetzte der Magier. „Er heißt auch der Berg Ararat. Es soll einmal eine große Ueberschwemmung auf Erden gewesen sein, darin alle Menschen und alle Thiere umkamen. Nur ein Mann mit seinem Weibe und seinen Kindern haben sich, von Allah gewarnt, in einem großen Schiffe gerettet, und als die Wasser sich wieder auf Erden zu verlaufen anfingen, da hat das Schiff sich auch auf einem der beiden Gipfel dieses Berges niedergelassen. Und seit jener Zeit ist der Berg heilig geachtet und der Schauplatz außerordentlicher Ereignisse geworden."

„Ich habe schon davon gehört", antwortete Jalaladdin, „aber wohin muß ich gehen, um zu diesem Berge zu gelangen?" Der Magier bedeutete ihm, daß er dem Laufe des Tigris entgegen gehen müsse bis zu seinen Quellen hinauf, und dann sei er nicht mehr sehr fern davon.

Nun bestellte er sogleich sein Haus, miethete sich einige Bewaffnete, die ihn auf der Reise begleiten sollten, nahm von seinen Schätzen etwas Gold und werthvolle Juwelen mit sich, und zog die bezeichnete Straße dem Laufe des Stromes entgegen. Die Reise ging übrigens sehr gut von Statten, keinerlei Gefahr stieß ihm auf, die Witterung war sehr günstig, und die neuen Gegenstände, der Wechsel der fruchtbarsten und schönsten Gegenden entzückte sein Auge, und gewährte ihm wohlthätige Zerstreuung. Er vergaß nach und nach die ausgestandenen Schrecken und Leiden, und fühlte sich besonders glücklich, daß die Erscheinung der häßlichen Alten in seiner Wohnung

zurückgeblieben, denn sie war ihm seit seinem Auszuge nicht mehr erschienen.

Endlich kam er mit seinen Begleitern auf eine große Hochebene, über deren eine Seite sich ein hügeliges Land hinzog, während sich ganz in der Ferne ein hohes Gebirge von Morgen gegen Abend hin erstreckte. In dem Winkel zwischen der Hügelreihe und dem fernen Gebirge erhob aber ein einzeln stehender Berg sein Haupt hoch in die Wolken. Die Wolken zogen aber daran vorüber, und man gewahrte, daß der Berg aus zwei Gipfeln bestand, die beide steil und spitz emporragten, der eine etwas höher als der andere, doch beide von dem Sonnenlichte beschienen, im blendendsten Weiß erglänzend.

Je näher sie aber dem Berge kamen, desto höher erschien er ihnen, und um so majestätischer wurde sein Anblick. An seinem Fuße kamen sie über eine fruchtbare Fläche und jenseits lag eine kleine Stadt. Jalaladdin erkundigte sich nach dem Namen derselben, und man sagte ihm, sie heiße Semainum. „Wie?" fragte er, „Semainum? das heißt ja wohl so viel, als die Stadt der Achte. Woher hat sie diesen sonderbaren Namen bekommen?" Die Leute lachten aber über seine Unwissenheit, und fragten ihn, ob er nichts von der großen Ueberschwemmung wisse, bei der nur ein Mann mit seinem Weibe und seinen drei Söhnen und deren Weibern übrig geblieben sei von dem ganzen menschlichen Geschlechte. „Diese acht Menschen", belehrten sie ihn weiter, „haben sich bei ihrer Herabkunft von dem Berge hier niedergelassen und den Grund zu der Stadt gelegt."

Nach dieser Belehrung erkundigte sich Jalaladdin in der Stadt, auf welcher Seite des Berges wohl die Burg liege, wo der Wunderstein aufbewahrt werde. Es wußte ihm aber niemand etwas von einem solchen Steine zu sagen, und keiner der Bewohner kannte eine wirkliche Burg auf dem Berge. Doch sagte man ihm, in der schauerlichen Kluft, die an dem Berge in vielfachen Windungen hinaufzöge, stünde hier und da so manche Felsmasse aufgerichtet und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0178-2
DFG

wunderlich über einander geworfen, daß man sie aus der Ferne wohl für Thürme und Mauertrümmer einer Burg ansehen könne, und eine solche Felsmasse habe der großen Aehnlichkeit wegen auch vorzugsweise den Namen der Burg erhalten. „Aber", fügten die Erzähler hinzu, „jene Stelle ist nicht zu ersteigen, und seit Menschengedenken hat man nicht davon gehört, daß irgend jemand auch nur den Versuch gewagt. Auch fürchtete sich jedermann vor jener Gegend des Berges, denn es sollen mächtige Genien dort ihr Wesen treiben, und man erzählt sich aus alter Zeit, es hätten einige Fremdlinge einst das Wagniß unternommen, jene Stelle zu erklimmen, sie seien aber nie wieder zurückgekommen."

Kaum hatte Jalaladdin von den Leuten erfahren, nach welcher Seite hin diese sogenannte Burg liege, so wollte er sich nach derselben aufmachen, ohne der Warnung derselben, ohne der Bitte seiner Begleiter zu achten. Er befahl diesen in der Stadt zurückzubleiben, steckte etwas von seinem Golde und seinen Edelsteinen zu sich, und schied mit den Worten von ihnen: „Wenn ich in drei Monden nicht zurückkehre, so mögt ihr all' mein Eigenthum unter Euch theilen, und jeder ziehe dann nach seiner Heimath, oder wohin ihn sonst seine Neigung treiben mag."

Bald verließ ihn der Weg. Er kam anfangs durch ungeheure Waldungen, die den Fuß des Berges bedeckten. Nach und nach verloren sich aber die Bäume, und es kamen Stellen, wo nur hier und da noch niedriges Gestrüpp zwischen den Felsen hrrvorwuchs. Rings um ihn her lagen Felstrümmer von ungeheurer Größe, und bald konnte er gar nicht weiter, denn vor ihm stand eine Felswand aufgethürmt, die so steil und glatt war, daß es unmöglich gewesen wäre, sie zu übersteigen. Er ging darum seitwärts längs derselben hin, und gelangte hier endlich in eine ungeheure Felskluft, die sich weit an dem Berge hinauf zu erstrecken schien. So wild und unzugänglich dieselbe auch sein mogte, so wagte er es doch, hinab zu klettern, und dann

in der Tiefe derselben an dem Berge aufwärts zu steigen. Sein Weg war hier sehr beschwerlich. Oft mußte er über sehr scharfkantige Felsenmassen steigen, oft sich zwischen Felsen und Dornen durchwinden, oft wieder in tiefe Schlünde hinabsteigen, in welchen reißende Gießbäche hinabstürzten, und jenseits mußte er wieder mühsam hinaufklettern. Oft hing er schwebend an einer Felswand, und suchte lange vergeblich nach einer Stelle, wo er den Fuß aufsetzen konnte, um sich wieder weiter zu helfen.

Endlich kam er nach einer langen, mühevollen und lebensgefährlichen Wanderung an eine Stelle, von der er in steiler Höhe vor sich Mauern und Thürme erblickte, die von rohen Felsenmassen gebildet schienen. Mit äußerster Anstrengung seiner erschöpften Kräfte erklomm er auch noch diese Höhe, und befand sich nicht fern von einem Eingange, von dem er nicht wußte, ob es nur ein Felsspalt sei, der mit einem Thore Aehnlichkeit habe, oder ein Thor, das in seiner rohen Gestaltung einem Felsspalt gleiche. Es war aus zwei aufrecht stehenden und einem unordentlich darüber gestürzten Felsblocke gebildet, aber durch keine Thüre verschlossen. Mühsam arbeitete er sich durch hohe Stachelgewächse und zackiges Gestein über die kleine Fläche hindurch, die sich vor diesem Thore ausbreitete, und stand nun vor dem dunkeln Eingange.

Die Finsterniß verbarg seinen Blicken die innere Beschaffenheit der Höhle, und er stand eine kurze Zeit, sich besinnend und erholend, vor derselben. Als er hierauf eben eintreten wollte, trat ihm ein Mann entgegen, der war bewaffnet mit einem Bogen, und trug einen Pfeilköcher auf seinem Rücken. „Da", sprach dieser zu ihm, „nimm den Bogen, und wähle dir einen Pfeil, und gehe dann zurück und thu' deine Schuldigkeit." Ueberrascht und ohne lange nachzudenken, faßte Jalaladdin den Bogen, zog einen Pfeil aus dem Köcher und fragte: „Was ist meine Schuldigkeit? Was soll ich thun?"

„Dort, weit hinüber mußt du ziehen", antwortete der Mann,

„dort ist ein großes Meer. Dieses mußt du auf seiner mittäglichen Seite umgehen, und dann durch die weite Ebene ziehen, bis du an einen großen Landsee kommst, der der Adlersee genannt wird. Dort wirst du jeden Morgen gleich nach Sonnenaufgang einen Schwarm schwarzer Adler erblicken, die sich an dem Ufer zeigen. Unter diesen befindet sich ein einziger weißer Adler. Diesen mußt du erlegen, und zum Zeichen deiner That den linken Flügel hierher bringen."

Er hatte geglaubt, er sei dem Ziele schon ganz nahe, und sollte nun noch eine so weite Reise durch unbekannte Länder machen. Diese Nachricht traf ihn wie ein Donnerschlag. Was wollte er aber thun? Er mußte sich drein ergeben. Als er eben noch einen Blick auf seinen mühseligen Pfad zurückwarf, bemerkte er, daß die Sonne bereits untergegangen war, und feuchte Nebel die Kluft erfüllten. Da wandte er sich zu dem Manne und sprach: „Die Nacht ist nicht mehr fern, und ich bin sehr ermüdet. Ich werde diese Nacht über in dem Abgrunde dieser Felsschlucht ein Raub des Todes werden. Sollte mir nicht vergönnt sein, diese Nacht hier zuzubringen?" Der Mann nickte ihm bejahend und sprach: „Folge mir!"

Sie gelangten nicht ferne von dem Eingange in einen dunkeln Saal mit einer gewölbten Decke, von rauhen Felsblöcken gebildet, an welcher eine einfache eiserne Lampe hing, die den Raum mit düsterm Lichte nothdürftig erleuchtete. Sein Führer ließ ihn hier allein, und bald erschienen zwei Diener. Diese brachten ein Polster und bedeuteten ihm durch Winke, daß er sich setzen solle. Dann stellten sie einen Tisch mit Speisen und Getränken vor ihn, und hielten sich in ehrerbietiger Ferne, seines Winkes zu seiner Bedienung harrend. Er aß und trank, und erquickte sich nach den Mühen des Tages, während ihm die beiden Diener mit der größesten Aufmerksamkeit alle Handreichung dabei thaten.

Kaum hatte er aber seinen Hunger und Durst gestillt, so tru-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0181-7

gen sie den Tisch mit dem Geschirr wieder hinweg, und bedeuteten ihm, daß er ihnen folgen sollte. Sie führten ihn durch einen Seitengang an eine Thüre, und als sie den Vorhang vor derselben zurückzogen, blieb er mit dem größten Erstaunen auf der Schwelle stehen. Das Gemach war vollkommen seinem Schlafgemache in Bagdad gleich. Alle Geräthe hatten die Form und Farbe der seinigen, Alles stand auf demselben Platze, wie dort.

„Du wunderst dich über dieses Gemach?" fragte einer der beiden Diener. „Unser Gebieter wollte es dir nach der langen Reise doch auch wieder einmal so bequem als möglich machen, und er meinte, bequemer als in seinem eigenen Hause finde man's doch nirgends." Damit grüßten sie ihn und entfernten sich. Jalaladdin war aber zu sehr überrascht, als daß er sich sogleich hätte niederlegen können. Er ging umher und besah Alles. Das war sein eigenes Zimmer, seine eigenen Polster, dieselben Decken und Teppiche, die Gardinen, die er beim Einzuge in sein neues Haus angeschafft hatte, selbst die geringsten Geräthe waren alle, wie die seinigen zu Hause. Und damit auch gar nichts fehle, stand noch das verhängnißvolle kupferne Gefäß auf derselben Stelle des Zimmers, von der er es zu Hause nicht hatte entfernen können. So unangenehm dies war, so war doch seine Ueberraschung wegen des Uebrigen zu groß, als daß dieser Umstand allein einen dauernden Eindruck auf ihn machen konnte.

Er legte sich endlich nieder, und bald behauptete die Natur ihre Rechte; er schlief ein. In der Nacht hatte er auch wieder denselben angenehmen Traum, den er so oft schon zu Hause gehabt. Er sah wieder die schöne königliche Jungfrau in fürstlichem Gewande und mit kostbarem Geschmeide geschmückt, wie sie sich eben von ihrem goldenen Thronsessel erhob, und den königlichen Scepter gegen ihn neigte. In diesem Augenblick aber erwachte er, und vor ihm stand die kleine häßliche Alte, und hielt ihre Krücke gegen ihn. „Mach'

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0182-3

keinen dummen Streich!" sprach sie mit kreischender heiserer Stimme. „Geh ja nicht ohne einen Hund fort. Sie müssen dir einen geben!" Sie drohte, indem sie sich umkehrte, mit ihrer Krücke, und verschwand, wie sonst immer, sich kopfüber in das Gefäß stürzend.

„Einen Hund?" sprach Jalaladdin bei sich. „Was soll ich mit solch einem unreinen Thiere machen? Die Alte weiß aber, wie es scheint, um die Reise." Er überlegte, und es schien ihm am Ende doch gerathen, ihren Worten zu folgen. Unter manchen Gedanken schlief er wieder ein, und als er erwachte, lag er zu seiner nicht geringen Verwunderung in einem kleinen Felsenloche auf einem Lager von trockenem Berggrase. Die Sonne schien herein, und vor ihm stand der Mann, der ihm den Bogen gegeben hatte, und vermahnte ihn, sich nun schnell aufzumachen, und seine Schuldigkeit zu thun. Er richtete sich auf und zeigte sich bereit. „Aber", fragte er dann, der Mahnung der Alten eingedenk, „könnte ich nicht einen Hund haben, der mich auf dem Wege begleitete?" Auf einen Ruf des Mannes erschien sogleich ein großer Hund mit breiten Tatzen, und lief freudewinselnd um ihn herum.

Der Mann riß ein kleines Stückchen von dem Zipfel seines Kleides ab, zeigte es dem Hunde, winkte ihm auf Jalaladdin hin, gab diesem das Stückchen Zeug und sprach: „So lange du dieses bei dir trägst, wird er bei dir bleiben, wohin du gehest. Nimm es darum wohl in Acht. Nun aber geh! Nach der Stadt kehre nicht zurück. Geh hier gerade gegen Sonnenaufgang fort."

Der Hund lief sogleich voraus. Er folgte ihm vor die Felsenhöhle. Unmittelbar vor derselben wendete er sich gegen Morgen, und Jalaladdin fand zu seinem Erstaunen einen zwar nicht geebneten, aber doch auch nicht gar zu unbequemen Pfad. Wenn sich hier oder da auch einmal eine gefährliche Stelle zeigte, so hatte der Hund doch immer schnell einen Weg aufgespürt, auf dem sie die Gefahr umgehen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0183-9

konnten. Jalaladdin ließ ihn daher immer vorauslaufen und folgte ihm nach.

Sie hatten nun bald die Ebene erreicht, und kamen an ein hügeliges Land. Hinter diesem überstiegen sie immer höhere und höhere Berge; dann senkte sich das Land wieder jenseits allmählig, und er erblickte in weiter Ferne drüben das Meer. Es vergingen viele Tage, bis er dieses auf seiner mittäglichen Seite in einem großen Bogen umgangen hatte. Dann kam er wieder in ein flaches Land, und nach einer Reise von vierzig Tagen gelangte er endlich an das Ufer des großen Adlersees.

Jalaladdin legte sich des Abends auf einer trockenen Stelle an dem Ufer zur Ruhe nieder, denn er war es von der langen Reise schon gewohnt, auf der Erde liegend, unter freiem Himmel zu übernachten. Am Morgen erweckte ihn sein Hund durch leises Bellen und lebhafte Aeusserungen einer besonderen Unruhe. Kaum hatte er sich aufgerichtet, so sprang das Thier freudig an ihm in die Höhe, und sah dabei nach einer Seite hin, als wolle es ihm mit den Augen winken. Da erblickte er auf den an jener Seite des Ufers stehenden Bäumen eine große Menge schwarzer Vögel.

Er dachte sich gleich, dies würden die Adler sein, und suchte mit seinen Augen nach dem einzigen weißen Adler, den er erlegen sollte. Allein er konnte ihn nicht entdecken. Während er aber noch nach ihm suchte, war der Hund auf einem Umwege unter dem Gesträuche nach jener Seite hinüber geschlichen, und hatte die Adler durch plötzlich erhobenes wildes Bellen von ihrem Platze aufgescheucht. Sie flogen daher nach der Seite, wo Jalaladdin stand, und wendeten dabei ihren Flug über den See. Da erblickte er plötzlich unter der großen Schaar der schwarzen auch den schneeweißen Adler. Unwillkührlich spannte er seinen Bogen, obgleich die Vögel so fern flogen, daß ein gewöhnlicher Schuß sie nimmermehr erreicht haben würde. Der Pfeil flog indessen unter dieselben hinein, und alsbald sah er

den Gegenstand seines Zieles getroffen herabstürzen. Allein weit vom Ufer trieb er in die Wellen des Sees.

„Was nutzt mich nun der glückliche Schuß?" dachte er, und sah mit Betrübniß hinaus auf die Wellen, die den Adler nur noch ferner vom Ufer dahin führten. Da stürzte sich aber der Hund schnell in das Wasser, und schwamm mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit hinaus, faßte den Adler, und trug ihn glücklich zu seinem Herrn an das Land zurück. Dieser zog den Pfeil, der die Mitte des Körpers durchbohrt hatte, heraus, und hieb ihm dann den linken Flügel ab, und steckte ihn zu sich. Er hatte sich dabei mit dem Blute die Hände beschmutzt, und da er diese mit dem Innern seines Gürtels abwischte, fiel ihm, ohne daß er es bemerkte, das Läppchen von dem Gewande des Mannes aus der Burg heraus, das er bis dahin bei sich getragen. Da packte sein Hund plötzlich den hingeworfenen Körper des Adlers auf, und rannte damit in ungemessener Hast von dannen.

Nachdem Jalaladdin lange gerufen und gelockt, der Hund aber nicht zurückgekommen war, machte er sich endlich auch auf den Rückweg. Es begegnete ihm zwar nichts, was seine Reise völlig gestört hätte, doch hatte er tausend kleine Unannehmlichkeiten, die sie sehr verzögerten. Er fand nie den rechten Weg, auf dem er hergekommen, kam meist auf unwegsame Stellen, mußte sich durch das Dickicht der Wälder oft mit dem Säbel einen Weg bahnen, und fand selten eine andere Unterkunft, wo er die Nacht über ruhen konnte, als die nackte Erde unter freiem Himmel.

Nach einer viel längeren Reise und auf vielen beschwerlichen Umwegen kam er endlich in die Gegend, wo er das zweizackige Haupt des Berges Massis wieder erblicken konnte. Als er nach einigen Tagen an dem Fuße desselben anlangte, hoffte er, den Pfad, auf welchem er, von dem Hunde geleitet, herabgestiegen war, wieder zu finden; allein er suchte vergeblich darnach, und mußte, wie das

erstemal, in einer der schauerlichen Felsschluchten mühevoll und auf lebensgefährlichen Strecken hinaufkriechen.

Endlich müde und erschöpft an dem Thore angelangt, wollte er mit dem Adlerflügel in der Hand durch dasselbe eintreten. Da kam ihm aber der Mann wieder entgegen, der ihm den Bogen und den Pfeil gegeben hatte, und fragte: „Hast du deine Schuldigkeit gethan?" Er hielt ihm den Flügel dar. „Gut!" sagte der Mann. „Ich will aber auch erproben, ob es der rechte ist." Er rief den Namen des Hundes, und alsbald erschien dieser, aus der Burg herauskommend, und den Körper des Adlers im Maule tragend. Nachdem der Mann nun den Flügel an die Stelle gehalten, wo er abgelöst war, und ihn mit dem andern Flügel prüfend verglichen hatte, sprach er, beifällig mit dem Kopfe nickend: „Gut! ich habe, was ich verlangte; verziehe aber eine kurze Weile, so wird mein Bruder kommen und dir auftragen, was du für ihn thun mußt, wenn du deinen Wunsch erfüllt sehen willst." Mit diesen Worten ging er in die Burg hinein; der Hund folgte ihm.

Jalaladdin sah ihm traurig nach und seufzte bei sich: „Also noch eine Arbeit? Ich glaubte, den Wunderstein vom Berge Massis schon verdient zu haben, und muß nun noch einmal auf ein neues Abenteuer hinausziehen in die Welt. Der Himmel weiß, wohin mich nun der Bruder schicken mag!" In solchem Selbstgespräche ward er aber durch die Erscheinung eines Mannes unterbrochen, der durch das Felsenthor heraustrat, und ihm eine Lanze mit stahlblinkender Spitze darbot, also sprechend: „Da, nimm! thue deine Schuldigkeit!" Er nahm die Lanze und sagte: „Ich bin bereit, aber sage, was ist meine Schuldigkeit?" Der Mann antwortete: „Auf dem Wege von hier nach dem Berge Libanon kommt man jenseits der Flüsse Tigris und Eufrat nach einigen Tagereisen in eine große Wüste. Dort liegt mitten in der öden Sandsteppe ein fruchtbarer Landstrich, von einem kleinen Wasser befeuchtet, an dessen Ufern

hohe Palmen wachsen, die mit ihren Schatten und Früchten den Wanderer in der Wüste erquicken. In der Nähe dieser Palmen hält sich aber ein großer Löwe von schwarzer Farbe auf, der einzige, der sich in jene Gegend verirrt hat, und macht die Ruhe unter den Palmen gefährlich. Diesen mußt du mit deinem Pfeile und dieser Lanze erlegen, nicht allein um der Sicherheit der Wanderer, sondern auch um deines Wunsches willen. Den abgehauenen Schweif des Löwen mußt du mir hierher bringen. Du wirst ihn brauchen."

Es war aber gerade wieder Abend geworden, und Jalaladdin bat um die Erlaubniß, sich vorher durch die Ruhe der Nacht zu erholen und zu stärken, ehe er die Reise nach der Wüste anträte. Der Mann nickte ihm Gewährung und winkte ihm, ihm zu folgen. In dem Saale ward er wieder mit Speise und Trank erquickt, und nachdem er gegessen hatte, führten ihn die beiden Diener wieder an dieselbe Thüre, und als sie den Vorhang derselben aufgezogen, sah er sich zu seiner Verwunderung wieder in seinem eigenen Schlafgemache zu Bagdad. Er erkannte auch diesmal wieder alles Geräthe für das seinige, oder doch dem seinigen vollkommen ähnlich; und auch das kupferne Gefäß stand wieder an seiner Stelle.

Er warf sich demungeachtet auf die Polster seines Lagers und sank bald in tiefen Schlummer. Allein um die Stunde der Mitternacht ward er auch von der häßlichen Alten wieder aus seinen Träumen erweckt. Sie stand vor ihm, die Krücke drohend schwingend, und rief mit ihrer schnarrenden heisern Stimme: „Daß du mir keinen Narrenstreich machst und zu Fuße nach der Wüste wanderst. Die fliegenden Sandwolken der Wüste decken dich und begraben dich, ehe du zu den Palmen gelangst, oder wenn du auch hinkommst, so zerreißt der Löwe dich, wenn er keine andere Beute findet. Sie sollen dir ein Kameel mitgeben. Daß du mirs ja foderst!" Bei diesen Worten schwang sie noch einmal ihre Krücke, und verschwand wieder in ihrem Gefäße.

„Ein Kameel?“ fragte er sich selbst. „Sollten sie auf diesem unzugänglichen Platze denn Kameele haben? Und wie soll ich mit einem solchen Thiere der Ebene, von dieser Höhe durch die Felsschluchten hinabkommen können?“ Seine Ermüdung war indessen so groß, daß er dieser Gedanken ungeachtet bald wieder einschlief. Am nächsten Morgen erwachte er, geweckt von dem Manne, der ihm die Lanze gegeben, wieder in dem Felsenloche, wie das erstemal. Die Sonne schien wieder durch die Oeffnung herein. „Es ist Zeit“, sprach er, „daß du dich aufmachest, deine Schuldigkeit zu thun. Nimm Bogen, Pfeil und meine Lanze, und gehe nach der Wüste.“

Da gedachte Jalaladdin aber der Mahnung der Alten und sprach: „Für die Reise durch die Wüste bedürfte ich aber eines Kameeles.“ — „Du sollst eins haben!“ antwortete der Mann, und als er mit ihm vor den Eingang hinaustrat, stand da ein Kameel schon bereit, das mit manchem Gepäcke zur Nahrung und Bequemlichkeit auf die Reise ausgerüstet war. Zu seinem Erstaunen trabte das Thier, nachdem er es bestiegen, auf einem ziemlich bequemen Wege den Berg hinab, und obgleich er vor und hinter sich nur unwegsame Stellen und Felsblöcke und Abgründe erblickte, so trat doch das Kameel immer auf einen wohlgeebneten und sanft hinabführenden Weg.

Auch diesmal ging seine Reise glücklich und weit rascher von Statten, als die erste. Er langte ohne weiteres Abenteuer in der Wüste an, und erreichte eines Abends den fruchtbaren Landstrich, wo die Palmen standen. Das Kameel labte sich mit dem Trunke des Wassers, und er genoß von den Datteln der Bäume. Hierauf ließ er sein Thier an dem Ufer des Wassers weiden, während er sich in dem Schatten sorglos der Ruhe überließ.

Plötzlich schreckte ihn aber das Brüllen des Löwen auf, das in gar nicht sehr großer Entfernung erscholl. Er sprang schnell empor, ergriff seine Waffen, und stellte sich hinter die Stämme einiger

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0188-7

starken Palmen, die ihn dem Anblicke seines nahenden Feindes verbergen konnten. Noch stand er gar nicht lange, so kam der Löwe in raschem Trabe daher, und wollte sich eben auf das weidende Kameel stürzen; da schoß Jalaladdin seinen Pfeil nach ihm ab, der mitten in dem rechten Auge stecken blieb. Kaum fühlte der Löwe den Pfeil, so stürzte er auch grimmig und racheschnaubend gegen seinen Feind, den er sogleich erkannte. Jalaladdin hielt ihm aber, muthig hervortretend, die Spitze seiner Lanze entgegen, und stieß nach ihm. Der Löwe war aber mit solcher Gewalt gegen ihn gesprungen, daß er ihm nicht widerstehen konnte. Er stürzte darnieder, und der Löwe mit der ganzen Last seines Körpers über ihn.

Jalaladdin schien verloren. Er lag bewußtlos da, und erst als der Mond allein noch die Gegend erhellte, kam er wieder zu sich. Es bedurfte einer langen Zeit, bis er sich besinnen konnte, was mit ihm geschehen sei. Er fühlte sich sehr schwach und am ganzen Leibe gequetscht, und auf ihm lag etwas, das ihn mit gewaltiger Schwere niederdrückte. Mit äußerster Anstrengung seiner Kräfte arbeitete er sich darunter hervor, und bemerkte jetzt erst, daß seine Kleider über und über mit Blute getränkt waren. Er glaubte sich von den Zähnen oder den Klauen des Löwen verwundet, und wälzte sich zu dem Wasser, um sich dort zu waschen. Allein, wie genau er sich auch an allen Theilen seines Leibes untersuchte, so konnte er doch nirgend eine Wunde entdecken. Das Wasser erfrischte seine Glieder und linderte ihm die Schmerzen der Quetschungen an den einzelnen Theilen.

Bald konnte er aufstehen, und nun entdeckte er, was so schwer auf ihm gelegen. Es war der Löwe, der todt in seinem Blute lag, und im Sprunge von seiner Lanze getroffen und durchbohrt war, während er ihn in dem heftigen Anlauf und Sturze mit niedergerissen hatte. Der Körper seines todten Feindes gab ihm ein weiches Ruhekissen ab, Jalaladdin lehnte seinen Leib an ihn, und sein Haupt ruhete auf demselben. So entschlief er und erwachte erst am hohen

Morgen völlig gestärkt und wohl. Er hieb jetzt sogleich den Schweif des Löwen ab, und bestieg sein Kameel, das sich nicht ferne verlaufen hatte.

Auch die Rückkehr nach der Felsenburg war glücklich, und es begegnete ihm kein besonderes Abenteuer auf derselben. Die Wüste war sehr bald hinter ihm, und weit früher, als er gehofft, befand er sich wieder an dem Fuße des Berges Massis. Der Abend dämmerte schon, und er überlegte bei sich, ob er nicht lieber bis zum Morgen ruhen, und dann erst die Höhe ersteigen sollte; allein sein Kameel trabte mit solcher Eile vorwärts, wie die Thiere zu thun pflegen, die ihrer gewohnten Heimath sich nahe fühlen.

Das letzte Licht des Tages war noch nicht am westlichen Himmel ganz erblichen, als er sich schon auf dem kleinen ebenen Raume vor dem bekannten Eingange der Burg befand. Denn es hatte geschienen, als verkürze sich die Strecke von dem Fuße des Berges bis hier hinauf unter den Schritten seines Thieres, und der Weg auf dem er früher die meisten Stunden eines ganzen Tages zugebracht, war nun in der kurzen Frist einer einzigen Stunde zurückgelegt.

Jalaladdin konnte gar nicht begreifen, wie er so schnell heraufgekommen, auch fiel es ihm jetzt erst ein, daß er während des Heraufsteigens überall eine geebnete unmerklich sich hebende Straße, und nirgend die früher erfahrenen Hindernisse und gefahrdrohenden Hemmnisse des Weges bemerkt habe. Während er sich noch verwundert über seine schnelle Ankunft umsah, ließ sich sein Kameel auf die Kniee nieder, um seinen Reiter absteigen und sich das Gepäcke abnehmen zu lassen.

Er nahm seine Waffen und den Schweif des Löwen, und trat mit denselben durch das Thor der Burg. Beim ersten Schritte aber kam ihm der Mann entgegen, der ihm die Lanze gereicht, und fragte ihn: „Hast du deine Schuldigkeit gethan?“ und als ihm Jalaladdin den Schweif des Löwen überreichte, sagte er, indem er beifällig

nickte: „Gut! ich will doch aber auch erproben, ob es der rechte ist.“ Er rief hierauf lockend vier Namen, und alsbald kamen vier große Hunde aus dem Innern der Felsenburg hervor, und schleppten den Körper des von ihm erlegten schwarzen Löwen heraus. Der Mann hielt den Schweif an den an dem Körper noch befindlichen Stumpf, und nachdem er ihn passend gefunden, sprach er: „Gut! ich habe nun auch, was ich verlangte! verziehe aber eine kurze Weile, so wird mein Bruder kommen, und dir auftragen, was du für ihn thun mußt, wenn du deinen Wunsch erfüllt sehen willst.“ Mit diesen Worten ging er in die Burg zurück, und die vier Hunde schleppten den Löwen hinter ihm nach.

„So bin ich denn immer noch nicht am Ziele?“ seufzte Jalaladdin. „Wer weiß, wie viele Brüder noch da drinnen beisammen wohnen; und wenn ich von jedem einen ähnlichen Auftrag erhalte, so können noch Jahre dahin gehen, ehe ich den Wunderstein bekomme!“ Er hatte diese Worte noch nicht ganz ausgesprochen, so erschien der dritte Bruder unter der Pforte, und reichte ihm einen Korb, der aus Binsen geflochten war, mit den Worten: „Gehe und thue deine Schuldigkeit!“ Er erkundigte sich was er denn mit dem Korbe machen sollte, und erhielt die Antwort: „Ei, Wasser holen.“ — „Was?“ fragte er, „Wasser holen? im Korbe? Das fließt ja zwischen den Binsen hindurch!“ Aber der Mann zuckte die Achseln und sprach: „Da sieh du zu. Wasser mußt du holen, und in diesem Korbe ohne ein anderes Gefäß, so wie er hier ist. Denn du wirst dies Wasser brauchen.“

„Das ist unmöglich!“ rief Jalaladdin. „Gib mir jede andere Arbeit auf, sende mich in ferne Länder, jenseits des Kaukasus, heiße mich mit wilden Thieren kämpfen, und ich will ohne Widerspruch gehorchen, und mein Leben wagen. Aber das Unmögliche fodere nicht von mir.“ — „Es ist aber nicht unmöglich!“ antwortete der Mann. „Besinne dich nur. Ich darf dir nichts weiter sagen. Doch,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0191-7

du hast ja Zeit bis zum Morgen, und guter Rath kommt über Nacht. Tritt herein, daß du dich erquickest mit Speise und Trank und Ruhe."

Jalaladdin folgte ihm, und ward auch von ihm wieder in den Saal geführt, wo er mit Speise und Trank reichlich versorgt wurde. Zur Schlafstelle ward ihm auch wieder dasselbe Zimmer angewiesen, das er bisher ganz für das seinige erkannt hatte, und er legte sich müde und zugleich in großer Sorge wegen des neu erhaltenen Auftrages auf sein Lager.

Um Mitternacht erwachte er wieder, und die kleine Alte stand mit aufgehobener Krücke auch diesmal vor ihm: „Sei kein Narr", rief sie, „daß du das Wasser in der Tiefe suchest, und in deinem Korbe herauf zu tragen dich bemühst. Das Wasser, das du darin tragen kannst, fließt nicht da drunten. Steig aufwärts! Droben liegt Wasser genug. Dort mußt dus holen. Hörst du, sei kein Narr! Brauch den Verstand!"

Als sie wieder verschwunden war, wie sie immer verschwand, wälzte sich Jalaladdin lange schlaflos und sorgenvoll auf seinem Lager. Es ging ihm, wie ein unauflösliches Räthsel durch den Sinn. „Wasser soll ich holen nicht in der Tiefe, wo doch sonst die Brunnen und Quellen fließen, sondern aufwärts soll ich steigen? Und in einem geflochtenen Binsenkorbe soll ich es tragen?" Er entschlief endlich wieder, und ward am Morgen erweckt und mit Ernst aufgefodert, sich jetzt daran zu machen, seine Schuldigkeit zu thun.

Indem er sich aufmachte, sprach er aber: „Das Steigen über die Felsblöcke und der Gang auf den oft allzuglatten oder mit feinem Gerölle bedeckten Felspfaden ist gefährlich. Könnte ich nicht einen Wanderstab zur Stütze erhalten?" — „Hier ist er schon bereit", antwortete der Mann, und reichte ihm einen langen mit einer starken Eisenspitze versehenen Stab von leichtem aber zähem Holze. Er

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0192-3

winkte ihm ernst grüßend mit der Hand, und ließ ihn durch die Pforte hinausschreiten.

Draussen sah sich Jalaladdin allenthalben um. Er hoffte eine Stelle zu entdecken, die minder unwegsam den Anfang seiner Wanderung andeuten könne. Allein Steine und Felsentrümmer, die Zeichen großer Naturzerstörungen, umgaben in wilder Unordnung den kleinen etwas ebenen Raum vor dem Eingange der Burg. Es schien ihm jetzt um so wunderbarer, daß ihm bei seinem vorigen Auszuge aus derselben der Ritt auf einem Kameele nicht nur möglich geworden, sondern daß er auch mit demselben eine ganz bequeme Straße gefunden habe. Er ging endlich auf gutes Glück hin nach einer Seite, und klomm mühsam mit Hilfe seines Wanderstabes über die dort aufgehäuften Felsenstücke. Jenseits fand er eine Stelle, auf welcher man ohne große Gefahr in eine weit hinabziehende Schlucht hinuntersteigen konnte. Es schien ihm, als sei es die nämliche Felsenkluft, in welcher er zuerst nach der Burg heraufgestiegen war. Beinahe hätte er sich durch diesen Umstand bestimmen lassen, da hinab zu steigen. Doch zu rechter Zeit gedachte er der erhaltenen Warnung seiner häßlichen Alten, die ihm gerathen, das Wasser nicht in der Tiefe, sondern droben zu holen. Er wendete sich daher nach der Höhe.

Doch hier war der Weg durch ungeheure Felsentrümmer und darüber hinwuchernde stachelichte Rankengewächse beinahe gänzlich versperrt. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es ihm jedoch, sich mit Hülfe seines Stabes eine kurze Strecke weit hindurch zu arbeiten. Es öffnete sich ihm bald eine Stelle, wo er aufwärts klimmen konnte, und wenn auch wieder eine Felswand kam, die zu ersteigen ihm unmöglich war, so wendete er sich seitwärts, bis es ihm gelang, sie zu umgehen und seine Bahn zu verfolgen.

Nachdem er so einige Stunden mit großer Anstrengung aufwärts gestrebt hatte, war er doch im Verhältniß zu der aufgewendeten Zeit noch gar nicht weit gekommen. Ermüdet setzte er sich in

dem Schatten eines überstehenden Felsens nieder, um neue Kräfte zu sammeln, und stieg dann wieder weiter. Er war aber auf seiner ganzen Wanderung noch zu keiner Quelle gekommen, wo er hätte Wasser schöpfen können. Wohl sah er hier und da in tiefen Abgründen kleine rasch hinunter stürzende Bergströme, die oft beim Falle von einem Felsen in Dunst zerstäubten, allein wie sorgsam er auch forschte, so konnte er doch nie eine Stelle entdecken, die ihm erlaubt hätte, sich einem solchen zu nahen, und von seinen Fluthen zu schöpfen.

Obgleich die Luft auf der großen Höhe, auf der er sich befand, nicht so heiß war, als in der Ebene, so erhitzte ihn doch die Anstrengung der mühsamen Bergwanderung in der Mittagsonne so sehr, daß ihm die Zunge am Gaumen klebte. „Bin ich nicht ein Thor", sprach er da zu sich selbst, „daß ich mich so abmühe? Wenn ich auch einen Gipfel dieses Berges erreiche, so werde ich doch auf ihm nimmermehr Wasser finden. Denn wo hat man je gesehen, daß die Quellen auf den Gipfeln der Berge entspringen? Und wenn auch ein Wunder geschähe, und sich ganze Ströme des Wassers oben fänden, so könnte ich es doch wahrlich nicht in dem Binsenkorbe tragen." Er kämpfte mit sich selbst, ob er nicht wieder zurückkehren sollte. Doch fiel ihm dazwischen wieder ein, wie ihm der Rath der häßlichen Alten schon zweimal nützlich geworden. „Ich will darum auch nun wieder nach ihrem Rathe thun!" sprach er bei sich. „Sagte sie nicht, droben liege Wasser genug? Sonderbar! das Wasser fließt doch sonst, und wenn es nicht fließt, so sagt man ja von ihm, es stehe."

Unter solchen Gedanken setzte er seine Wanderung wieder fort. Und es war ihm selbst auffallend, daß er jetzt in viel kürzerer Zeit eine weit größere Strecke des Berges erstieg, als vorher. Es währte nicht lange, so hatte er eine Stelle erreicht, wo sich in einer Vertiefung hinter einer großen weithin laufenden Felsmasse eine große Menge Schnee und Eis festgesetzt hatte, welche in der dünnen Luft

auf solcher Höhe nicht schmelzen konnte, da auch die Sonnenstrahlen vor den umgebenden Felsblöcken nicht darauf wirkten. Wo diese Bucht tiefer unten in eine Schlucht auslief, quoll aus der Schneemasse ein kräftiger Strom hervor. Jalaladdin legte sich an dem Rande der Schneelage nieder, um ein wenig zu ruhen, und da ihn die von derselben ausströmende Kühle so erfrischend anwehete, nahm er auch mit den Fingern ein wenig Schnee, und erfrischte die durstigen Lippen damit. Bald nahm er auch ein wenig davon in den Mund, und verschluckte zu großer Labung das daraus entstandene Wasser.

Da ward ihm aber auf einmal die Lösung seiner Aufgabe klar. „Hier", sprach er, „liegt des Schnees eine große Menge, und droben die weißen Gipfel des Berges sind ebenfalls mit Schnee bedeckt. Was ist der Schnee aber anderes, als Wasser. Und solches Wasser kann ich ja wohl in dem Binsenkörbchen tragen. Schmilzt mir auf dem Wege auch ein Theil desselben, so wird ja doch nicht Alles schmelzen und herauslaufen." Schnell beschloß er nun den Binsenkorb mit dem reinsten Schnee zu füllen, den er aus der Mitte des Schneefeldes nahm, und um ihn fester zu machen, mit den Händen zusammen drückte. Nachdem der Korb mit solchen Schneeballen gehäuft angefüllt war, trat er wohlgemuth seinen Rückweg an, doch gerieth er bald auf den Glauben, er müsse eine andere Richtung eingeschlagen haben, denn auf dem ganzen Wege stieß er nun auf keine der tausend Schwierigkeiten, die ihm das Hinansteigen so sehr erschwert hatten.

Noch ehe die Sonne am westlichen Horizonte unterging, stand er schon vor dem Eingange der Felsenburg, und sogleich traten ihm auch die drei Brüder entgegen. „Sieh, sieh", sagte der dritte, der ihm den letzten Auftrag gegeben hatte, „du hast ja Wasser in dem Binsenkorbe!" Die beiden andern luden ihn ein, ihnen in die Burg zu folgen, und gaben ihm die tröstliche Nachricht, daß er nun Alles herbeigeschafft habe, was nöthig sei, um ihn in den Besitz des Wun-

dersteines zu setzen. „Du mußt wissen, daß der Stein in einer eisernen Kiste bewahrt wird", sagten sie, „deren Riegel aber durch die Länge der Zeit ganz eingerostet sind, so daß keine Gewalt im Stande ist, sie zurückzuschieben und den Deckel zu öffnen. Es ist aber vom Schicksale bestimmt, daß derjenige, der würdig wäre, den Wunderstein zu besitzen, selbst Alles herbeischaffen müsse, was dazu erfodert wird, die Riegel wieder beweglich zu machen, die so viele hundert Jahre schon nicht mehr zurückgeschoben wurden. Wie aber das Schicksal oft von Dingen abhängt, die der Mensch für ganz unbedeutend hält, so ist auch hier ein Zusammentreffen ganz geringfügig scheinender Nebendinge nothwendig, um es zu erfüllen. Man sollte meinen, rostige Riegel könnten wieder beweglich gemacht werden, wenn man sie überhaupt nur mit irgend einem Oele oder sonstigem Fette einriebe. Dies ist hier aber nicht der Fall. Hier ist das Bischen Mark allein wirksam, welches in dem Schweife des schwarzen Löwen enthalten ist, und um dieses zu gewinnen, muß er in dem Wasser gekocht werden, das blos in dem Binsenkorbe, ohne ein anderes Gefäß getragen wurde. Aber auch dies wäre unwirksam, wenn das Markfett nicht eingestrichen würde mit den drei äußersten Federchen von dem linken Flügel des weißen Adlers, des Königs der Adler am Adlersee."

Unter solchen Reden hatten sie Jalaladdin in die Burg eingeführt. Er folgte ihnen dort in ein Gemach, das er zuvor nie betreten hatte, in dessen Mitte eine mächtige Kiste schwer von Eisen stand, die oben mit sieben starken Riegeln geschlossen war. „Dies ist die Kiste, in welcher der Wunderstein aufbewahrt ist", sagten sie ihm, „laßt uns nun gleich ans Werk gehen." Sie brachten ein Gefäß, das sie mit dem Schnee aus dem Binsenkorbe füllten, und setzten es in der anstoßenden Küche über ein starkes Feuer. Dann wurde der Schweif des Löwen in Stücke zerhauen und darin gekocht. Das Fett schied sich aus, und schwamm auf dem Wasser. Nun brachte

der erste der drei Bewohner der Felsenburg den Adlersflügel herbei, Jalaladdin mußte die drei äussersten Federn desselben ausziehen, und mit diesen die eingerosteten Riegeln einschmieren. Bei diesem Geschäfte war ihm ein Tropfen des Fettes auf die Hand gefallen, und er zerrieb ihn darauf. „Recht, recht!" sagte einer der Brüder, der dies bemerkte und beifällig dazu nickte: „Das stärkt die Glieder wunderbar." Da von dem Fette noch etwas übrig blieb, so bestrich er sich nun beide Arme und die Füße damit, und empfand zugleich ein eigenes Wohlgefühl der Stärkung. Denn die Wanderung des Tages hatte ihn sehr ermüdet. Jetzt fühlte er sich so kräftig, als sei er von einer langen erquickenden Ruhe erst wieder erstanden.

„Das Mark hat schon gewirkt!" sprach nun der zweite der Brüder. „Es hat gewirkt an den Riegeln und an dir. Versuche und öffne die Kiste." Jalaladdin gehorchte, und schob die Riegel mit Leichtigkeit zurück. Als er hierauf den Deckel aufhob, fand er einen schönen Stein darin liegen, den er für einen seltenen Onyx erkannte, und der in der Mitte oben mit einem goldenen Henkel und einer Kette versehen war, daß man ihn anhängen konnte. Auf dem Steine war ein Bild eingegraben, das stellte einen Altar vor, auf welchem ein Opferfeuer brannte, vor dem sich eine betende Familie niedergeworfen hatte. Ueber diesen wölbte sich oben ein Bogen, gleich einem Regenbogen.

„Ist dies der Wunderstein wirklich?" fragte Jalaladdin, und die drei Brüder antworteten einstimmig: „Er ists! Heil dir glücklicher Jüngling! Heil dir, du Königssohn! Du wirst in kurzer Zeit auf dem Throne deiner Väter sitzen."

„Ein Königssohn?" fragte er verwundert. „Mein Vater starb als ein stiller zurückgezogener Mann in Bagdad, und ich habe ihn nie davon erzählen hören, daß er früher ein König gewesen." „Er wars", lautete die Antwort. „Sein eigenes Volk hat ihn bekriegt, und zur Flucht genöthigt, und einen andern Sultan erwählt, der

saß viele Jahre auf seinem Throne. Jetzt ist er gestorben, und das Volk will seine Tochter nicht als die Erbin seines Thrones anerkennen. Es ist in zwei feindliche Partheien gespalten, die sich tödtlich hassen und verfolgen. Ziehe hin, und gib dem Volke die Ruhe wieder!"

„Aber wo soll ich hingehen? und woran sollen sie mich für den Sohn ihres ehemaligen Herrschers erkennen?" fragte Jalaladdin. „Das wird Alles geschehen", antworteten die Brüder, „in Kraft deines Wundersteins. Hänge die Kette um den Hals, und trag ihn auf deiner Brust." Er that nach ihrem Gebot. „Und nun komme!" sprachen sie, „du hast keine Zeit zu verlieren. Stärke dich mit Speise und Trank für eine lange Reise, und dann mache dich auf!" Sie führten ihn wieder in den bekannten Saal, und bedienten ihn selbst, und reichten ihm am Ende seines Mahles einen krystallenen Becher, der gefüllt war mit einem Getränke, das ihm so köstlich schmeckte, wie noch nie ein anderes, das er je vorher genossen. „Nun auf und fort!" sprachen sie, „hier ist der Eingang zu deiner Herrlichkeit." Der eine von ihnen beschrieb mit dem Zeigefinger einen kleinen Kreis an der Wand, und es öffnete sich ein enges röhrenartiges Gewölbe.

„Hier soll ich hinein gehen in dieses dunkle Loch?" fragte er, und schauderte zurück vor dem kalten und moderigen Dunst der ihm aus der Höhle entgegen drang. „Reiche ihm noch einen Becher, daß er sich noch einmal stärke!" sprach einer der Brüder, und der zweite brachte ihm den gefüllten Becher, der dritte gab ihm den Adlerflügel und die äusserste Spitze des Löwenschweifes, die sie nicht mit in den Kessel geworfen hatten, und dann auch den Pfeil und den Speer, womit er den Adler und den Löwen erlegt hatte. Er trank den Becher auf einen Zug leer und sprach, indem er vor den geöffneten dunkeln Eingang trat: „Wohlan denn! im Namen des Propheten will ich euch gehorchen, aber erlaubt mir die Frage: wer seid ihr?" „Wir sind Genien, von dem großen Könige der Geister

hierhergesetzt, als die Wächter der Geheimnisse des heiligen Berges Massis. — Nun aber geh, daß du zu rechter Zeit am Ziele seiest." Sie drängten ihn nach der Höhle, und indem er gebückt in dieselbe eintrat, riefen sie ihm nach: „Kommst du aus diesem Gange hinaus, so wirf die Spitze des Löwenschweifes und den Flügel nur auf die Erde und sprich unsere Namen: Arjeh, Näschär, Mänä-Gumä! Wir werden dann besorgen, was dir Noth thut."

Bei diesen Worten schloß sich die Höhle hinter ihm, und er befand sich in einer Dunkelheit, in der er auch nicht den geringsten Schein eines Lichtes empfand. Der Boden, auf dem er weiter ging, war eben, und da er sich nach wenigen Schritten auch ganz aufrichten konnte, so hatte sein Gang nichts Unangenehmes. Plötzlich aber kam er an eine Stelle, wo der Weg sich ohne Stufen abwärts neigte, und bei dem zweiten Schritte fühlte er den Boden unter seinen Füßen entweichen. Er konnte sich deshalb nicht aufrecht erhalten, sondern sank in die Kniee, und setzte sich, denn immer weiter und weiter sank er hinab, und mit jedem Augenblicke ging es schneller und schneller. Er bückte sich vorwärts, und neigte das Haupt auf seine Kniee, denn die schnelle Bewegung hatte ihn ganz betäubt. Wie lange es auf diese Weise abwärts ging, konnte er nicht ermessen, denn das Bewußtsein hatte ihn bald völlig verlassen, daß er wie aus einem tiefen Schlafe erwachte, als er wieder zu sich kam.

Die Bewegung hatte einen Augenblick aufgehört. Bald aber fühlte er sich mit der Stelle, auf der er saß, wieder aufwärts gezogen. Auch diese Fahrt ging nach und nach mit unendlicher Kraft und Schnelle. Abermals verließ ihn nach einiger Zeit das Bewußtsein, und er kam nun wieder zu sich, als die Bewegung wieder wechselte und abwärts ging. Nach einiger Zeit verließ es ihn aber wieder, und so wechselte er zwischen Wachen und Schlafen, zwischen Betäubung und Bewußtsein auf seiner dunkeln Fahrt mehreremale.

Wie lange dies so fortging, wußte er nicht. Er hätte geglaubt,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0199-6

die Fahrt währe schon viele Tage, wenn er irgend ein Bedürfniß nach Speise und Trank gefühlt hätte. Bei seiner fortdauernden Sättigung und Stärke aber mußte er auf die Meinung kommen, daß die Fahrt in der That noch nicht so lange daure, und daß sie ihm nur durch die gänzliche Entbehrung des Lichtes und den Mangel des Wechsels sichtbarer Gegenstände so langweilig erscheine.

Endlich fiel ein schwacher Strahl des Lichtes aus großer Ferne auf seine Bahn herein. Er bemerkte, daß er in einer engen Höhle, die einer durch die Erde gehenden Röhre glich und gerade nur für seinen Körper Raum bot, fortgeschoben wurde. Seine Bewegung war aber so schnell, daß er sich von Augenblick zu Augenblick dem eindringenden Lichte näher kommen sah. Jetzt war er im Freien. Er stand auf einem Hügel in einer ihm völlig fremden Gegend, und die Sonne leuchtete ihm von dem jenseitigen Horizonte, eben erst aufgegangen, entgegen.

Noch stand er und athmete die frische freie Morgenluft, da hörte er plötzlich am Fuße des Hügels ein lautes kriegerisches Getümmel. Hinabsehend erblickte er mehrere kriegerische Haufen, die in dem Thale und auf der halben Höhe des Hügels in Schlachtordnung und zum Angriffe gerüstet einander entgegen zogen. Ohne noch selbst einen Entschluß gefaßt zu haben, warf er doch schnell den Flügel des weißen Adlers und den Rest von dem Schweife des schwarzen Löwen zur Erde und rief dabei die Namen der Genien vom Berge Massis, Arseh, Näschär, Mänä-Gumä! Kaum hatte er das letzte Wort ausgesprochen, so saß er stattlich auf einem prächtigen weißen Rosse mit schwarzem Schweife, den Bogen mit dem Pfeile in seiner Linken, den Speer in seiner Rechten. Und ohne daß er noch den goldenen mit Edelsteinen besetzten Zügel ergriffen, flog das muthige Roß mit ihm den Hügel hinab in schnellem und sicherem Laufe und trug ihn mitten zwischen die beiden feindlichen Heereshaufen.

„Was beginnt ihr?“ rief er den beiderseitigen Führern zu.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0200-3
DFG

Diese aber hielten in ihrem kriegerischen Angriffe ein, verwundert ob der unvermutheten Erscheinung des fremden Reiters. „Was ist die Ursache, daß ihr euch feindlich hier begegnet?" fragte er wieder. Da vernahm man plötzlich in dem Heere zu seiner Rechten ein freudiges Gemurmel, und die Krieger erhoben die Waffen und schlugen sie zusammen, daß sie erklangen, und riefen: „Das ist er, der dem Lande den Frieden bringen soll! Das ist der verheißene Sultan. So ist es ja von den Weisen und von den Sterndeutern prophezeit. Auf dem weißen Rosse mit dem schwarzen Schweife soll er erscheinen, und heute ist der längste Tag des Jahres. Heil dir, Sultan, Heil dir!" Und die Führer dieses Heeres naheten sich mit Ehrfurcht, und huldigten ihm, indem sie sich mit über der Brust gekreuzten Armen vor ihm beugten, und das Heer warf sich zur Erde nieder, und jeder berührte den Boden mit seiner Stirne.

Da sprengten aber die Führer des andern Heeres gegen sie heran, und riefen: „Nieder! nieder mit ihnen!" Jalaladdins Pferd aber trug ihn diesen entgegen, und er rief: „Warum wollt ihr diese feindlich bekriegen? was ist ihre Schuld?" — „Sie tragen für Gulnaschare die Waffen", war die Antwort, „und solltest du nicht wissen, daß sich diese Jungfrau erfrechen will, ein Volk von streitbaren Männern zu beherrschen? daß sie vorwendet, sie sei vom Schicksal ausersehen, den Thron zu behaupten, bis der Sohn des vertriebenen Sultans komme, der bestimmt sei, den Thron mit ihr zu theilen? Solltest du solch ein Fremdling im Lande sein, daß du nicht erfahren, wie sie die Weisen und Sterndeuter durch ihre Schätze bestochen hat, das Volk durch falsche Prophezeihungen irre zu führen, und zu verkünden, der Prinz Jalaladdin werde auf wunderbare Weise am längsten Tage des Jahres im Lande erscheinen, und mit der Stärke des Löwen und mit der Schnelle des Adlers über ihre Feinde herfallen?"

Da rief Jalaladdin mit lauter Stimme: „Sie haben das Volk nicht irre geführt! Sie sind nicht bestochen! Sie haben die Wahr-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0201-8

heit verkündet; denn seht, ich bin Jalaladdin! Und wehe euch, wenn ihr es wagt, euch länger zu widersetzen. Ihr sollt die Stärke des Löwen, und die Schnelle des Adlers empfinden!"

Aber die Führer des Heeres riefen dagegen: „Hast du dich auch bethören lassen, ein Werkzeug der Betrügerei zu werden? Wohlan die Waffen mögen entscheiden!" Mit diesen Worten drangen sie mit Muth gegen ihn ein, und das Heer rückte ihnen nach. Da schwang aber Jalaladdin mit Blitzesschnelle seine Lanze, und stieß mit ungeheurer Kraft einen um den andern von ihnen nieder, und sein Roß sprengte wiehernd gegen das Heer; und ihm nach zogen die Schaaren, die ihn anerkannt hatten. Als die Feinde aber ihre Führer in ihrem Blute sahen, und den kühnen Jüngling als Feldherrn ihrer Gegner erblickten, da flohen sie in unordentlicher Flucht, und viele warfen die Waffen weg, und ergaben sich auf Gnade und Ungnade.

Jalaladdin und sein Heer verfolgten nun die Fliehenden. Er sprengte aber auf seinem flüchtigen Rosse so weit voraus, daß er sich bald ferne von den Seinen allein in der Mitte der Feinde befand. Kaum gewahrten es diese, so umringten sie ihn in einem weiten Kreise, und rückten so immer näher und dichter auf ihn ein. Da galt es mit der Geschwindigkeit des Adlers und mit der Stärke des Löwen zu kämpfen. Aber sein Roß schwenkte sich auch, als ob es menschliche Klugheit besäße, und seine Augen überall hätte, mit Blitzesschnelle immer so, daß Jalaladdin jeden Feind, der gegen ihn aus dem Kreise hervortreten wollte, kannte, und ihn niederstieß oder niederschoß, ehe dieser sein Vorhaben ausführen konnte. Zu seiner eigenen Verwunderung hielt er immer wieder einen neuen Pfeil in der Hand, so oft er ihn auch von seinem Bogen abschoß. Schon lag ein ganzer Kreis von Verwundeten und Sterbenden um ihn, da nahete endlich sein Heer, und die Feinde ergriffen wieder die Flucht. Jalaladdin verfolgte sie endlich bis in ein enges Felsenthal, aus dem sie keinen Ausgang fanden. Sie baten um Gnade und unterwarfen sich.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0202-4

Nun zog Jalaladdin nach der Hauptstadt des Landes, gefolgt von seinen Kriegern und vielen Tausenden seiner gefangenen und unterworfenen Feinde. Dort hatte sich schon die Nachricht von seiner Erscheinung auf dem Hügel und von seinem Siege verbreitet. Die Aeltesten der Stadt zogen ihm entgegen, und empfingen ihn vor dem Thore; die Weisen und Sterndeuter kamen, und der Aelteste unter ihnen begrüßte ihn als den von dem Schicksale bestimmten Sultan des Landes, und alle geleiteten ihn zu dem königlichen Palaste. Die Straßen, die sie durchzogen, waren festlich geschmückt, und überall erscholl der Ruf der Freude und des Willkomms, als ob ein längst bekannter und geliebter Herrscher seinen Einzug hielte.

In dem Hofe des Palastes hatten sich die obersten Beamten der Krone, die Diener des Hofes und die Sclaven versammelt, und empfingen ihn mit den Zeichen der tiefsten Ehrfurcht. Er stieg vom Pferde und ward die Stufen hinauf durch die Säulengänge und Hallen nach dem Thronsaale geleitet, wo Gulnaschare auf dem Throne saß, umgeben von einem glänzenden Gefolge.

Bei seinem Eintritte erhob sich die königliche Jungfrau in freudiger Bewegung von ihrem hohen Sitze. Jalaladdin aber blieb erstaunend und verwirrt stehen. Sie war ihm nicht unbekannt, sondern er sah vor sich in Wirklichkeit die Jungfrau, die er oft schon in seinen Träumen gesehen, aus welchen ihn immer die Erscheinung der häßlichen Alten aus dem Kupfergefäße mit ihren Krücken so unangenehm erweckt hatte. Sie winkte ihm jetzt mit holdseligem Lächeln, und indem er sich näherte, trat sie ihm einige Stufen herab entgegen, und neigte den goldenen Scepter gegen ihn, ihn mit der Spitze desselben berührend.

„Hast du den Wunderstein vom Berge Massis?" fragte sie, und er zeigte ihr, noch keines Wortes mächtig, den Stein, den er an der goldenen Kette auf seiner Brust trug. „Er ists!" sprach sie. „Der Besitz dieses Steines macht dich würdig mein Gemahl zu werden, und über das große moguliſche Reich zu herrschen, aus

dem du in zarter Kindheit mit deinem Vater vertrieben wurdest." Sie ergriff seine Hand, führte ihn die Stufen des Thrones hinan, lud ihn ein, sich auf denselben niederzulassen, und reichte ihm den Scepter. „Sehet", sprach sie dann, zu den Anwesenden gewendet, „sehet hier euern rechtmäßigen Herrscher. Es war in dem Buche des Schicksals geschrieben, daß Janghiz, sein Vater um seines Geizes willen durch meinen Vater Khamar aus seinem Lande vertrieben werden mußte. Wenn aber er der unschuldige Sohn von dem Könige der Geister nach mancher schweren Prüfung für würdig erfunden würde, so sollte er den Thron mit mir theilen."

„Er ist geprüft und würdig befunden worden!" riefen die Weisen und Sterndeuter, „Heil ihm! Heil dem Sultan!" Alle Diener im Palaste, das versammelte Volk in dem Hofe und auf den Straßen wiederholte den Ruf.

Da erhob sich Jalaladdin vom Throne und sprach: „Ich kann Allah und seinen Propheten preisen, daß mich mein Schicksal so wunderbare Wege geführt hat. Vor Allem aber preise ich mein Glück, das mir vergönnt hat, der Gemahl dieser edlen Prinzessin zu werden!" „Und doch", fiel sie ihm in die Rede, „hast du mich so oft verwünscht, wenn ich dich mit meinen Krücken aus schönen Träumen erweckte." — „Wie?" fragte er, „du wärest die häßliche alte Zwergin gewesen? Nicht möglich!" — „Doch! doch!" antwortete sie, „dem Könige der Geister sind Dinge möglich, die von den schwachen sterblichen Menschen nicht begriffen werden."

Nun wurden die Feierlichkeiten der Vermählung angeordnet. Ein Fest folgte auf das andere, eins übertraf das andere an Glanz und Fröhlichkeit.

Jalaladdin herrschte viele Jahre über das weite mogulische Reich, er vergrößerte es noch durch viele Eroberungen, und brachte es zu einem Glanz und einem Ruhme, den es in solchem Maaß nie vorher besessen und nach ihm nie wieder erlangt hat.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0204-5 DFG

IV.

Das Mährchen

von

Haschem aus Bagdad.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0205-1
DFG

DAS MÄRCHEN VON HASCHEM.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0207-2
DFG

Haschem aus Bagdad.

1. Der verlorene Sohn.

Vor mehr als tausend Jahren lebte in der berühmten Stadt Bagdad ein Mann, der hieß Naïma, und war, obgleich er dem Greisenalter ganz nahe stand, doch noch bei rüstiger Kraft. Die Thätigkeit seines früheren Lebens hatte er dem Handel gewidmet und zu diesem Zwecke viele Reisen gemacht, wodurch er sich nicht nur einen reichen Schatz an Lebenserfahrungen gesammelt, sondern auch ein Vermögen erworben hatte, das ihm zwar keinen übertriebenen Aufwand erlaubte, doch aber zureichte, um ganz anständig davon leben zu können. Und er war verständig genug gewesen, sich mit solchem mäßigem Besitze zu begnügen, ihn in wohlthätiger Ruhe zu genießen, und für die Ausbildung seines einzigen Sohnes zu benützen, während manche seiner Bekannten immer größere Schätze zu erwerben suchten, und dabei zu vergessen schienen, daß ihnen bei so unausgesetztem Streben nach den Mitteln des Lebens das Leben selbst ohne höhere Genüsse verloren gehe.

Früher war die Stadt Mossul seine Heimath gewesen. Er hatte sie aber theils um eines Freundes willen verlassen, mit dem er schon seit seinen Jugendjahren in vertrauter Verbindung gestanden, und war nach Bagdad gezogen, wo dieser lebte; theils hatten ihn aber auch Rücksichten auf die Erziehung seines Sohnes dazu bewogen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0209-7

Denn er erwartete, daß der Aufenthalt in Bagdad an sich schon auf das Gemüth des jungen Menschen wohlthätige und bleibende Eindrücke hervorbringen würde, weil diese Stadt in jener Zeit unter der Herrschaft des weit gerühmten Kalifen Harun al Raschid von Fremden aus allen Ländern der Erde besucht und der Sammelplatz der Künstler und Weisen des Landes und der Nachbarländer war.

Er hatte sich in solchen Erwartungen auch keineswegs getäuscht. Haschem, sein Sohn, war ein Jüngling von guten Anlagen des Geistes und von einem vortrefflichen Herzen. Er benutzte jede Gelegenheit, die sich ihm durch den Zufall bot, um seine Kenntnisse zu erweitern, seinen Geist zu bilden, oder sein Herz zu veredeln. Auch in den körperlichen und kriegerischen Uebungen blieb er nicht zurück, und Leib und Geist reifte in ihm gleich kräftig heran. Es war daher natürlich, daß er nicht nur die Freude und der Stolz seines Vaters war, sondern, geliebt und geschätzt von jedermann, der ihn kannte, oft auch andern Jünglingen als ein nachahmungswürdiges Beispiel von ihren Aeltern dargestellt wurde.

So wie sein Vater aber sein höchstes Glück in diesem einzigen Sohne sah, so hing auch dieser mit der ganzen Innigkeit seines kindlichen Gemüthes hinwieder an seinem Vater. Und in dieser gegenseitigen Liebe, die durch Saad's Freundschaft noch erhöht wurde, gingen ihnen einige Jahre in dem Fluge des Glückes vorüber.

Da geschah es eines Tages, daß sie wieder, wie sie oft zu thun pflegten, vor die Thore der Stadt nach den herrlichen Gärten lustwandelten, die sich dort an das Ende der Vorstädte anschlossen. Die Hitze des Sommertages war durch einen milden Regen gekühlt worden, und in heitern Gesprächen waren sie diesmal weiter gegangen, als sie sonst ihre Gänge auszudehnen pflegten. Die letzten Gärten waren bereits hinter ihnen, und sie wandelten über ein

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0210-8
DFG

grünes Wiesenland nach einem Wäldchen zu, an dessen Eingang einige hohe Palmen standen, deren Schatten sie zur Ruhe einlud. Aus einem nahen Fels sprudelte eine lebendige Quelle hervor, und schlängelte sich plätschernd zwischen frischgrünem Grase und bunten Blumen dahin.

Sie lagerten sich im Schatten, und die beiden Freunde sprachen gerade von den Gefahren, welchen selbst der tugendhafteste Mensch unterworfen sei, und wie leicht er durch irgend eine Leidenschaft zu einem Fehltritte verleitet werden könne, wenn er sich zu sicher und selbst vertrauend auf seine Tugend verlasse. „Ich habe", fuhr Saad fort, „Menschen gekannt, die zu den besten und edelsten gehörten, die ich in dem Laufe meines Lebens kennen gelernt habe, die aber um solchen allzugroßen Selbstvertrauens willen unversehens zu einer Handlung verleitet wurden, die sie bei minderer Sicherheit leicht vermieden hätten, die aber der Anfang einer langen Kette von Vergehungen und Lastern wurde, die sie am Ende zu Grunde richteten."

Naïma meinte dagegen, ein Herz, das von früher Jugend auf zur Tugend gewöhnt sei, werde sich nicht leicht zu einem groben Fehler verleiten lassen, und wenn es je geschehe, so werde es sich bald wieder von der kurzen Verirrung auf den rechten Weg zurück finden.

Sie sprachen noch lange über diesen Gegenstand, indem jeder seine Behauptung durch Erzählung von Beispielen zu bekräftigen suchte. Haschem hörte, zu ihren Füßen gelagert, mit Aufmerksamkeit ihren belehrenden Erzählungen zu. Auf einmal aber sprang er auf, und lief eilig die waldige Anhöhe hinan, zu deren Fuße sie sich gelagert hatten.

Verwundert sahen ihm Saad und sein Vater nach, denn sie konnten nicht begreifen, was ihn zu dem schnellen Aufbruche veranlaßte. Da sahen sie, daß ein kleines schneeweißes Vögelchen vor ihm her flog, dem er so eilig nachsetzte, um es zu erhaschen. Bald war

er ihnen hinter dem Gebüsche aus dem Gesichte gekommen, sie riefen ihm zu, ermahnten ihn, zurückzukommen, allein vergeblich.

Sie warteten eine Viertelstunde, und noch eine, allein Haschem kam nicht zurück. Unruhig, was aus ihm geworden, gingen sie eine Strecke nach der Richtung hin, wo er ihren Blicken verschwunden war. Sie entdeckten aber nichts. Sie riefen seinen Namen, daß der Wald widerhallte. Das Echo antwortete ihnen, aber Haschem kam nicht. Endlich sank die Sonne. Da sprach Saad: „Laß uns heimkehren. Dein Sohn ist ein erwachsener rüstiger Jüngling, der sich schon selbst nach der Stadt zurück finden wird. Vielleicht ist er schon jetzt in anderer Richtung nach Hause gegangen.“ Der Vater aber konnte sich nur nach langem Widerstreben zur Heimkehr ohne seinen Sohn entschließen, denn es hatte sich seiner eine Aengstlichkeit bemächtigt, die er durch alle Vernunftgründe nicht zu unterdrücken vermochte.

Als sie nach der Stadt zurückgekommen waren, begleitete ihn sein Freund bis an sein Haus. Sie traten hastig ein, und fragten nach Haschem. Er war aber nicht zurückgekommen. Saads Trostgründe halfen nichts; Naïma hörte nicht mehr auf ihn, und warf sich mit Thränen auf sein Lager. Saad verwies ihm solche Schwäche, und stellte ihm vor, daß es ja so ganz leicht geschehen konnte, daß sich der Jüngling in der Verfolgung des weißen Vogels verirrt habe, und nicht mehr zurechtfinden könne. „Gewiß hat er ein Obdach gefunden, wo er bis zum nächsten Morgen bleibt“, so schloß er, „und wird morgen bei guter Zeit hier sein, und über dein kleinmüthiges, unmännliches Betragen herzlich lachen.“

Nachdem Saad weggegangen war, ließ Naïma erst seinem Jammer vollen Lauf. Er weinte laut, zerraufte sich den Bart, und wälzte sich, einem Verzweifelnden gleich, auf der Erde. Die Diener und Sclaven des Hauses standen zum Theile in starrem Staunen dabei, weil sie solche leidenschaftliche Ausbrüche an ihrem Herrn

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0212-0

nicht gewohnt waren; andere suchten ihn vergeblich zu trösten oder weinten und klagten mit ihm um den auch von ihnen geliebten Sohn.

Nach einer schlaflos vorübergegangenen Nacht war der bekümmerte Vater nicht ruhiger. Er wollte schon am frühen Morgen Boten nach allen Richtungen aussenden. Allein Saad, der schon gekommen war, um zu hören, ob sich der Verirrte nicht nach Hause gefunden, stellte ihm vor, wie thöricht das sei. „Bedenke doch selbst", sprach er, „daß dein Haschem wahrscheinlich doch auch ein Nachtlager gefunden und sich eines bessern Schlafs erfreut haben wird, als du. Wenn er dann auch mit dem Frühesten sich auf den Weg gemacht hat, so kann er doch noch nicht hier sein. Schickst du nun diese Boten nach ihm aus, so kommt er vielleicht kurze Zeit nachher zurück und die Boten laufen dann vergebens nach ihm in der Gegend herum. Erwarte wenigstens die Mittagstunde."

Naïma gab nach. Er bestellte die Boten auf den Mittag, machte sich aber sogleich selbst auf, und ging durch die Vorstadt nach den Gärten und der Gegend zu, wo sie gestern waren. Sein Freund begleitete ihn, obgleich er ihm vorstellte, daß Haschem inzwischen längst zu Hause gekommen sein könne, während sie ihm hier entgegen gingen, und daß er so vielleicht selber Schuld habe, daß er nicht früher beruhigt werde. „Ich habe dir im Uebrigen nachgegeben", erwiderte Naïma, „laß mir nun doch darin wenigstens meinen Willen, daß ich ihm hier entgegen gehe."

Sie gingen wieder bis zu der Felsenquelle in der Nähe der Palmen; sie erstiegen die nahe Waldhöhe, sie riefen den Namen des Verlorenen nach allen Richtungen, allein er ließ weder einen Ruf von sich hören, noch erschien er selbst. Sie kehrten am Mittage nach Hause zurück, und fragten unterweges alle Begegnenden, ob sie den Jüngling nicht gesehen, den sie jedem kenntlich beschrieben. Niemand konnte ihnen Auskunft geben.

Nun schickte Naïma seine Boten nach allen Richtungen hin;

er versprach jedem einen reichen Lohn, dem aber, der ihm den Verlorenen wieder in die Arme führte, versprach er eine zehnfache Belohnung. Sie zogen freudig aus, denn jeder hoffte, den zehnfachen Lohn zu verdienen, und jeder meinte, schon am Abende wieder zurück zu sein. Allein diese Hoffnung täuschte sie. Mit Sehnsucht wartete Naïma ihrer am Abende, — es kam aber keiner. Endlich kehrten am dritten Tage mehrere von ihnen zurück. Sie hatten in der bezeichneten Richtung eine starke Tagereise zurückgelegt, hatten allenthalben geforscht, hatten allen Entgegenkommenden den Verlorenen beschrieben, doch keiner hatte ihn gesehen. Auch die übrigen Boten kehrten einzeln nach und nach wieder heim, und keiner hatte eine Spur von ihm entdeckt. Die Hoffnung des jammernden Vaters war beinahe verschwunden. Nur ein einziger seiner ausgesendeten Boten war noch nicht heimgekehrt. So wahrscheinlich es war, daß auch dieser ohne Erfolg so lange ausblieb, so klammerte sich seine Hoffnung doch noch an dem Gedanken fest, daß es diesem gelungen sein dürfte, eine Spur des auf so unbegreifliche Weise Verschwundenen zu entdecken.

Als aber am zehnten Tage auch dieser letzte seiner Boten heimkehrte, und ihm sagte, daß alle seine Bemühungen vergeblich gewesen, da war sein Schmerz ohne Gränzen. Sein Freund Saad stand ihm tröstend zur Seite, und suchte gemeinschaftlich mit ihm nach Mitteln, wie man eine Kunde von Haschem erhalten könnte. Getödtet oder gestorben konnte er nicht sein, man hätte ja doch seinen Leichnam irgendwo gefunden. Sich selbst absichtlich verborgen zu halten, hatte er keinen Grund. Von einem Feinde konnte er auch nicht gefangen gehalten sein, denn er hatte keinen Feind. Sollte er auf seiner Verfolgung des weißen Vogels etwa an das Ufer des Stromes gekommen und dort hineingestürzt und von den Wellen hinweggetragen worden sein?

Kaum erwachte der Gedanke an diese Möglichkeit, so wurden

auch auf jeder Seite des Flusses zwei Boten hinabgesandt, die bis zu seinem Zusammenfluß mit dem Eufrat und weiter über Balsora hinab bis an die Stelle, wo der Schat el Arab sich ins Meer ergießt, genaue Nachforschung thun sollten, ob nicht der Leichnam des Verunglückten irgendwo gelandet worden. Allein auch diese Boten kamen nach langer ängstlicher Erwartung des Vaters wieder, und hatten nicht gefunden, wornach sie geforscht.

Der Vater und sein Freund sahen Haschem von nun für verloren an. Und Naïma's männliche Kraft war von da an gebrochen; der Kummer um den verlorenen Sohn nagte an dem Marke seines Lebens; er war plötzlich ein Greis geworden. Alle Freude war aus seinem Gemüthe verschwunden, und nur dann ging sein Schmerz in eine wohlthätige Wehmuth über, wann Saad, sein bewährter Freund, des Abends bei ihm saß, und mit ihm von dem Sohne sprach, und die Tugenden rühmte, die er an ihm wahrgenommen, und ihm gestand, wie es sein Wunsch und liebster Gedanke gewesen, daß dieser treffliche Jüngling einst sein Eidam und der Gemahl seiner einzigen Tochter Zoraïne hätte werden mögen.

---

2. Der theilnehmende Herrscher.

In jenen Tagen ging der Kalif Harun al Raschid wieder einmal, wie er oft zu thun pflegte, in unkenntlicher Verhüllung mit Giafar, seinem Großwessir, und Mesrur, seinem Oberkämmerling, durch die Straßen von Bagdad, um mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören, wie Ordnung und Recht durch seine untern Diener gehandhabt werde, und ob das Volk zufrieden und glücklich sei. Er hatte zu diesem Gange, wie gewöhnlich, die späteste Stunde des Abends genommen, weil er der Meinung war, um diese Zeit tiefer in die geheimen Leiden und Freuden

der Menschen blicken zu können, wenn sie ihre täglichen Berufsgeschäfte beendigt hätten, und nur sich selbst ihren Vergnügungen und Erholungen im Kreise der Ihrigen lebten.

Auf diesem Gange kam er auch durch eine Straße, die sich durch besondere Stille und Ruhe auszeichnete. Als sie nun vor einem Hause vorüberkamen, wo zwei Männer vor der Thüre mit einander flüsternd sprachen, redete sie Harun al Raschid mit den Worten an: „Was flüstert ihr zusammen, als ob ihr ein Verbrechen mit einander verabreden wolltet? Ist die Straße nicht einsam genug, daß ihr eure Gespräche nicht laut führen dürfet? Könnt ihr mir überhaupt nicht sagen, warum diese Straße so still ist, als sei sie ausgestorben?"

„Das kann ich Euch wohl sagen, Herr!" antwortete einer der Angeredeten: „Hier in dem nächsten Hause wohnt der unglückliche Naïma, und um diese Stunde sitzt gewöhnlich sein Freund Saad bei ihm und tröstet ihn. Nun ehren alle Bewohner dieser Straße den großen Schmerz dieses Mannes, und hüten sich, durch einen lauten Ausbruch der Fröhlichkeit ihn daran zu erinnern, daß es Menschen in seiner Nähe gibt, die glücklicher sind, als er."

Ehe der Kalif ihm antworten konnte, trennte er sich von ihm, und ging in das Haus; der andere folgte ihm.

„Hast du von dem unglücklichen Naïma je etwas gehört?" fragte Harun al Raschid seinen Großwessir, und da dieser verneinte, sprach er: „Laß uns an das Thor des nächsten Hauses treten, wo dieser Naïma wohnen soll. Vielleicht erforschen wir die Ursache seines Schmerzes." Sie traten hin, und sahen das Licht aus dem innern Hofe durch eine Ritze herausschimmern. Der Kalif legte das Auge an die Ritze, und nachdem er einige Zeit lauschend hinein gesehen, wandte er sich zu seinen Begleitern und sprach: „Es sitzen hier in einem anständig eingerichteten Hofe zwei Greise bei der Lampe, und der eine scheint wirklich den andern zu trösten. Dieser

aber weint in stiller tiefer Trauer. Beide scheinen von eigener Würde, und ich bin begierig, zu erfahren, welcher Kummer den unglücklichen Naïma drückt. Bestelle mir ihn morgen früh in meinen Palast. Vielleicht steht es in meiner Macht, seinen Kummer in etwas zu lindern."

Am andern Tage besorgte der Großwessir seinen Auftrag, Naïma war erschrocken, als er im Namen desselben in den Palast abgeholt wurde. Er ward in den großen Saal geführt, wo sich gewöhnlich der Diwan versammelte. Diesmal war er aber ganz allein, nachdem die Diener sich entfernt hatten. Er durchdachte sein ganzes vergangenes Leben, ob er sich an nichts besinnen könnte, was ihm den Zorn des gerechten Kalifen hätte zuziehen mögen. Denn er wußte, daß Harun al Raschid oft die verborgensten Vergehungen seiner Unterthanen auf unbegreifliche Weise entdeckte und nach Verdienst bestrafte. Allein er mochte sich besinnen, so lange er wollte, es fiel ihm keine Handlung ein, deren er sich hätte schämen dürfen, noch weniger eine, die eine Strafe verdient hätte.

Indem er sich noch so besann, öffnete sich ein Vorhang, und der Kalif Harun al Raschid trat herein, gefolgt von dem Großwessir und dem Oberkämmerling. Naïma warf sich auf die Erde, und berührte mit der Stirne den Teppich, auf welchem der Kalif stand.

„Naïma", redete der Kalif ihn an, „du trägst einen großen Kummer, und nach der Achtung, die deine Nachbarn dir zollen, indem sie die traurige Stimmung deiner Seele durch Stille ehren, halte ich dich für einen Mann, der ein heiteres Alter verdienet. Ich möchte die Ursache deines Kummers wissen. Darfst du sie vor diesen beiden Zeugen nennen, oder willst du mir die Quelle deiner Thränen ohne Zeugen vertrauen?"

„Beherrscher der Gläubigen!" antwortete Naïma. „Mein Schmerz ist zwar für meine Seele groß und gerecht, doch ist die Ursache allzu unbedeutend, als daß der großmächtige Kalif auch

nur auf Augenblicke um ihretwillen seine Aufmerksamkeit der Sorge für sein Reich entziehen sollte." Harun al Raschid aber antwortete: „Was das Herz des geringsten meiner Unterthanen mit solcher Trauer erfüllt, daß sie der Inhalt seines ganzen Lebens ist, das ist nicht zu unbedeutend für meine Sorge. Wenn ich für mein ganzes Reich bedacht bin, kommt diese Sorge jedem einzelnen zu gut, sorge ich für den einzelnen, so ist dieser ja auch wieder ein Glied des Ganzen, und meine Sorgfalt darum nicht verloren. Sprich aber, was ist die Ursache deiner Trauer und deiner Thränen?"

Darauf erzählte ihm Naïma das unbegreifliche Verschwinden seines Sohnes, wie er allenthalben nach ihm forschen lassen, und wie alle Mühe vergeblich gewesen, so daß seine Boten alle wieder zurückgekehrt seien, ohne die geringste Spur von ihm gefunden zu haben. „Ich muß ihn darum", schloß er seine Erzählung, „als einen Todten beweinen, und würde mich vielleicht eher von meinem tiefen Schmerze zu ruhiger, wehmüthiger Trauer erhoben haben, wenn nicht doch in manchen Augenblicken wieder ein Strahl der Hoffnung in meinem Innern aufleuchtete, der den Gedanken in mir anregt, daß er vielleicht doch noch am Leben ist. Aber wo lebt er? und wie lebt er vielleicht? Dieses Aufblitzen der Hoffnung ist es, was die vernarbende Wunde des Vaterherzens immer von Neuem aufreißt."

„Du hast gerechte Ursache zur Trauer", antwortete der Kalif, „und ich begreife, wie diese Ungewißheit über das Schicksal deines Sohnes dir schmerzlicher sein muß, als die traurigste Gewißheit seines Todes. Indessen hast du doch Unrecht gethan, daß du dich mir nicht früher entdeckt hast. Meine Macht erstreckt sich nicht allein über alle Gläubigen, sondern auch in fernen Landen anderer Herrscher und Könige habe ich meine Diener, deren Augen für mich sehen, deren Ohren für mich hören, und deren Hände, wo es Noth thut, für mich handeln können. Was dir und deinem Freunde und

euren wenigen Dienern nicht möglich war zu erforschen, das wäre doch vielleicht mir möglich gewesen. Doch gehe hin, und lebe des Glaubens, daß du Kunde von deinem Sohne erhalten sollst, wenn er überhaupt noch auf Erden und in einem Lande lebt, über welches sich meine Macht erstreckt."

Mit diesen Worten entließ er ihn, nachdem er sich zuvor ein Zeichen hatte angeben lassen, an welchem man den Verlorenen mit Sicherheit erkennen könnte. Als Naïma am Abende wieder mit seinem Freunde Saad einsam zusammen saß, erzählte er ihm die huldvollen und trostreichen Worte des Kalifen. Saad aber erkannte, daß in seines Freundes Herzen die Hoffnung wieder allzu lebendig erwacht sei, und daß er sich allzugläubig dem Gedanken an ein Wiederfinden des Sohnes überließe. Er hielt es darum für seine Pflicht, diese allzulebhafte Hoffnung wieder etwas zu dämpfen und sprach: „Lieber Freund, ich habe einmal ein Sprüchlein gehört, das hat sich um seiner Wahrheit willen tief in mein Gedächtniß eingeprägt. Es heißt: Verlaßt euch nicht auf Fürsten, denn sie sind Menschen. Es liegt darin eine Hinweisung auf die Schranken, die auch dem Mächtigsten der Erde von dem Schicksale gesetzt sind. Auch er wirkt zwar in einem weitern, aber doch in einem beschränkten Kreise. Was nur eine Spanne weit darüber hinaus liegt, das gehört dem allwaltenden Schicksale, dem wir uns alle beugen, von dem niedrigsten Sclaven bis zu dem Beherrscher der Gläubigen hinauf."

Wenn aber auch der Macht Harun al Raschids diese endliche Schranke von dem Schicksal gesetzt war, so that er doch, was in dem weiten Kreise seiner Macht lag, um die Hoffnung zur Erfüllung zu bringen, die er in Naïma's Herzen neu aufgeregt hatte. Er ließ an alle seine hohen und niederen Diener in den Gränzen seines Reiches und an seine Gesandten in den benachbarten und selbst in den fernsten Ländern, mit deren Fürsten er befreundet war, noch an demselben Tage eine Botschaft mit dem Auftrage ergehen, sie sollten mit

allem Fleiße nach Haschem forschen, und ihm sogleich Kunde davon geben, wenn sie ihn fänden, oder eine Nachricht erhielten, die auf seine Spur leiten könnte.

Allein es verging Woche um Woche, Monat um Monat, und selbst ein ganzes Jahr war vorüber, ohne daß von irgend einer Seite Nachricht von dem Leben oder Tode des Vermißten gekommen wäre. So war alle Hoffnung verschwunden, ihn je wieder zu finden.

---

3. Der Gefangene.

Haschem war aber nicht todt, er lebte, jedoch in solcher Verborgenheit, daß es unmöglich war, seinen Aufenthalt zu entdecken.

Er war dem schneeweißen Vogel an jenem Abende nachgeeilt, ohne daß ihm der Grund davon klar vor der Seele stand. Es trieb ihn, das seltene Geschöpf zu erhaschen, zumal da der Vogel in mäßiger Höhe und so langsam flog, daß er ihn leicht zu erreichen hoffte. Die Langsamkeit des Fluges brachte ihn auf den Gedanken, er möchte einen Mangel an seinen Schwingen haben. Oft hatte er die Hand nach ihm ausgestreckt, oft schlug er nach ihm, aber jedesmal schwang dann der Vogel die Fittige wieder etwas rascher, und kam so wieder eine kleine Strecke voraus. Haschem dachte, jetzt werde er ermüdet sein und nicht mehr weiter können, und lief in dieser Hoffnung wieder schneller, allein der Vogel flog nur so lange ermüdet, als er ihm nicht nahe kam, und rührte, wie er ihm nahete, die Flügel wieder auf's Neue und entschwebte ihm wieder.

In solcher Verfolgung war er die Anhöhe hinan gekommen, und jenseits wieder hinab gelaufen. Dort war er in ein schmales Wiesenthal gekommen, und lief dasselbe entlang. Die Dämmerung brach inzwischen herein, doch leuchtete ihm die schneeweiße Farbe des Vogels immer noch durch das Zwielicht. Endlich setzte sich der Verfolgte

auf ein niedriges Gesträuch; er haschte nach ihm, allein indem er die Hand um den Gefangenen schließen wollte, entwischte er ihm, nur eine Feder seines Schwanzes zurücklassend, die er fest gepackt hatte.

Noch sah er ihn im Dämmerlichte weiter hinab fliegen, und lief ihm eilends nach. Der Vogel schien nun schneller zu fliegen, als vorher, und da er ihn so weit verfolgt und schon einmal beinahe gefangen hatte, verfolgte er ihn nun nur um so eifriger. Er rannte durch das hohe Gras, und den angestrengten Blick nur auf den weißen Schimmer gerichtet, sah er nicht mehr vor sich auf den Boden. Da kam er unversehens an einen kleinen Damm, der quer über zog. Er stieg hinauf und rannte jenseits hinab. Allein er war so steil, daß er hinabstürzte, und unten auf einem schlammigen Boden versank. Während das Wasser über seinem Haupte zusammenschlug, verlor er die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, lag er auf dem Rasen, und vor ihm stand ein hoher Greis mit strengen Mienen, der bekleidet war mit einem langen schwarzen Talare, der ihm bis auf die Knöchel der Füße hinab ging, und umschlungen von einem feuerglänzenden Gürtel. Auf dem Haupte trug er statt des Turbans eine hohe spitzige Mütze, an deren Ende eine feurige Quaste saß. „Ist dir das Leben wieder gekehrt?“ fragte er. „Du hättest verdient, im Schlamme zu ersticken! Komm, wir müssen noch eine weite Reise machen, ehe der Tag graut.“ Er hob ihn bei diesen Worten vom Boden auf, faßte ihn mit dem linken Arm um den Leib, und erhob sich mit ihm pfeilschnell in die Lüfte.

Haschem verlor augenblicklich wieder das Bewußsein. Wie lange er in diesem Zustande geblieben, weiß man nicht. Er erwachte endlich, wie aus einem tiefen Schlafe, und als er aufblickte, war der erste Gegenstand, den er erkannte, ein schöner von Golddraht geflochtener Käfig, der an einer langen goldenen Kette von der Decke

herab hing, und in demselben saß der schneeweiße Vogel, den er damals verfolgt hatte. Er befand sich mit diesem Vogel allein in einem großen Saale, dessen Decke von weißen Marmorsäulen getragen wurde und dessen Wände aus einem spiegelglatten Steine von blaßgrüner Farbe bestanden. Die Fensteröffnungen waren mit künstlich gearbeiteten in vielen Windungen und enge verflochtenen Gittern verschlossen, daß selbst der weiße Vogel keine Oeffnung darin gefunden hätte, durch welche er entkommen konnte, wenn er auch nicht in dem Käfig eingesperrt gewesen wäre. An der einen Wand stand eine große krystallene Urne, und aus dieser quoll ein heller Wasserschwall empor, der sich über den ausgebogenen Rand der Urne ergoß, und unten in einem weiten Becken aufgefangen wurde, aus dem das Wasser ungesehen abfloß.

Indem er noch diese Gegenstände betrachtete, und sich besann, was mit ihm vorgegangen, und wie er hierher gekommen sei, trat plötzlich hinter dem Vorhange des Eingangs der riesige Greis in dem schwarzen Talare herein. Er trug ein goldenes Kästchen in der Hand, und stellte es vor ihn hin mit den Worten: „Du hast den weißen Vogel erhaschen wollen? Da hast du ihn jetzt im Käfig. In diesem Kästchen ist Futter für ihn, und dort findest du Wasser. Besorge ihn fleißig, und daß du ihn gar nicht heraus lassest, dafür ist gesorgt.“ Als er dieses gesagt, entfernte er sich wieder.

Haschem stand endlich auf und ging in dem Saale umher. Er sah durch die Fenster und erkannte, daß er in einem ganz anderen Lande sein müsse, denn die Formen der Berge und der Bäume selbst waren ganz anders, als er sie bisher gesehen. Der Saal schien sehr hoch zu liegen, als mache er den oberen Theil eines hohen Thurmes aus. Denn nirgend konnte man ein anderes Gebäude dabei sehen, und aus den Fenstern erkannte er keinen der unten wachsenden Bäume und Pflanzen. Er zog den Vorhang zur Seite, der

den Eingang verdeckte, allein hinter demselben befand sich eine metallene Thür, die sich nicht öffnen ließ.

Da sah er sich auf einmal sehr verlegen um, denn es fing ihn an zu hungern, und er hatte nirgend etwas gefunden, das ihm zur Speise dienen konnte. Er untersuchte die Wände, ob er nirgend einen verborgenen Ausgang entdeckte, er versuchte, die Fenstergitter zu öffnen, um den Kopf hinaus zu stecken und zu sehen, ob niemand dicht unten bei dem Gebäude zu entdecken sei, dem er zurufen könne. Alle seine Mühe war aber vergebens. Da war keine Thür zu entdecken, die Fenster ließen sich nicht öffnen, und so weit seine Blicke nach allen Richtungen trugen, so konnte er nirgend einen Menschen erspähen.

Da warf er sich verzweifelnd auf die Polster, auf welchen er zum Bewußtsein erwacht war, und rang die Hände, weinte und rief: „So bin ich denn gefangen, gefangen in einem Gefängnisse, an dem Glanz und Reichthum verschwendet ist! Was nützt es, daß diese Wände aus edlen Steinen bestehen? daß diese Gitter von feinem Golde geflochten sind, daß dieser Käfig aus Golde besteht und an einer goldenen Kette hängt? Man ist hinter goldenen Gittern so gut gefangen, als hinter eisernen."

Als sich darauf der Hunger wieder heftiger bei ihm einstellte, rief er: „Läge ich doch lieber in dem elendesten Kerker gefangen und erhielte die Speise, die man dem Gefangenen gibt, als hier in dem prächtigen Saale, wo ich verhungern muß!" Dann rief er laut zu den Gittern hinaus nach Menschen, damit man ihn hören und ihm Nahrung bringen möchte. Es erschien aber auf seinen Ruf niemand, und keine Stimme antwortete ihm.

Als er sich nach solchen vergeblichen Versuchen einmal wieder weinend auf sein Lager geworfen hatte, und zufällig nach dem Käfig hinschaute, bemerkte er, wie der weiße Vogel ebenfalls in seinem Gefängnisse unruhig herum flatterte, und in die goldenen Schüssel-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0223-1

chen pickte, die zu seiner Fütterung bestimmt waren, ohne etwas darin zu finden. „Armer Leidensbruder", rief da Haschem aus, „du sollst keinen Mangel leiden. Für dich ist ja gesorgt. Komm ich will dir deine Nahrung geben." Er nahm die an dem Käfig hängenden Schüsselchen, und füllte das eine mit Wasser an der Urne, das andere mit Körnern aus dem goldenen Kästchen, das ihm der Greis gegeben hatte.

Kaum hatte er das letzte an den Käfig angehängt, so sah er, indem er sich umkehrte, hinter sich einen Tisch, der mit Speisen aller Art reichlich versehen war. Wohl erstaunte er, und konnte nicht begreifen, wo dies Alles hergekommen, doch zögerte er nicht lange, und fiel mit der Gier eines jungen Menschen, der mehrere Tage nichts gegessen, über die Schüsseln her. Obgleich diese Speisen nicht die nämlichen waren, die er in seines Vaters Hause genossen, schmeckten sie ihm doch alle ganz vortrefflich. Er aß zu völliger Sättigung, und nahm dann den auf dem Tische stehenden goldenen Becher, und schöpfte sich einen Trunk aus der Urne.

Nachdem er sich so gelabt, warf er sich wieder auf sein Lager und schlief ein. Als er erwachte, fühlte er sich gestärkt und ganz wohl. Er stand auf und ging im Saale umher. Da bemerkte er, daß der Tisch mit Speisen verschwunden war. Das war ihm nicht lieb, denn er hatte gedacht, von den Ueberresten noch eine reichliche Abendmahlzeit zu halten. Doch tröstete er sich leicht darüber, weil er nun doch gesehen hatte, daß er nicht zum Hungertode bestimmt sei.

Er hatte nun Muße genug, sein Gefängniß näher zu betrachten. Er untersuchte Alles auf's genaueste, die Säulen, die Wände, den Boden. Man bemerkte aber nirgend einen Spalt oder eine Ritze. Alles war fest und ganz. Seine Blicke durch die Fenstergitter ließen ihn ebenfalls keine tröstliche Entdeckungen machen. Er sah nur, daß er sehr hoch vom Boden erhoben und von einer weiten Ebene umgeben war, die in der Ferne hohe Berge mit wunder-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0224-7

lich gezackten Häuptern begränzten. Die Nähe bot keine Abwechselung, und die Ferne war zu weit, um den Geist durch ihre Betrachtung zu beschäftigen. Es war ein höchst langweiliger Aufenthalt.

Sobald er sich mit der Umgebung vertraut gemacht und gefunden, daß sie ihn nicht beschäftigen konnte, zog sich seine Aufmerksamkeit auf die Bewegungen des weißen Vogels in dem Käfige zurück. Hier war doch Leben, und wenn schon der Käfig enge war, so konnte der Gefangene darin doch auf verschiedene Stängchen hüpfen. Bald saß er auch ruhig, und blickte ihn mit seinem hellen Auge an, und es war ihm dann, als läge Gefühl und Sprache in dem Auge. Nur fehlte es ihm an dem Verständniß dieser Sprache.

Die Nacht machte dieser Unterhaltung ein Ende. Am andern Morgen bemerkte er, daß dem Vogel das Futter wieder fehle. Er füllte ihm sein Schüsselchen wieder mit den Körnern aus dem goldenen Kästchen, und schöpfte ihm auch frisches Wasser aus der Urne. Kaum hatte er dies gethan, so stand auch wieder der Tisch mit den Speisen für ihn an derselben Stelle, wo er gestern gestanden.

Der Tag verging wie der erste, und die folgenden in gleicher Einförmigkeit. Haschem klagte und trauerte, und beobachtete den Vogel, fütterte ihn, und erhielt jedesmal regelmäßig, sobald er ihm sein goldenes Schüsselchen gefüllt, auch seinen gedeckten Tisch mit reichlicher Speise versehen. Er konnte nie bemerken, wer den Tisch brachte oder wie er erschien. Denn er kam immer hinter seinem Rücken, wann er nach dem Käfig gewendet stand, und ohne das mindeste Geräusch.

Am neunten Tage erschien der riesengroße Greis plötzlich und sprach, indem er Haschem mit scharfem Blicke betrachtete: „Heut ist der Tag der Erholung für dich. Du hast in den vorhergehenden Tagen deine Pflicht erfüllt, hast dem Vogel seine Nahrung gereicht, nun magst du dich bis zum Abende in dem Garten verweilen.“ Er führte ihn durch die Thür hinaus in einen schmalen Gang, an des-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0225-2

sen Ende sie zwanzig Stufen hinabstiegen. Dort öffnete er eine schmale metallne Fallthür, und Haschem zählte wieder zwanzig Stufen. Dann kamen sie wieder an eine ähnliche Thüre und nach zwanzig weiteren Stufen wieder an eine, und so fort, bis sie endlich durch die neunte Thüre unten ins Freie heraustraten: „Hier bleibst du, bis du abgeholt wirst!" sprach der Greis, und ging durch dieselbe Thüre, die er hinter sich schloß, in das Gebäude zurück.

Haschem war besonders neugierig, das Gebäude, in dem er gefangen gehalten wurde, näher kennen zu lernen. Er ging daher gleich um dasselbe herum, und betrachtete es. Es war ein hoher Thurm von neun Stockwerken, jedes von ungefähr fünfzehn Fuß Höhe. Der Thurm hatte neun Ecken und eben so auch neun flache Wände, und in jedem Stockwerke befanden sich drei Fenster, so vertheilt, daß immer zwei Wände ohne Fenster, das dritte mit einem Fenster versehen war. Diese Fenster standen aber nicht regelmäßig über einander in den verschiedenen Stockwerken, sondern wechselten mit einander, so daß auf jeder Wandfläche in den neun Stockwerken nur drei Fenster angebracht waren. Doch herrschte durch diese Austheilung wieder Regelmäßigkeit und Ordnung an dem Bau. Die Mauern bestanden aus schönen gleich großen Quadern von einem glatten beinahe glasartigen gelben Steine, und diese waren so fest auf einander gefügt, daß man nur ganz in der Nähe die Fugen erkennen konnte. Die Gitter an den Fenstern alle waren von Golde, wie die in dem obersten Saale, und die untere Thüre, durch welche er herausgetreten war, bestand aus einem gelblichen und grün angelaufenen Metalle.

Alle diese Betrachtungen waren nicht geeignet, ihn heiterer zu stimmen, denn sie bestätigten in ihm die Ueberzeugung, daß es keinem Menschen möglich sei, aus solchem Gefängnisse zu entkommen. Plötzlich aber erwachte eine neue Hoffnung in ihm: „Ich bin ja nicht mehr gefangen in diesem Thurme, ich stehe ja hier im Freien,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0226-8
DFG

im Garten!" sprach er zu sich. „Klettern und springen kann ich wie eine Meerkatze. Da werde ich doch aus dem Garten einen Ausweg finden, durch den ich entfliehen kann." Sogleich wandte er sich jetzt von dem Thurme ab, und eilte durch die Gänge des Gartens, seine Umfriedigung suchend. Er entdeckte aber bald, daß seine Hoffnung vergeblich war. Mit wenigen Schritten hatte er alsbald die Gränze des Gartens erreicht, und stand nun an einem Gitter von starken und ganz glatten Eisenstäben, die so dicht neben einander waren, daß er kaum den Arm hindurch bringen konnte. Er versuchte es doch, sich mit den Händen an einem Stabe haltend, daran hinauf zu steigen; allein die Füße glitten ihm bei jedem Versuche an den glatten Stäben ab, und er stieß die Kniee so hart an, daß er im Schmerze sich nicht länger halten konnte, und auf die Erde niederfiel. Er mußte sein Vorhaben aufgeben.

Nun umging er im Innern die ganze Umfriedigung, und untersuchte jede Stelle des Gitters, ob sich ihm nirgend ein Ausweg böte; allein es war Alles vergeblich. Ueberall war es gleich beschaffen, die Stäbe gleich hoch, gleich dick und von derselben Glätte; noch weniger war irgend eine Thüre daran zu entdecken. Traurig wanderte er nun durch die Gänge des Gartens. Die höher steigende Sonne brannte sengend auf die Erde, und er suchte den dichtesten Schatten, um sich gegen ihre Gluth zu schützen. Er legte sich auf eine niedrige Moosbank nieder, und hing auf's Neue seinem Kummer nach. Neben dem eigenen Schmerze über seine sonderbare Gefangenschaft quälte ihn vorzüglich die Vorstellung von der Trauer seines Vaters um seinen Verlust. Die Erschöpfung, die auf seine Thränen und lauten Ausbrüche und die Anstrengung seiner Verzweiflung folgte, und die Hitze des Mittags ließen ihn endlich in einen tiefen Schlaf fallen.

Als er erwachte, stand wieder der gedeckte Tisch mit Speisen vor ihm. Er aß, und wandelte dann wieder traurig durch den

Garten, und sann nach, ob er sich nicht aus den Bäumen, die umher standen, eine Leiter fertigen könne, die ihm die Flucht über das Gitter möglich mache. Es fehlte ihm aber an jedem Werkzeuge dazu; nicht einmal einen Dolch oder ein Taschenmesser trug er bei sich. In solchen Gedanken überraschte ihn der Greis und sprach: „Der Abend ist nah. Folge mir wieder." Er führte ihn wieder in den obersten Saal des Thurmes zurück, und schloß die metallene Thüre, nachdem er ihn hineingeschoben hatte.

Es war in seinem Gefängnisse keine Veränderung bemerkbar. Nur der Vogel schien abgemattet und traurig. Er saß ruhig und still auf dem untersten Stängchen des Käfigs, sein Gefieder schien struppig, und seine Augen waren trübe. „Armes Thierchen!" sagte Haschem, „was fehlt dir? bist du krank?" Es schien ihm, als thue dem Vogel die theilnehmende Frage wohl, doch bald versank dieser wieder in seine vorige Traurigkeit. Er machte sich darüber allerlei Gedanken.

Der nächste Tag verging wieder, wie die frühern, die folgenden in gleicher Einförmigkeit und Trauer, und am Morgen des neunten Tages erschien der Greis wieder, führte ihn wieder in den Garten und am Abend wieder nach dem Saale hinauf. Er pflegte den Vogel, und sobald er ihn mit Futter und Nahrung versorgt hatte, fand er auch hinter sich seinen mit Speisen besetzten Tisch. In den Zwischenstunden stand er am Gitter eines der drei Fenster und schaute in die weite Ebene hinaus, sehnsüchtig auf die Erscheinung irgend eines Menschen hoffend, der ihm beistände, ihn aus dieser Gefangenschaft zu befreien.

In gleicher Einförmigkeit gingen ihm mehrere Monate vorüber. Jeden neunten Tag machte die Erscheinung des Greises und die damit verbundene Freiheit, sich im Garten ergehen zu dürfen, einen Abschnitt derselben, und so gering auch der Genuß war, den er von

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0228-9
DFG

dem Aufenthalt in dem eng umgitterten Garten haben konnte, so freute er sich doch immer darauf um der Abwechselung willen.

In der Zwischenzeit hatte er wohl auch einigemal den Muth gefaßt, und den Greis über die Ursache seiner Gefangenschaft zur Rede gesetzt, und ihn gefragt, wie lange sie noch dauern sollte; allein er hatte keine Antwort von ihm erhalten, als die Worte: „Jeder Mensch hat sein Schicksal; das ist das deinige."

---

4. Die Befreiung.

Eines Tages war der Greis auch wieder erschienen, und hatte ihn in den Garten geführt, allein nach einer Viertelstunde war er eilig wieder herab gekommen, um ihn zurück zu holen, und hatte sich schnell darauf mit den Zeichen großer Unruhe entfernt. Haschem bemerkte auch, daß der weiße Vogel, den er von Tage zu Tage lieber gewonnen hatte, diesmal viel trauriger, als sonst nach seinem Besuche, auf dem Boden seines Käfigs saß. Er trat hinzu, und bemerkte ein Thürchen daran, das er vorher nie gesehen hatte, und das er jetzt zum erstenmale entdeckte. Sonst war es so fest geschlossen, daß er es nie bemerken können. Er betrachtete es genauer, und entdeckte ein feines Riegelchen, das in ein an den Golddrähten angebrachtes Ringchen einpaßte. Es war wohl herabgeschoben, aber neben dem Ringe vorbeigegangen, und so drückte sich das Thürchen oben heraus, während ein gleicher unten befindlicher Riegel ganz gut schloß. Diese Riegelchen und Riegel, waren aber so künstlich durch ähnliche, die allenthalben an dem Geflechte der Golddrähte, wie zur Verzierung, angebracht waren, verborgen, daß kein Mensch sie zu entdecken im Stande gewesen wäre, wenn er nicht durch irgend einen Zufall darauf aufmerksam gemacht wurde.

Haschem schob auch das untere Riegelchen aufwärts, und öffnete

das Thürchen. Da regte sich der Vogel, wie von einer plötzlichen Freude ergriffen, und hüpfte heraus, und wie er den Boden berührte, ward er augenblicklich verwandelt, und an seiner Statt stand eine Jungfrau vor Haschem, die in ein weißes seidenes Gewand gekleidet war. Schöne dunkle Locken fielen ihr über den Rücken und die Schultern, und darüber wallte ein leichter duftiger Schleier, der durch ein Stirnband festgehalten wurde, das rings mit edeln Steinen besetzt war. Ihr schöngeformtes Gesicht war von der Weiße des Elfenbeins und mit dem sanften Roth der Rose überduftet.

Ueberrascht und erstaunt starrte Haschem sie an, und endlich rief er: „Bei dem Barte des Propheten beschwöre ich dich, daß du mir sagest, ob du ein menschliches Wesen bist, oder ob du zu den Genien gehörst." — „Ich bin ein schwaches Mädchen", sprach sie, „und flehe dich an, daß du mich aus den Händen dieses grausamen Zauberers befreiest. Ich werde dich königlich dafür belohnen. Wisse, ich bin die einzige Tochter Radga-Singa's, des Königs von Selandiv, und dieser schändliche Zauberer hat mich durch List aus dem Palaste meines Vaters geraubt und in diesen Käfig eingesperrt. Er hat einen Sohn, der so häßlich ist, wie die Nacht, und will, daß ich diesen zum Gemahle nehme. Alle neun Tage kommt er nun und bringt ihn mit sich, und rühmt mir seine vortrefflichen Eigenschaften, und drängt mich um mein Jawort, und droht mir mit den grausamsten Martern, wenn ich es ihm nicht bis zum nächsten Neumonde ertheile. Denn an jenem Tage hat er mich gerade ein Jahr in dieser Gefangenschaft, und länger als ein Jahr, sagt er, wolle er nicht warten und gute Worte geben. Dann soll die Zeit meiner Marter erst angehen. Ich beschwöre dich, hilf mir!" Sie brach nach diesen Worten in einen Strom von Thränen aus.

„Edle königliche Jungfrau", antwortete Haschem, „wie gerne wollte ich Euch beistehen, doch ach! ich bin nur ein schwacher Mensch, und kann mich selbst nicht befreien. Aber erklärt mir, wie ist das

möglich? Ihr sagtet, der Zauberer bringe seinen häßlichen Sohn immer mit sich. Warum habe ich diesen noch nie gesehen?" — „Er entfernt Euch ja immer, wann er kommt!" antwortete die Prinzessin. — „Wohl", versetzte Haschem, „doch könnte er mir den Sohn nicht verbergen auf den engen Stufen und in dem schmalen Gange." — „Doch, doch!" erwiderte sie. „Er hat ihn in der Tasche!" Da rief Haschem erstaunt: „In der Tasche? wie ist das möglich?" Und die Prinzessin erzählte ihm, daß der junge Mensch jedesmal ein weißer Vogel sei, wie sie; daß ihn der Zauberer dann immer zu ihr in den Käfig setze, und wie sie einen so großen Widerwillen gegen ihn empfinde, daß sie jedesmal ängstlich in ihrem Gefängnisse herum flattere, um seine Nähe zu vermeiden, weil er sie mit seiner widerlichen Freundlichkeit verfolge, und sich vertraulich neben sie setzen wolle. „O", fuhr sie fort, „Ihr müßt es wohl bemerkt haben, wie ermüdet und erschöpft ich jedesmal war, wann Ihr am neunten Tage wieder zu mir herauf kamet."

Haschem staunte über diese Aufklärungen und versicherte sie wiederholt seiner Bereitwilligkeit, ihr zu helfen, beklagte aber zugleich seine eigene Hilflosigkeit. Die Prinzessin aber konnte den Gedanken an ihre Rettung durch ihren Leidensgefährten nicht aufgeben. „Denn", sagte sie, „es ist mir ein besonders günstiges Zeichen des Schicksals, daß der Zauberer gerade heute eine Botschaft erhielt, die ihn so früh und in solcher Eile abrief, daß er den Käfig nicht gehörig verschloß, und daß Ihr heute wieder so früh aus dem Garten heraufkamt, da dieser Tag mein Geburtstag ist, der einzige Tag, der den Zauber lösen konnte, der auf mir lag. An jedem andern Tage wäre ich ein stummer Vogel geblieben, wenn Ihr mich auch aus dem Käfig befreit hättet. Nur an diesem Tage hat mir die Berührung des Bodens meine natürliche Gestalt wieder gegeben. Der Zauber liegt an dem Käfige."

Da ergriff Haschem den Käfig und sprach: „Wenn das ist, so

wollen wir den Zauber brechen." Und er warf den Käfig auf die Erde, und trat ihn mit den Füßen zusammen, daß er ganz platt wurde, und seine Form nicht mehr zu erkennen war, dann rollte er ihn zusammen, und warf ihn in eine Ecke des Saales.

In diesem Augenblicke erscholl in der Luft ein furchtbares Getöse, gleich dem heftigsten Donner, ein Windstoß schien den Saal zu erschüttern, und plötzlich erdröhnte die Thüre, der Vorhang ward weggerissen, und vor ihnen stand der Zauberer mit den Mienen des heftigsten Zornes. „Ha", rief er, „schwacher Wurm! was hast du dich vermessen? Wer hat dich gelehrt, auf solche Weise meinen Zauber zu brechen? Wer hieß dich meinen Käfig zerstören?"

Im Schrecken konnte Haschem nicht antworten. Da wandte sich der Zauberer zu der Jungfrau und rief: „Und du? du glaubtest, dieser elende Wurm sollte dich gegen meine Macht schützen? Ich will euch zeigen, wie vergeblich es ist, sich gegen mich aufzulehnen." Er griff in die Tasche seines schwarzen Talares, und brachte eine kleine Schachtel heraus. Diese öffnete er und es flog aus derselben ein weißer Vogel hervor und setzte sich auf den Tisch. Dann holte er ein kleines Büchschen aus seinem Gürtel heraus und öffnete es. Es war mit geschälten Hirsekörnern angefüllt. Von diesen nahm er ein Körnchen, legte es vor den Vogel, und dieser hatte es kaum aufgepickt, so stand an seiner Stelle ein so mißgestalteter Mensch, daß Haschem und die Prinzessin laut aufschrieen bei seinem Anblick. Sein Kopf war groß und dick, die Augen roth und trübe, die Nase ganz klein und platt gedrückt, die Lippen dick und blauroth, das Kinn breit und vorstehend, und um den Kopf hingen ihm wenige ganz weiße starre Haare. Ein Höcker stand ihm spitz auf der Brust hervor und ein ähnlicher auf dem Rücken, und die Schultern waren ihm ganz hinaufgezogen; der Kopf steckte dazwischen, daß man die Ohren nicht sehen konnte. So unförmlich der Kopf und Oberleib war, so kurz und schmächtig war der untere

Theil seines Leibes, und die Beine waren so dünn, daß es zu verwundern war, wie sie den schweren Oberkörper tragen konnten. Er schwankte aber auch unaufhörlich hin und her, um sich bald auf diesem, bald auf jenem Beine im Gleichgewichte zu erhalten.

„Geh hin, mein Sohn!" sprach der Zauberer zu diesem mißgeschaffenen Wesen. „Sieh, dort ist deine Braut. Sie hat nicht warten wollen bis zum Neumond, da ich eure Verlobung zu feiern gedachte. Sie hat ihre Verwandlung heute schon durch die Hilfe dieses ihres Freundes bewirkt. Geh hin, mein Sohn, gib ihr den Brautkuß, und dann bedanke dich auch bei diesem jungen Menschen."

Als sich auf diese Worte die Mißgestalt mit abscheulichem verzerrtem Lachen der Prinzessin näherte und diese mit Abscheu das Gesicht abwendete und die Arme ihm abwehrend entgegenstreckte, da kehrte Haschem mit einemmale der Muth wieder. Entschlossen, Alles zu wagen, trat er vor die Prinzessin, und gab dem Nahenden einen so heftigen Stoß, daß er weit hintaumelnd niederstürzte. Sein Kopf stieß im Fallen mit solcher Schwere und Heftigkeit an die Ecke des Sockels einer der Marmorsäulen, daß er zerschmettert wurde. Ein Blutstrom quoll aus der Wunde hervor, und die Mißgestalt stieß ein brüllendes Stöhnen aus. Haschem dachte in diesem Augenblicke an die Wuth und Rache des Vaters, und gab sein Leben verloren.

Der Zauberer aber stand anfangs erstarrt, doch als er die tödtliche Verwundung seines Sohnes erblickte, warf er sich mit großem Schmerz auf ihn, und untersuchte die Wunde, und rang die Hände, und vergaß die Rache über seiner Trauer.

Da ergriff Haschem schnell die Hand der Prinzessin und führte sie mit sich zur Thüre hinaus, die Stufen hinunter. Alle Thüren waren geöffnet, und sie kamen glücklich in den Garten. Allein bald standen sie an dem Gitter von Eisenstäben, das ihn umschloß. „Was hilft uns unsere Flucht?" sprach Haschem. „Hier sind wir

noch immer in der Gewalt des Zauberers. Und wenn wir auch jenseits dieses Eisengitters wären, und uns verborgen hielten in der tiefsten Berghöhle, so würde er uns durch seine Wissenschaft doch entdecken und seine Rache an uns üben."

„Da habe ich einen andern Glauben", antwortete die Prinzessin. „Ich weiß, daß es Dinge gibt, die wir Menschen für ganz gering achten, von welchen aber doch die übermenschliche Macht der Zauberer abhängig ist. Mich dünkt, wenn wir nur erst da draussen wären, so wären wir geborgen." Sie gingen weiter, und kamen an eine Stelle, wo von einem heftigen Orkane mehrere Bäume entwurzelt und über einander geschleudert lagen. Einer derselben lag umgeworfen und mit seiner Krone an das Gitter gelehnt, und seine Aeste und Zweige hingen jenseits weit hinaus.

Bei diesem Anblick frohlockte der Jüngling. Er stieg voran auf den schräg liegenden Stamm, und zog die Prinzessin nach, und führte sie so mit Vorsicht und ängstlicher Sorgfalt bis in die Krone des Baumes hinan. Sie stiegen dort über die spitzen Enden der Eisenstäbe und ließen sich jenseits an den längsten der überhängenden Aeste des Baumes hinab. Sie erreichten zwar nicht ganz den Boden, doch war es nicht mehr zu hoch, um hinab zu springen; sie fielen, als sie die Hände losließen, nicht allzu unsanft zur Erde. Sie rafften sich aber bald wieder auf, und gingen, so schnell, als es die Kräfte der Prinzessin und der ungebahnte Weg über die mit niederm Gesträuche, Schlingpflanzen und Stachelgewächsen bedeckte Ebene erlaubte, gegen die fernen Berge hin.

---

5. Die Geschichte der Prinzessin Handa.

Nachdem die beiden Flüchtlinge einige Stunden ununterbrochen gelaufen waren, ohne sich nach dem Orte ihrer Gefangenschaft um-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0234-2
DFG

zusehen, fühlte die Prinzessin ihre Kraft so erschöpft, daß sie nicht mehr weiter kommen konnte. Sie bat ihren Begleiter um eine kurze Ruhe. Haschem suchte eine Stelle, die ziemlich frei von dem Gesträuche und mit Moos und trockenem Grase bekleidet war. Sie setzten sich nieder, und Haschem bat sie, sie möge ihm ihre Geschichte erzählen. Sie war bald dazu bereit, und hub so an:

„Meine frühere Geschichte ist sehr einfach und bedeutungslos. Ich heiße Handa, und bin die einzige Tochter des Sultans von der Insel Selandiv. Meine Mutter war aus dem fernen Abendlande jenseits Arabiens und des Kaukasus, und über weit entlegene Meere nach seinem Reiche gekommen, und ihm als Sclavin verkauft worden. Bald aber hatte er sie um ihrer ausnehmenden Schönheit und ihrer Sanftmuth willen zu seiner ersten Gemahlin erhoben. Meine früheste Jugend floß in glücklichen Spielen unter den Augen meiner Mutter hin. Diese starb aber noch, ehe ich den Jahren der Kindheit entwachsen war, denn der Wechsel des milden kühleren Klimas mit dem heißen meines Vaterlandes hatte schon frühe ihre Gesundheit untergraben.

Auch nach dem Verlust meiner Mutter, der mich zwar heftig ergriffen, den ich in meiner großen Jugend aber bald wieder vergessen hatte, genoß ich immer glückliche Tage. Mein Vater liebte mich als seinen größten Schatz, und war weise genug, mich einer sorgsamen Pflegerin zu vertrauen. Jeden Abend, wenn er sich von den Sorgen seiner Regierung erholen wollte, mußte ich einige Stunden um ihn sein, und einen Tag in der Woche hatte er ganz meinem Umgange gewidmet. Wir fuhren dann zusammen auf einer leichten Barke nach einem Vorgebirge hinaus, wo er einen schönen Palast und Garten hatte. Die Luft wehte dort kühler und erquickender, Bäume und Sträucher waren mit frischerem Grün bekleidet, als in dem Schloßgarten der Königstadt, und wir brachten den ganzen Tag hier im Freien zu.

Ich war indessen den Kinderjahren entwachsen, und ward auch bald von meinem Vater mit einem Prinzen, dem Sohne eines benachbarten Königes, verlobt, der mein Gemahl werden, und einst meinem Vater in seinem Reiche nachfolgen sollte. Auch dieser Prinz, der Mundian-Oppu hieß, nahm oft Theil an diesen Besuchen des Schlosses auf dem Vorgebirge.

Da geschah es eines Tages, als wir auch wieder draussen auf einer Terasse am Meere saßen, daß ein fremdartig gebautes Schiff gerade unten daran landete. Ein Fremder ließ sich in einem kleinen Kahne ans Ufer führen, und bat um die Erlaubniß, vor uns treten zu dürfen, weil er allerlei Kostbarkeiten zum Verkaufe bei sich führe. Ich war neugierig, die Waaren des Fremden zu sehen, und bat meinen Vater, er möge ihm die gebetene Erlaubniß ertheilen.

Der Mann legte allerlei kostbares Geschmeide aus Gold und herrlich geschliffenen Edelsteinen vor, und mein Vater kaufte Einiges, was mir besonders wohl gefiel. Ich bemerkte wohl, daß mich der Kaufmann immer scharf beobachtete, da er dies aber mit besonderem Wohlgefallen that, so schrieb meine Eitelkeit es auf Rechnung meines gefälligen Aeussern, und fand kein Arg darin. Er ließ bei dem Vorzeigen seiner Waaren immer einige Worte fallen, die darauf deuteten, daß er die größeren Seltenheiten auf seinem Schiffe zurückgelassen, die eben so sehenswerth seien; es befänden sich darunter auch seltene Vögel, besonders habe er unter andern auch den schneeweißen Vogel bei sich, der der schönste sei unter allen Geschöpfen dieser Gattung.

Er verstand es, meine Neugierde so sehr zu spannen, daß ich meinen Vater bat, er möge mir doch erlauben, mit dem Fremden auf das Schiff zu gehen, um diese Seltenheiten zu sehen; und mein Vater war schwach genug, mir diesen unvernünftigen Wunsch zu erfüllen. Es sollte mich ein ansehnliches Gefolge dahin begleiten; allein der Fremde wußte es durch die Vorstellung zu hintertreiben,

daß sein Kahn nur höchstens für drei Menschen Raum habe, und daß er es auch nicht gerne sehe, wenn so viele Leute in sein Schiff kämen, seine Sachen zu betrachten. „Das sind nur Dinge für die Neugier königlicher Personen", schloß er, „und ich darf sie ohne Gefahr nicht jedem gemeinen Auge blosstellen. Doch kann ich nicht verlangen, daß ein mächtiger König mir allein seine Tochter anvertraue; darum mag ihr Verlobter, der Prinz Mundian-Oppu, als ihr wachsamster Beschützer, sie begleiten."

Wir fuhren auf dem Kahne nach dem Schiffe des vermeinten Kaufmannes. Dort angelangt fanden wir allerdings eine Menge bekannter und unbekannter Thiere, die wunderlich vertheilt und beschäftigt waren. An der Stelle, wo auf andern Schiffen die Ruderer sitzen, saßen große Affen; oben auf dem Maste saß ein großer Adler, in den innern Räumen des Schiffes standen viele große und kleine Käfige von glattem Ebenholze mit dicken goldenen Stäben, hinter welchen sich die bunteste Menge von Thieren bewegte.

Meine Neugier war nun einmal auf den schneeweißen Vogel gerichtet, und ich fragte deßhalb sogleich nach demselben. Er zeigte mir ihn in einem Kasten, der ganz hoch oben stand, und da ich ihn nicht gut sehen konnte, nahm er den Vogel heraus, und setzte mir ihn auf die Hand. „Es ist ganz eigen", sprach er dabei. „So wie der Vogel hier ist, kann er nur noch wenige Tage am Leben bleiben, allein ich habe die Lebenskörner gefunden, von welchen ich ihm jede Woche eins gebe, das ihm das Leben dann immer auf weitere neun Tage fristet."

Wir fragten nach den Lebenskörnern, von welchen wir noch nie gehört, und er öffnete eine kleine Schachtel und nahm drei Körner davon heraus. Das eine derselben gab er mir, um es dem Vogel zu reichen, das andere sollte ich versuchen, das dritte der Prinz Mundian-Oppu.

Als ich dem weißen Vogel das Körnchen darbot, wollte er

nicht sogleich darnach picken; ich brachte ihm die Hand näher, der Vogel wich zurück, verlor das Gleichgewicht, und fiel mit ausgebreiteten Flügeln herunter. Ich haschte nach ihm, ergriff ihn daher vielleicht etwas unsanft, und da er entfliehen wollte, hielt ich noch einige Federn seines Schwanzes fest, die er davonfliegend in meiner Hand ließ. Ich war sehr erschrocken, und der Kaufmann schien es auch. Doch lächelte er mich bald mit boshafter Freude an, und sprach mir zu, daß ich doch das Körnchen verschlucken sollte, weil es den Folgen des gehabten Schrecks vorbeuge; auch dem Prinzen sprach er zu, und wir verschluckten die Körner zu gleicher Zeit. Da fühlte ich eine wunderbare Veränderung mit mir vorgehen, ich war in einen ganz ähnlichen schneeweißen Vogel verwandelt, und als ich nach dem Prinzen hinsah, saß an seiner Stelle ein schwarzer Vogel.

In demselben Augenblicke hatte mich der Fremde, der kein anderer war, als der Zauberer, ergriffen, und in den goldenen Käfig gesteckt, den Ihr zusammen getreten habt. Die Affen fingen an die Ruder zu bewegen, und das Schiff segelte mit ungewöhnlicher Schnelle von dannen ins hohe Meer hinaus. Ich sah noch meinen Vater auf der Terasse sitzen, und die Verwirrung der Diener, als sie das Schiff von dannen fahren sahen; ich glaubte noch die Stimmen der Rufenden zu vernehmen. Allein was konnte ich in meinem Käfig machen? Der schwarze Vogel flog nach dem Vorgebirge zu, und ich habe seitdem von dem Prinzen Mundian-Oppu nichts weiter gehört oder gesehen.

Als wir mein Heimathland nur noch in weiter Ferne sahen, aber außer den Umrissen der Berge nichts mehr darauf erkennen konnten, faßte der Zauberer meinen Käfig, und erhob sich mit mir hoch in die Lüfte, sein Schiff zurücklassend, und trug mich in den Saal auf den Thurm. Wie er den andern weißen Vogel mit sich gebracht, weiß ich nicht, nur so viel weiß ich, daß er ihn sogleich aus der Tasche zog, und zu mir in den Käfig schob. „Da hast du

einen Gesellschafter!" sprach er. Da ich ihn für einen wirklichen Vogel hielt, dünkte ich mich, obgleich unglücklicher, doch für viel besser, und zog mich in einen Winkel zurück. Allein der Vogel kam mir nach, und verfolgte mich ordentlich mit seiner Zudringlichkeit. Endlich verlor ich die Geduld, und pickte ihm nach den Augen. Sogleich pickte er auch nach mir, der Zauberer sah uns eine kleine Weile zu, dann zog er ein Döschen hervor, und nahm aus demselben ein Hirsekörnchen, das er vor den Käfig legte. Er ließ den Vogel nun heraus, und dieser pickte sogleich das Hirsekörnchen auf. Da war er in einen Menschen verwandelt, so häßlich, als Ihr ihn selbst in dem Thurme gesehen habt. Er verlangte von mir, wie ich Euch schon gesagt, daß ich die Gemahlin dieses Unholden werden sollte, indem er mir versprach, daß er mir auf mein Jawort sogleich wieder meine vorige Gestalt geben wolle, und mir im Gegentheile versicherte, daß ich sonst nie, als vielleicht an meinem Geburtstage, die Gestalt des Vogels ablegen würde.

Ich habe nun keinen heißern Wunsch, als wieder nach Selandiv zu meinem Vater zurückzukehren, denn ich weiß, daß er um meinetwillen in tiefer Betrübniß lebet, wenn ihn der Schmerz um meinen Verlust nicht schon zu Grabe gebracht hat."

---

6. Der treue Begleiter in die Heimath.

Bei dem Schlusse dieser Erzählung gedachte Haschem auch mit größerer Lebhaftigkeit wieder seines Vaters, und seiner Seele schwebte das kummervolle Gesicht und die gebeugte Gestalt desselben vor. Denn er konnte bei der großen Liebe desselben zu ihm voraussetzen, daß er sich sehr abgehärmt habe. „Prinzessin", sprach er, „Eure Sehnsucht kann nicht stärker sein, als die meinige. Dennoch schwöre ich Euch zu, daß ich nicht eher zu meinem Vater zurückkehren will,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0239-4

als bis ich Euch entweder selbst in Euer Vaterland geleitet habe, oder doch sichern Führern übergeben kann, die Euch zu Eurem Vater bringen, dem der Himmel, wie dem meinigen, das Leben noch für diese Freude erhalten möge!"

Sie machten sich mit neuen Kräften auf den Weg. Allein der Abend war nicht mehr sehr ferne, und sie mußten sich bald nach einer Stelle umsehen, die ihnen zum Nachtlager dienen könnte. Das Glück war ihnen hold. Sie gelangten bald an eine Stelle, wo ein dichtes, etwas höheres Gebüsche aufgewachsen war. Haschem flocht daraus, ohne die Zweige abzubrechen, einen dichten Hag, der die Prinzessin von allen Seiten verbarg und nur einen schmalen Eingang hatte, vor dem er sich als Wächter niederlegte.

Die Nacht ging gefahrlos vorüber. So ängstlich Haschem auch anfangs dem Schlafe widerstanden, um seine Begleiterin zu beschützen, so war er ihm doch endlich unterlegen, und sie erwachten beide erst, als am Morgen die Sonne schon aufgegangen war. Ihr guter Stern leitete sie bald auch an eine Stelle, wo sie labende Waldbeeren fanden, deren Namen ihnen zwar unbekannt waren, die sie anfänglich auch mit einiger Sorge, ob es nicht giftige Früchte wären, verzehrten. Doch der Hunger ließ sie Alles wagen.

Sie wanderten wieder den ganzen Tag, und ruhten abwechselnd. Doch ward die Reise mit jedem Schritte beschwerlicher. Das Gesträuche war nach und nach immer höher und dichter geworden; sie mußten sich oft zwischen den Stämmen hindurch winden, und ihre Kleider blieben großentheils in Fetzen zerrissen daran hängen. Am vierten Tage hatten sie den Fuß der Berge erreicht. Dort fanden sie angebautes Land und menschliche Wohnungen.

Haschem erkundigte sich, wo sie seien, und fragte nach dem Meere. Die Leute nannten ihm den Namen ihres Landes, der aber weder ihm selbst noch der Prinzessin Handa bekannt war. Jenseits

der hohen Berge sollte ein großes ebenes Land liegen, dessen Küste das Meer bespühle. Diese Nachricht erfüllte sie mit großer Freude.

Sie bestiegen das Gebirge, kamen jenseits in das große ebene Land, und endlich nach einer mühsamen Wanderung, auf der sie im Ganzen siebenzigmal die Sonne auf und untergehen sahen, gelangten sie an die Küste des Meeres. Ein Schiff lag gerade dort vor Anker, und als sie sich nach seiner Bestimmung erkundigten, sagte der Steuermann: „Wir fahren nach Selandiv, um dort eine Ladung Zimmt zu holen." Auf Haschems Frage, wo sie herkämen und wie das Land heiße, in welchem sie sich jetzt befänden, erhielt er die Antwort, daß das Schiff einem Kaufmann aus Balsora gehöre, und daß es durch einen heftigen Sturm an diese unbekannte Küste verschlagen worden sei.

Als die Prinzessin erfuhr, daß das Schiff nach ihrer Heimath segle, war sie sehr erfreut. Sie nahm einen der Edelsteine aus ihrem Stirnband, und gab ihn als Fährgeld für sich und ihren Begleiter. Gleich am andern Morgen wurden die Anker gelichtet, und nach einer glücklichen Fahrt landeten sie an derselben Stelle, wo das Schiff des Zauberers damals vor Anker gelegen, als er die Prinzessin aus ihrem Vaterlande entführte.

Sie ließen sich in einem kleinen Boote ans Land setzen, und Handa führte ihren Befreier in die schön belaubten Gänge des königlichen Gartens. So kamen sie auf diesem Wege auch an die Terasse, von der sie das Schiff damals gesehen. Aber sie traten nicht schnell hervor, sondern hielten sich hinter einem Strauche verborgen. Denn auf der Terasse saß ein tiefbetrübter Greis, der starrte hinaus auf das Meer, während ein Strom von Thränen über seine kummerbleichen Wangen herabfloß. „Ach!" seufzte er dabei, „so wars an jenem Tage, der der Anfang meines Kummers geworden ist. Dort lag das Schiff des Räubers; dort landete der Kahn, der mir die geliebte Tochter und ihren Verlobten entführte! Um diese

Tagesstunde war es sogar. Ich habe seitdem Boten in die entlegensten Länder geschickt, ich habe nach ihr jenseits der fernesten Meere forschen lassen. Sie ist aber spurlos verschwunden! Einsam werde ich sterben und mein Kind nie wieder sehen."

Er schluchzte nach diesen Worten laut, und deckte sein Angesicht, indem er sich vorwärts auf seine Hände niederbeugte. Da wollte Prinzessin Handa zu ihm hervor eilen, doch Haschem hielt sie zurück und sprach zu ihr: „Laßt mich ihn erst auf Eure Wiederkunft vorbereiten; die Freude möchte ihn sonst tödten."

Und er eilte hervor, und fiel vor dem trauernden Könige nieder, und berührte die Erde mit seiner Stirne. Da richtete dieser sich auf und sprach: „Wer bist du? Bist du ein Bettler und begehrst eine Gabe? Sie soll dir werden. Gehe nur voraus in meinen Palast." — Haschem aber stand auf und antwortete: „Wohl mögt Ihr mich in diesem Aufzuge für einen Bettler halten, mein großer König Radga-Singa. Doch wisset, daß in diesem zerrissenen Kleide ein Magier verborgen ist, der es vermag, Euer Weinen in Lachen, Eure Trauerzähren in Freudethränen zu verwandeln."

„Das sollte ein Mensch auf Erden können?" fragte Radga-Singa. „Ich darf nur drei Zauberworte sprechen", antwortete er, „so ist die Verwandlung geschehen. Seid Ihr stark genug, die höchste Freude zu ertragen, die Euer Herz zu denken und zu fühlen vermag?" Bei dieser Frage leuchtete ein Strahl der Hoffnung aus der Seele des trauernden Vaters durch seine thränengebadeten Augen. „Was ist das? Wer bist du, daß du dich Solches vermessen darfst?" fragte er, und Haschem wiederholte seine Frage: „Fühlt Ihr Euch stark genug?" — „Ich glaube, ja!" antwortete der König, und erhob sich mit hoffnungleuchtenden Blicken. „So nahet denn, Prinzessin Handa! Euer Vater ist gefaßt!" rief der Jüngling, und sie flog herzu, und stürzte in die geöffneten Vaterarme. Da war Haschems

Wort in Erfüllung gegangen: sein Weinen war in Lachen, seine Trauerzähren waren in Freudenthränen verwandelt.

Lange lagen sie in freudiger seliger Umarmung. Endlich aber erhob sich Radga-Singa, und winkte Haschem zu sich und sprach: „Du bist ein Magier, wie ich noch keinen gesehen. Du hast mit deinem Zauberspruche die trüben Wolken, die sich um mein Leben gelagert hatten, in hellen Sonnenschein umgewandelt. Jetzt will ich nun aber auch nicht fragen, wer du bist, und was ich dir all zu danken habe; ich will nicht nach den Schicksalen forschen, die dich, meine Tochter, seither betroffen; ich will mich nur der Freude des Wiedersehens überlassen."

Sie fuhren darauf in der königlichen Barke nach der Hauptstadt zurück, und bald verbreitete sich die frohe Botschaft von der unvermutheten Erscheinung der verloren geglaubten Prinzessin. Unzählige Menschen versammelten sich vor dem Palaste, und wollten sich von der Wahrheit des Gerüchtes überzeugen, und Prinzessin Handa trat unter die Pforte und auf die Stufen heraus. Da erscholl ein tausendstimmiges Freudengeschrei, und laut wünschte man ihr Glück und Heil.

---

7. Belohnung.

Nachdem der König in den folgenden Tagen sich von seiner Tochter die Geschichte ihrer Gefangenschaft hatte erzählen lassen, und auch gehört hatte, mit welcher Aufopferung Haschem für sie gesorgt, und als auch Haschem seine Lebensgeschichte erzählt hatte, da ward Radga-Singa auf einmal sehr nachdenklich, und ließ am nächsten Tage alle seine Rathgeber um sich versammeln, um mit ihnen zu berathen, wie er ihn auf angemessene Weise belohnen könne.

„Wenn er nicht so jung wäre", sprachen viele von ihnen, „so müßte er zum Adigar oder Großwessir ernannt werden, der nach dem Könige der Höchste im Lande, oder doch wenigstens zu einem

Dissauwa, der als Statthalter einer der Provinzen des Landes vorsteht. Seine Jugend ist aber zu groß, um ihn zum obersten Richter des Volkes zunächst dem Könige zu machen." Nach langer Berathung erhob sich der Aelteste der Versammlung und sprach: „Radga-Singa, mein großer König und Herr! Der Jüngling hat sich zunächst ein Verdienst erworben um dich selbst und um deine Tochter, die Prinzessin Handa, darum scheint es mir in der Ordnung, daß seine Belohnung auch nicht zunächst von deinem Rathe ausgehen müsse, der die Pflicht hat, nur für das Beste des Landes besorgt zu sein. Mir will vielmehr bedünken, was dem Könige von irgend jemand Gutes widerfahren in seiner Familie, das müsse er auch in seiner Familie belohnen. Wäre ich in gleichem Falle, so würde ich ihn zum Mundiana ernennen, und ihm die Tochter, die er sich durch seine treue Sorge verdient hat, zur Gemahlin geben."

Die ganze Rathsversammlung stimmte diesem Vorschlag bei, und der König gestand, daß dies auch sein Wunsch gewesen. „Ich bin alt", sprach er, „und sehne mich darnach, die Sorge für das Land bald andern Händen übertragen zu können. Auch möchte ich meine Tochter an der Seite eines edlen Gemahls gerne versorgt und glücklich sehen. Der Prinz Mundian-Oppu ist verschwunden, den ich dazu bestimmt hatte, und dieser Jüngling ist, obgleich von geringer Herkunft, doch von edler Seele, und wird sich unter meiner Leitung bald die nöthige Umsicht erwerben, nach mir Recht und Ordnung im Reiche zu handhaben."

Er säumte nicht lange, und ließ sogleich Haschem rufen. Es wurde ihm nun ein Band, das kostbar mit Gold und Silber gestickt war, um die Stirne gebunden, und der König sprach dabei: „Ich ernenne dich hiemit zum Mundiana!" und die versammelten Räthe riefen: „Wir begrüßen dich, Heil dir, Mundiana." Da lächelte Haschem aber und sprach: „Verzeiht meiner Unwissenheit die Frage. Was ist denn ein Mundiana?" Der Aelteste aber trat vor, und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0244-8

antwortete: „Dieser Name bezeichnet die höchste Stufe der Ehre, die der König einem Menschen erweisen will. Du bist dieser Ehre allein würdig gefunden worden, und es lebt jetzt Keiner mehr, der diesen Namen trägt. Denn Mundian-Oppu, der Prinz, ist verschwunden."

Inzwischen war ein großer Elephant von einem Elephantenwärter herbei gebracht worden, der mit kostbaren Decken überbreitet war, und auf diesem stand ein reichgeschmückter Sitz. Auf diesen wurde der neue Mundiana gesetzt und durch die Straßen der Stadt geführt. Herolde gingen vor ihm her, und riefen laut: „Höret, was Radga-Singa, der König des Landes allem Volke verkünden läßt: Dieser Jüngling hat ihm sein theuerstes Kleinod, das ihm verloren war, wiedergebracht. Der König hat ihn aus Dankbarkeit zum Mundiana ernannt, und hat ihm seine Tochter Handa zur Gemahlin bestimmt. Morgen wird die Verlobung gefeiert, und alles Volk ist geladen, in die Höfe des Palastes zu kommen, und an der Feier dieses Festes Theil zu nehmen."

Haschem wußte nicht, wie ihm geschah. Er war mit prachtvollen Kleidern angethan worden, hatte kostbare Waffen von dem Könige zum Geschenke erhalten, und war so hoch geehrt, daß er einen Namen bekommen, den der König nur selten einem Begünstigten ertheilte, und sollte nun auch noch der Gemahl der schönen Prinzessin Handa werden, und dereinst sogar auf dem Throne Radga-Singa's sitzen, und über ein so schönes und reiches Land herrschen.

In solchem Glücke vergaß er seine früheren Verhältnisse, vergaß des Kummers seines Vaters, vergaß Zoraine, seine Jugendgespielin, die Tochter Saads, des treuen Freundes seines Vaters, und dachte nicht mehr an die Heimkehr in sein Vaterland.

Am andern Tage wurde seine Verlobung mit der Prinzessin Handa aufs Feierlichste vollzogen. Die Prinzessin hatte sich dem Wunsche ihres Vaters gerne gefügt, ohne jedoch eine besondere Freude darüber zu äussern, oder eine große Zuneigung zu ihrem künftigen

Gemahl an den Tag zu legen. Demungeachtet war sie sehr freundlich gegen ihn, und behandelte ihn mit größter Achtung und Aufmerksamkeit, denn ihr dankbares Herz vergaß nun im Glücke nicht, was er in der Zeit des Unglücks für sie gethan hatte.

Die ersten Tage und Wochen gingen ihm im Rausche der Wonne vorüber. Dann wurde er von dem Könige zu den Rathsversammlungen zugezogen und in die Geschäfte des Reiches eingeführt. Der König und die Rathgeber hatten oft Gelegenheit, seinen Scharfsinn in Beurtheilung der vorliegenden Fälle zu bewundern, vor Allem aber sein Gefühl für Recht und Ordnung. Bald wurde kein Urtheil mehr gefällt, ohne daß es ihm vorher zur Bestätigung vorgelegt worden wäre, und oft geschah es, daß seine Meinung den Ansichten aller Uebrigen im Königsrathe widersprach; die Gründe seiner Entscheidung siegten aber in allen Fällen. Man sprach bald im ganzen Lande von der Gerechtigkeit und Weisheit des künftigen Eidams des Königes, und wünschte sich Glück, daß er bestimmt sei, dereinst das Land zu regieren.

So waren mehrere Monate vergangen, und hatte ihn vorher der äussere Glanz und die Ehre betäubt, die man ihm erwiesen, so berauschte ihn nun noch mehr das Bewußtsein der allgemeinen Anerkennung, die ihm zu Theil geworden. Es war ein ganzes Jahr vergangen, und schon war der Tag bestimmt, an welchem er mit der Prinzessin vermählt und als Thronerbe des Königs sollte ausgerufen werden.

Eines Tages aber besuchte er nach seiner Gewohnheit wieder seine Verlobte, die Prinzessin Handa, in ihren Gemächern. Als er sich durch eine der Dienerinnen hatte melden lassen, trat er schnell nach derselben ein, und sah noch, wie die Prinzessin eilig ihre Augen trocknete, und als er näher trat, fand er noch die Spuren ihrer Thränen. Er fragte sie theilnehmend um die Ursache ihrer Traurigkeit, und sie wollte sie anfänglich nicht eingestehen. Da er aber unablässig in sie drang, sprach sie endlich: „Nun ich darf Euch wohl

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0246-9
DFG

sagen, warum diese Thränen fließen, denn Ihr seid gut und verständig, und werdet mir kein Verbrechen daraus machen, daß ich ein fühlendes theilnehmendes Herz habe. Ihr wißt, daß ich früher mit dem Prinzen Mundian-Oppu, dem Sohne des Nachbarköniges, verlobt war; ebenso habe ich Euch erzählt, daß dieser von dem Zauberer in einen schwarzen Vogel verwandelt worden, der von dem Schiffe nach dem Vorgebirge der Insel, wo das Lustschloß steht, hinüberflog. Nun muß ich Euch gestehen, daß ich mich um das Schicksal des Prinzen um so mehr bekümmerte, weil ich aus meiner eigenen Verwandlung seine traurige Lage beurtheilen kann. Da habe ich denn auch meine Sehnsucht nicht unterdrücken können, und mich bei einem in geheimen Wissenschaften erfahrenen Tirinanren um sein Leben und jetziges Schicksal erkundigt. Und von diesem habe ich erfahren, daß er noch in seiner Verwandlung lebt, daß er sich aus Furcht vor der Nachstellung der Jäger, die wir Dodda-Waddas nennen, aus unserem Lande in ferne Gegenden geflüchtet habe, und daß es vom Schicksale bestimmt ist, daß er nie seine vorige menschliche Gestalt wieder erhalten kann, wenn ich meine Hand einem andern Gemahle reiche. Mitleid mit diesem traurigen Loose hat mir die Thränen ausgepreßt, deren Spuren Ihr noch in meinen Augen entdeckt habt."

Diese Nachricht machte einen tiefen Eindruck auf Haschem. Er erkannte daraus, daß Handa nur aus Dankbarkeit und aus kindlichem Gehorsam den Wunsch ihres Vaters erfüllte, indem sie sich mit ihm verlobte, daß aber ihre Neigung dem verwandelten Prinzen gehörte. Er sah, daß er sein Glück, der Gemahl einer so edeln Prinzessin und der Eidam des großen Königs Radga-Singa und nach ihm einst der König der reichen und großen Insel Selandiw zu werden, durch das Unglück des Prinzen Mundian-Oppu erkaufe. Er fragte sich, ob dies recht und gut sei, und mußte sich sagen, daß es seinen übrigen Grundsätzen und Ansichten von Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit widerspreche. Er sah ein, daß ihn bisher nur der Rausch des Glückes

umnebelt und das Auge seines Geistes geblendet hatte. Dann kam noch die Erinnerung an seinen Vater hinzu, und die Vorstellung, wie dieser sich in der Unwissenheit über das Schicksal seines Sohnes abhärmen werde. Er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er diesen so ganz vergessen, daß er ihm nicht einmal eine Botschaft geschickt, als er auf der Insel Selandiv angekommen.

Kaum waren aber diese Gedanken und Gefühle in seinem Innern zu klarem Bewußtsein geworden, so faßte er auch einen raschen Entschluß. Er trat vor den König, und entdeckte ihm Alles, und bat ihn, er möge ihn ziehen lassen, um die Pflichten des Sohnes gegen seinen Vater zu erfüllen, die er so lange versäumt. Radga-Singa seufzte tief bei dieser Eröffnung seines künftigen Eidams. Er machte ihm den Vorschlag, er wolle ein Schiff absenden, das seinen Vater abholen sollte, damit er sein Leben im Glücke und in der Gemeinschaft mit seinem Sohne und mit ihm zubringen und beschließen könne. Allein Haschem erklärte ihm mit Bestimmtheit, daß er nie sein Eidam, nie sein Nachfolger auf seinem Throne werden könne. „Ich kann ein solches Glück nicht auf Kosten eines Andern erkaufen!" sprach er. „Ein Anderes wäre es, wenn ich die Bedingung des Schicksals nicht kennte. Nun ich aber weiß, daß der Prinz Mundian-Oppu durch mein Glück für die ganze Zeit seines Lebens in seiner Verwandlung bleiben müßte, daß ich ihm die Möglichkeit raubte, je wieder menschliche Gestalt anzunehmen, würde ich höchst unrecht und grausam handeln, wenn ich mein Glück nicht freudig opferte."

Alle Vorstellungen, alle Einwendungen Radga-Singas waren vergeblich. Auch die Rathgeber des Königes, die beiden Adigars oder Großwessire und die Dissauwa's oder Statthalter der Provinzen baten ihn, im Lande zu bleiben, und an den Geschäften der Regierung ferner Theil zu nehmen. Er blieb aber auf seinem Entschlusse. Der Prinzessin, die seinen Edelmuth bewunderte, versprach er, sobald er seinen Vater gesehen und getröstet, bei allen Weisen

und Magiern seiner Heimath nach dem Aufenthalte des verwandelten Prinzen Mundian-Oppu zu forschen, und Allem aufzubieten, ihr denselben in seiner früheren Gestalt wieder zuzuführen.

Da er so auf keine Weise zu längerem Verweilen zu bewegen war, beschenkte ihn der König mit sehr kostbaren Gaben, besonders mit mancherlei Edelsteinen, die er in seinem Schatze gehäuft hatte, und ließ ihm ein eigenes Schiff ausrüsten und mit allem Nöthigen zu einer langen Reise versehen. Er nahm Abschied, und die Segenswünsche Aller, die ihn kennen gelernt hatten, begleiteten ihn.

---

8. Die Heimkehr zum Vater.

Der Himmel schien die Entschlüsse des heimkehrenden Sohnes zu segnen. Das heiterste Wetter und die günstigsten Winde begleiteten ihn auf der Reise, und glücklich und ohne Unfall lief das Schiff in den Hafen ein. Er nahm einige Diener an, kaufte sich etliche Kameele, welche er mit den Geschenken des Königs von Selandiv belud, und zog so durch Balsora längs dem Flusse gegen Bagdad hinauf.

An einem schönen Abende kam er in der Nähe der Stadt an die Stelle, wo er damals zu den Füßen seines Vaters und Saads gelegen, und ihren Lehren gelauscht hatte. Der Inhalt ihres damaligen Gespräches stieg ihm wieder in seinem Gedächtnisse auf. „Wohl", sprach er bei sich, „ist es wahr, daß auch der Tugendhafte leicht zu einem Fehltritt verleitet werden kann, wenn er nicht wachsam ist sondern in allzugroßem Selbstvertrauen auf sich dahin wandelt. So ist es mir ergangen. Ich dachte, mein Herz werde immer das Rechte wählen, und habe unterlassen zu prüfen, ob das, was ich that, auch recht sei. Auf solche Weise hatte ich die Liebe gegen den Vater sogar vergessen, und hätte beinahe noch größeres Unrecht gethan, indem ich im Rausche meines Glückes das Glück der Prinzessin und ihres ersten Verlobten meiner Eitelkeit geopfert hätte. Aber auch du,

mein theurer Vater, hattest Recht, indem du behauptetest, ein Herz, das von Jugend auf zur Tugend gewöhnt sei, werde sich leicht wieder von kurzer Verirrung auf den rechten Weg zurückfinden. Ich habe die Wahrheit dieser Worte ja an mir erprobt, und ich danke dir mit Thränen dafür, daß du mich frühe zur Tugend gewöhnt hast."

Indem er dies sprach, hob er seine Augen auf, und erblickte an der Stelle, wo damals die Palmen gestanden, eine einfache Hütte. Aus der Thüre derselben trat ein ehrwürdiger Greis mit den Zügen der tiefsten Leiden. Er stand vor der Schwelle stille, und sah den reichgekleideten Jüngling an dieser einsamen Stelle mit Verwunderung an; der Jüngling betrachtete ihn. Doch plötzlich erkannte er die Züge des Greises, und warf sich vor ihm auf die Kniee und ergriff seine Hand und beugte sein Haupt darauf, und benetzte sie mit häufigen Thränen, und bedeckte sie mit Küssen. „Mein Vater!" rief er, „bist du es wirklich? So sehr hast du gealtert in dem Laufe so weniger Jahre? Das ist meine Schuld! Vater, vergib deinem leichtsinnigen Sohne, der dich im Schooße des Glückes vergessen konnte?"

Naïma erhob aber seine andere Hand über ihn, und segnete ihn und sprach: „Steh auf, mein Sohn! steh auf! Wer Reue fühlt, dem ist vergeben!" Er erhob sich, und lag in seines Vaers Armen. Indem er aber aufsah, kam ein Mann daher mit ener Jungfrau, deren Züge ihm ebenfalls bekannt waren. Es var Saad und seine Tochter Zoraïne, Haschems Jugendgespielin.

Nach der ersten Bewillkommung setzten sie sich, und Haseem erzählte ihnen Alles, was er seit jenem Abende erlebt hatte. Er erzählte wahr, und bekannte mit Aufrichtigkeit, wie er seines Vaters vergssen und beinahe in größere Fehler verfallen, weil er von seinem unverofften Glücke geblendet, eitel geworden auf äußere Größe und Ehe.

Indem sie so saßen, bemerkten sie drei Vögel, die ausweiter Ferne immer näher kamen, und einander zu verfolgen schinen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0250-1

Bald erkannten sie einen schwarzen Vogel, der ängstlich vorausflog, und von einem großen Raubvogel verfolgt ward. Er würde seinen Raub leicht erreicht haben, allein auch er wurde von einem andern noch größern Raubvogel verfolgt, und suchte diesem durch Ausweichen, bald auf die eine und bald auf die andere Seite zu entgehen. Gleichwohl ließ er nicht von der Verfolgung des schwarzen Vogels ab.

Endlich kamen sie ganz nahe. Der verfolgte schwarze Vogel flüchtete auf Haschems Schoos, der Raubvogel stürzte von seinem Verfolger erreicht vor ihren Füßen zur Erde, und ward von seinem starken gekrümmten Schnabel und seinen kräftigen Fängen aller Gegenwehr ungeachtet zerfleischt und getödtet. Kaum war er aber unter den letzten Zuckungen verschieden, so verwandelte sich der Sieger, und nahm die Gestalt eines ehrwürdigen Greises an. Er wandte sich zu Haschem, der noch ganz erstaunt war, und sprach: „Tauche schnell den Zeigefinger deiner rechten Hand in das Blut dieses Schändlichen und benetze damit den Schnabel des schwarzen Vogels."

Haschem gehorchte schweigend, und kaum hatte er den Schnabel des Vogels mit dem Blute benetzt, so verwandelte sich dieser, und ein schöner Jüngling, in königlichem Gewande, stand vor ihnen. „Erräthst du, wer es ist?" fragte der Greis. „Mundian-Oppu?" fragte Haschem, und der Greis antwortete: „Er ist es!" und da er den Jüngling mit staunend fragender Miene stehen sah, sprach er: „Du begreifst nicht, wie und warum das Alles so geschehen mußte. Ich könnte dir den Zusammenhang wohl erklären. Doch wozu? Den schwachen Menschen geziemt es nicht, alle die geheimen Fäden zu erkennen, an welchen ihre Schicksale geleitet werden. Dir genüge zu wissen, daß du dies Alles erleben mußtest, um geprüft zu werden. Du bist bewährt befunden, und das Schicksal belohnt dich, indem es dir Zoraïne, die fromme Gespielin deiner Jugend, zur Gemahlin gibt.

Da wendete sich Haschem gegen Zoraïne, und sah fragend auf

Saad, ihren Vater. Dieser aber sprach: „Mit Freuden gehorche ich dem Willen des Schicksals! So wird mir ja zugleich der höchste Wunsch meines Herzens erfüllt.“

„Aber“, fuhr der Greis fort, „wißt, daß der getödtete Raubvogel der Zauberer war, der Prinzessin Handa und den Prinzen Mundian-Oppu verwandelt hatte. Auch sie mußten ihre Prüfung bestehen. So war es vom Schicksale bestimmt. Doch weil er nur aus eigensüchtigen Absichten die Wege des Schicksals erfüllte, und seine Rache noch üben wollte, wo sie nicht verdient war, hat mich der König der Geister bestimmt, ihn mit dem Tode zu bestrafen.“ Mit diesen Worten verschwand er ihren Blicken.

Sie zogen nun in seliger Vereinigung nach der Stadt, und Naïma, der sich die Hütte am Saum des Waldes erbaut hatte, um seiner Trauer an dieser Stelle nachzuhängen, wohnte fortan wieder bei seinen Kindern.

Der Prinz Mundian-Oppu fuhr mit demselben Schiffe, das Haschem gebracht hatte, nach der Insel Selandiv. Er wurde mit unbeschreiblicher Freude dort aufgenommen, und ward bald darauf der Gemahl seiner früheren Verlobten.

Haschems Name lebte aber noch lange in dankbarem Andenken bei ihnen und bei allen Bewohnern der Insel.

Als der Kalif Harun al Raschid aber von der Wiederkehr Haschems Kunde erhielt, ließ er ihn vor sich rufen. Er mußte ihm seine Geschichte erzählen, und der Kalif fand solchen Gefallen an ihm, daß er ihn in seinem Palaste aufnahm und ihm eine ansehnliche Stelle an seinem Hofe ertheilte. Aber seine Geschichte ließ er aufzeichnen in die Geschichtsbücher seines Reiches. Als in der Folge Giafar seines Alters wegen in Ruhe zu leben wünschte, erhob der Kalif Haschem an seine Stelle zum Großwessir, und dieser wirkte lange zur Zufriedenheit seines Gebieters und zum Glücke des Volkes, dessen Liebling er geworden.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0252-2
DFG

Inhalt.

Seite

Vorrede V

I. Das Mährchen von Jussuf aus Balsora . . . 1

II. Das Mährchen von den beiden Talismanen . . 89

Erstes Kapitel 91
Zweites „ 97
Drittes „ 106
Viertes „ 114
Fünftes „ 122
Sechstes „ 132

Das Mährchen von Jalaladdin aus Bagdad . . 141

Das Mährchen von Haschem aus Bagdad . . . 189

1. Der verlorene Sohn 191
2. Der theilnehmende Herrscher 197
3. Der Gefangene 202
4. Die Befreiung 211
5. Die Geschichte der Prinzessin Handa 216
6. Der treue Begleiter in die Heimath 221
7. Belohnung 225
8 Die Heimkehr zum Vater 231

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0253-8

DFG

Kupfer.

Das Kupfer zum ersten Mährchen gehört zu Seite . . Seite 79

Das Kupfer zum zweiten Mährchen gehört zu Seite . . 136

Das Kupfer zum dritten Mährchen gehört zu Seite . . 156

Das Kupfer zum vierten Mährchen gehört zu Seite . . 232

Anträge jeder Art vom Gebiete der Erziehungslehre sieht der Verleger über Leipzig unter Addresse H. L. Herbig postfrei oder durch Buchhändlergelegenheit, mit Vergnügen entgegen.

Gedruckt bei Blum und Vogel in Stuttgart.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0254-3

Bei dem Verleger dieser Mährchen sind noch folgende mit Recht zu empfehlende Werke zum Unterrichte und zur Unterhaltung für Gebildete erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Vollständige

lexigraphische Abhandlung

der

französischen Zeitwörter

zum Gebrauch für Deutsche, mit einer synoptischen Tabelle der Conjugation derselben, nach einer gleichförmigen und faßlichen Methode aufgestellt, nebst einer Mustertabelle nach dem von der französischen Universität angenommenen Systeme, den Verbesserungen Casalla's, Vanier's, Lemare's, Braconnier's, Bescherelle's, der Grammaire nationale und dem grammatischen Journale bearbeitet von

G. H. F. de Castres de Tersac,

Verfasser der polyditaktischen Grammatik der französischen Sprache ꝛc.

Preis cart. 9 ggr. in Partieen billiger.

Dieses nach dem von der französischen Universität in Schulen eingeführte System, und den besten Quellen bearbeitete Werkchen, stimmt im wesentlichen mit der ausgezeichneten Abhandlung von „Fuchs" über die sogenannten unregelmäßigen Zeitwörter in den romanischen Sprachen überein, und wenn auch der durch mehrere Werke, über die französische Sprache bekannte Verfasser, sich eher zu dem Systeme Casalla's und der neuesten französischen Grammatiker hingeneigt hat, so ersezt derselbe doch alles, was bisher über die französischen Conjugationen erschien, weil es in einer einzigen Tabelle sämmtliche Formen und Abweichungen der Verben umfaßt. Es eignet sich dadurch ebensowohl zur Einführung in Schulen, als auch zum Privatunterrichte und kann sogar Erwachsenen und Geübteren als Hülfsmittel zum Nachschlagen in zweifelhaften Fällen empfohlen werden.

The Rivals,

a Comedy in five Acts

by

Richard Brinsley Sheridan.

Mit besonderer Rücksicht auf die grammatischen Eigenheiten und Idiotismen der englischen Sprache bearbeitet, und mit zahlreichen Beispielen aus älteren und neueren Musterwerken erläutert von

H. Croll.

Sheridan, von dem Byron sagt, er habe die beste Komödie (die

Nebenbuhler), die beste Oper, die beste Posse, den besten Monolog, und allen die Krone aufzusetzen, die beste Rede, die je in dem freien, meerumgürteten Albion gehalten ist, geschrieben, — Sheridan nimmt in dessen neueren dramatischen Schule unstreitig den ersten Rang ein. Seine Rivals ist die erste Musterkomödie, welche diese Schule darbietet. Sie vereinigt die glänzendsten Geistesblitze, den übersprudelndsten Humor, mit der höchsten Feinheit und Eleganz, deren eine Sprache fähig ist. Die Reinheit und Leichtigkeit ist in diesem Lustspiele bis zu einer Meisterschaft gesteigert, die dasselbe so lange lebendig erhalten müssen, als die englische Sprache noch gesprochen wird. Dieser funkelnde Edelstein in der englischen dramatischen Literatur, hat seinem Verfasser einen unsterblichen Namen verschafft, und wird stets als ein Denkmal der glänzendsten Geistesschöpfung und des feinsten Geschmacks gehalten werden.

Es soll diese Comödie ganz besonders die Stelle der unzureichenden dialogues als Vorübung zur freien Conversation einnehmen, indem sie den Schüler mit einer großen Menge von Worten und Wendungen bekannt macht, die der Sprache des Umgangs angehören, und außer einer wirklichen Musterconversation auch Anregung zum selbstständigen Gebrauche solcher Muster gibt. Es eignet sich daher dieses lebendige Dialogenbuch ganz besonders für den öffentlichen und Privatunterricht.

☞ Der Preis ist cartonirt ½ Rthlr. und bei Partieen bedeutend billiger; Lehrer erhalten ein Freiexemplar.

Gulliver's

Voyage to Lilliput

by

Jonathan Swift. D. D.

Zum Uebersetzen aus dem Englischen ins Deutsche, mit einem Wörterbuche und einer Tafel der unregelmäßigen englischen Zeitwörter versehen. Herausgegeben von

Henry Clifford.

Preis cart. 9 ggr. bei Partieen billiger.

In dem Vorworte zu dieser Ausgabe heißt es: „Wenn je ein englisches Werk zur Erlernung dieser Sprache geeignet ist, ist es gewiß vor allem die Reise Gullivers von Jonathan Swift. Nicht allein nimmt dieses Werk in der englischen Literatur einen der ersten Plätze ein, sondern es zeichnet sich durch eine schöne verständliche Sprache aus. Aber was es zum Lesebuche noch besonders empfiehlt, ist der ungemein, für das jugendliche Gemüth, anziehende und doch zugleich belehrende Inhalt, weil dieser fast alle häuslichen Einrichtungen, Lebensbedürfnisse, gesellschaftlichen Zustände und Verhältnisse berührt, wodurch der Schüler auf dem kürzesten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0256-5
DFG

und angenehmsten Wege mit allen im menschlichen Leben vorkommenden Benennungen bekannt gemacht wird."

Der beste Beweis der Brauchbarkeit ist die Einführung dieser Ausgabe in zahlreichen Schulen fast durch ganz Deutschland, wozu die correkte und gute Ausstattung und Preis beitragen mag.

Vergißmeinnicht,

eine

Geburtstags- und Weihnachtsgabe

für

Kinder der höhern und höchsten Stände von fünf bis zehn Jahren,

von

Lossius.

Mit acht farbigen Bildern.

Elegant ausgestattet. Preis 1 Rthlr.

Diese den Kindern der vornehmen Welt nicht allein, sondern der Fürsten ebenfalls gewidmete Gabe, hat sich die Aufgabe gestellt, auf unterhaltende Weise den Kleinen schon frühe auf ihre Pflichten und ihr Betragen in spätern Jahren spielend hinzuleiten und glauben annehmen zu dürfen, daß dieser Zweck durch die Geschichtchen nicht als ganz verfehlt anerkannt werden wird.

Danneckers

Werke in einer Auswahl,

herausgegeben von

C. Grüneisen und Th. Wagner.

4. Gebunden 2½ Rthlr.

Deutscher und französischer Text.

Die hauptsächlichsten Werke des ersten deutschen und christlichsten Bildhauers erscheinen hier zum erstenmale in treuen Abbildungen nach den Werken selbst gezeichnet; eine kurze Erklärung besagt das nähere.

Die Werke eines Schöpfers von Schillers Büste, der Ariadne auf dem Panter, vom Christus und Johannes u. A. werden gewiß von jedem Künstler und Kenner und Freunde der Kunst freudig aufgenommen werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0257-0

W. Waiblinger's

gesammelte Werke,

mit des Dichters Leben von **H. v. Canitz.**

Mit Kupfern. 9 Bände vollständig 4½ Rthlr.

Zweite rechtmässige Gesammtausgabe.

In der von F. v. Schlegel begonnenen und von Th. Mundt bis auf die neueste Zeit fortgesezten Geschichte der Literatur heißt es von Waiblinger: „Der wilde Ueberschwang seines Geistes machte sich zuerst in höchst formlosen aber von originellem Streben zeugenden Dichtungen Luft, die alle Schlacken und Schärfen der modernen Skepsis in sich trugen. Sein Aufenthalt in Italien wurde zu einer glücklichen Wendung auch für sein schaffendes Dichtertalent, und die Reihen der dort von ihm begonnenen und theilweise ausgeführten, lyrischen, dramatischen und novellistischen Dichtungen zeigt ihn in einer merkwürdigen Läuterung und Erhöhung begriffen. Besonders sind seine Schilderungen italienischer Sitte, Natur und Volksthümlichkeit, die er in seinem Taschenbuch aus Griechenland und Italien gegeben, meisterhaft zu nennen."

Der Inhalt der 9 Bände ist folgender: Waiblinger's Leben. — Die Britten in Rom, Novelle. — Francesco Spina, eine Erzählung. — Das Abentheuer von der Sohle. — Das Märchen von der blauen Grotte. — Das Blumenfest, Novelle. — Friedrich Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn. — Die heilige Woche, Charaktergemälde. — Drei Tage in der Unterwelt. — Rosa Taddei. — Aus Waiblinger's Tagebuch. — Anna Bullen, Trauerspiel. — Die Nacht in St. Peter. — Sinngedichte und Epigramme. — Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands. — Blüthen der Muse, Gedichte. — Die Umgebungen Roms und Neapel und Sicilien, Reiseerinnerungen.

Eduard Wiebe,

die

Anfänge des Englischen

bis zum Lesen und Uebersetzen eines leichten Classikers. In Verbindung mit dem Anschauungsunterrichte. Mit Vorrede vom Schullehrer des neunzehnten Jahrhunderts.

Preis geh. 9 ggr. in Partieen billiger.

Diese nach den Grundsätzen des berühmten pädagogischen Werkes: „Der Schullehrer des neunzehnten Jahrhunderts" bearbeitete kleine englische Sprachlehre hat sich als durchaus praktisch bewiesen (was doch bei solchen Schriften immer die Hauptsache ist) und dadurch Eingang in viele Schulen und Privathäuser gefunden; Druck und Preis werden gewiß befriedigen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0258-6
DFG

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1957-p0263-3
DFG